

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.



Erzählung einer Schwester.

Familienerinnerungen,

gesammelt von

Frau Augustus Craven,

geb. La Ferronnays.

Deutsch

von

A. Cornelius.

Man verliert niemals Die, welche man liebt in Dem, den man nicht verlieren kann.

St. Augustinus.

Autorisirte Uebersetzung.

Erster Band.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.

1868.



Mainz,
Druck von Franz Sausen.

Mein Gott!

Dein Name soll der erste sein, den ich beim Beginne dieses Buches nennen will. Ich möchte durch dasselbe die Liebe zu dir noch inniger erwecken, als zu Denen, welchen ich es widme.

London, 1852.

Erster Theil.



Give me the pleasure with the pain,
So would I live and love again.

Byron.

„Gieb mir die Freude wieder mit dem Schmerz, so will ich leben wie ich gelebt, lieben wie ich geliebt!“ So ungefähr drückte ein Dichter der Neuzeit ein dem Unsrigen gleichartiges Gefühl aus, das uns die schmerzlichste Erinnerung wünschenswerther erscheinen läßt, als die Vergessenheit, welche das Süße mit dem Bitteren der Vergangenheit vernichtet. Und so empfinde auch ich. Es ist keine allgemeine Wahrheit, die den berühmten Versen Dante's innewohnt:

. . . . . Nessun maggior dolore
Che ricordarsi del tempo felice
Nella miseria . . .

O nein! ich wünsche weder die Freuden, die ich genossen, noch die Schmerzen, welche ich erduldet, zu vergessen. Ich segne Gott für beides und auch für die Richtung meines Geistes, die ihn treibt, die Spuren Derer unaufhörlich zu verfolgen, die ihm theuer waren im Leben. Die Erinnerung an die glücklichen Tage, die mich mit ihnen verbanden, blieb für mich eine

Freude und ein Schmerz: und, weit davon entfernt, Vergessenheit vom Himmel zu erflehen, bitte ich ihn, die entschwundene Zeit stets treu und lebendig dem Gedächtniß zu bewahren, und mir die Fähigkeit zu verleihen, Diejenigen zu schildern, in deren Umgebung ich gelebt, und das Glück, das sie über mein Leben verbreiteten, auch dem Verständniß Anderer nahe zu führen. Ach, an sie zu denken und von ihnen zu reden ist mir, seitdem sie nicht mehr sind, so süß, wie es mir war, mit ihnen zu verkehren, als sie noch lebten.

Es wurde daher die Lieblingsbeschäftigung meines Lebens, alle Briefe und Papiere zu sammeln, die von ihrer Seele Kunde geben. Nicht ohne ein Gefühl zärtlichen Stolzes zeigte ich zuweilen Andern diese Zeilen, und freute mich zu sehen, wie selbst Gleichgültige beim Lesen einzelner dieser Blätter, die ich zu sammeln und zu ordnen unternommen, von Rührung oder von Bewunderung erfüllt waren. Es leitete mich bei meiner Arbeit, ich gestehe es, der Wunsch, es möge das süße Aroma der Erinnerung an die Verfasser jener Schriftstücke über den Kreis Derjenigen, die sie geliebt, hinaus gehen, und auch die berühren, welche ihnen ferner standen. Und sollten sich unter den Lesern einige befinden, welchen die Liebe Gottes fremd ist, so dürfte vielleicht durch diese Zeilen das Verlangen in ihnen erwachen, jenes göttliche Gefühl kennen zu lernen, das Jenen innewohnte, die sie schrieben. Ich wage es, zu glauben, daß ihnen diese Lectüre einiges Interesse abgewinnen und einigen Reiz gewähren wird, und daß

sie dieselbe nicht beendigen werden, ohne sich zu fragen, ob es wahr sei, was Einige behaupten, daß die frommen Gebräuche des katholischen Lebens „die Entwickelung der Intelligenz beeinträchtigen, die Seele knechten“ [1]), oder das Herz erkälten, — und ob vielleicht nicht gerade im Gegentheil diese Gott so wohlgefälligen Wesen, sogar im rein menschlichen Sinne, ihres allergrößesten Zaubers beraubt sein würden, wenn sie jene Frömmigkeit entbehrten, welche alles in ihnen belebt. O ja! ich gebe auch ferner zu, daß es mir lieb sein würde, wenn Diejenigen, welche in unseren Tagen ein so abschreckendes Bild von dem Frauenherzen entwerfen (das sie ähnlich glauben), diese Zeilen mit einiger Aufmerksamkeit zu lesen sich entschließen könnten, die alle Regungen in sich fassen, welche die Jugend bewegen. Werden sie finden, daß die von Gott ganz ausgefüllten Herzen der Zärtlichkeit für Die entbehrten, welche sie auf Erden liebten, oder daß es ihnen an Begeisterung für die Schönheiten der Natur und Kunst gebrach? Werden sie denken, daß die Idee des Jenseits ihren natürlichen Frohsinn beeinträchtigte, daß mit einem Wort, diese liebenswürdigen Wesen, deren äußere Vorzüge die Bewunderung so Vieler erregten, welche ihr Inneres nicht kannten, strenge, finstere und mürrische Menschen waren? In dieser Beziehung, und gerade eben weil sie in der Welt gelebt und nicht im Kloster, weil sie von den gewöhnlichsten und zugleich lebhaftesten Empfindungen bewegt wurden, glaube ich, daß dieses Buch

1) Lord John Russell. Brief an den Bischof von Durham.

für Einige von Nutzen sein könnte, welche von einer Erzählung von mehr heroischer Färbung vielleicht abgeschreckt und entmuthigt würden. Darum wagte ich es bei dem Beginn dieser Arbeit zu sagen, daß ich sie mehr noch Gott als Denen widme, von welchen darin die Rede ist, weil ich lebhafter hoffe, dadurch ihrer Liebe zu ihm als meiner Zärtlichkeit für sie zu genügen.

Die Hauptschwierigkeit bei diesem Unternehmen wurde mir durch den übergroßen Reichthum an Material, welches der Tod um mich angehäuft hatte, durch die Verlegenheit der Wahl des für meinen Zweck Nothwendigen, und der Ausscheidung des Ueberflüssigen bereitet. Die Zahl der sich bereits in meinem Besitz befindenden Briefe vermehrte sich durch eine Fülle von Notizen, Tagebüchern und Manuscripten aller Art. Das traurige Glück, einst die Verwahrerin aller dieser Schätze zu werden, aus denen ich nun schöpfe, hätte ich mir früher wohl nicht träumen lassen.

Unter diesen vielfältigen Manuscripten befindet sich eines, welches so interessant und vollständig ist, daß es die Unzulänglichkeit der Uebrigen zu ergänzen wohl im Stande ist, und für sich allein beinahe das Material zu dem ganzen ersten Bande dieses Werkes liefert.

Es ist dieses die Geschichte Derjenigen, welche durch ihre Vermählung mit meinem Bruder Albert meine Schwester, und zwar eine so vertraute und geliebte Schwester geworden ist, daß die Bande des Blutes mich kaum inniger mit ihr vereinen konnten. In dem Alter, wo das Kind zur Jungfrau übergeht, begegnete ich ihr zuerst in Rußland, um sie in den schönsten Tagen un-

serer Jugend in Italien wieder zu finden. Alexandrine war durch jene Gleichheit des Alters und der Geschmacksrichtungen, welche fast immer die Basis der Freundschaften junger Mädchen bilden, mit mir verbunden; später jedoch durch das innigere Band ernster Gedanken. Unsere Freundschaft gehörte zu denjenigen, welche nichts im Leben zu erschüttern vermag, und welche selbst der Tod nicht zu zerstören im Stande ist. Als in Folge von Umständen glücklicher und eigenthümlicher Art diese liebe Freundin ein Mitglied unserer Familie wurde, war sie dies so vollständig geworden, daß es selbst meiner Mutter schwer fallen mochte, sie nicht für unsere Schwester und eine von ihr selbst geborene Tochter zu halten. Nach dieser Epoche verlebten wir die glücklichsten, doch auch die schwersten Stunden mit einander. Gott gab uns Freuden und Genüsse, aber auch Schmerzen seltener Art auf Erden, und weihete endlich so viele Herzensbündnisse durch ein Band, das heiliger und fester ist, als alle anderen. Hatte uns bisher die Zuneigung, gleiche Geschmacksrichtung und die Sympathie so lange Jahre in Lust und Weh verbunden, so war es nun die Glaubensgleichheit, die uns noch fester und noch inniger vereinigte; wir genossen bei neuen Prüfungen mit einander die so tiefen, göttlichen Tröstungen derselben Religion, ein Umstand, der diese Phase unserer Freundschaft zu der reichsten und kostbarsten unseres ganzen Lebens machte.

Diese Epoche theilt das Leben Alexandrinens in zwei Hälften: die eine ist durch die verschiedenartigsten Ereignisse und Bewegungen ausgefüllt, die andere allein

durch Gott, den sie gesucht und gefunden in der vollkommenen Annahme des Opfers — einer so vollständigen und so sanften Annahme, daß eher die zweite als die erste Phase dieses kurzen, ausgefüllten Lebens als die „glückliche" bezeichnet zu werden verdient. Sie fand das Glück in Wahrheit, das ungetrübte, ewig heitere, nie endende Glück in demselben Abgrund, der es, wie sie wähnte, für immer verschlungen hatte.

Ehe sie jedoch dies Ziel erreicht, in dem Augenblicke, wo für sie die mit allem Reiz der Liebe, der Jugend und des Glückes geschmückte Welt verschwunden, und die Zukunft ihr nur die Aussicht auf ein hartes Opfer, das sie angenommen, dessen Süßigkeit sie aber noch nicht kannte, warf sie einen letzten Blick auf die so theure, kaum entschwundene Zeit, und fand den ersten Trost darin, die Spuren von allen dem zu sammeln, was sich seit der Zeit ereignet hatte, in der sie Albert kennen lernte, bis zu dem Augenblick, wo sie ihn sterben sah. Sie nannte diese Arbeit: *Unser Leben und unsere Liebe*. Ihre Erzählung war so genau und vollständig, daß, wenngleich sie nur einen Zeitraum von vier Jahren in sich faßte, sie in gedrängten Zeilen ein Manuscript von drei starken Bänden füllte, wovon der erste: *Liebe*, der zweite: *Liebe und Vermählung*, der dritte: *Liebe, Vermählung und Tod* betitelt ist.

Es werden darin die einfachsten und erhabensten, die romantischsten, leidenschaftlichsten, gottseligsten und herzzerreißensten Dinge in einem so schlichten, rührenden und immer wahren Styl erzählt, daß es bedauerns-

werth erscheint, etwas davon zu unterdrücken. Dennoch ist es nicht zu leugnen, daß eine Jahre lang, von Stunde zu Stunde fortgesetzte Erzählung, eine Art Photographie des Lebens in seinen kleinsten, unbedeutendsten Details nur ausschließlich für die Freunde der Erzählerin und Diejenigen, von welchen sie spricht, von Interesse sein kann, Andere jedoch auf die Dauer ermüden muß. Anderseits trug der Character Alexandrinens das Gepräge einer scrupulösen Wahrheitsliebe. Sie wollte nur die exacte Wahrheit berichten, und die Furcht, zu übertreiben, der Wunsch, das Schlimme wie das Gute, zu sagen, ließ sie eine Fülle überflüssiger Notizen anhäufen, welche unnöthigerweise ihre Erzählung verlängerten. Ich bemühte mich oft, sie einzuschränken, wenn ich, über ihre Schulter gebeugt, das las, was sie schrieb, oder wenn ich neben ihr sitzend, sie ihr Manuscript vorlesen hörte, in welchem ich meine eigenen mit ihren Erinnerungen vermischt fand. O wer hätte mir damals gesagt, daß ich sie einst ohne sie lesen würde! Wer hätte mir gesagt, daß ich die in jener Erzählung am häufigsten Genannten und die Erzählerin selber überleben würde! Daß es dereinst meine Aufgabe sein werde, das Leben dieser geliebten Personen nicht nur ihren Freunden, sondern auch Unbekannten zu enthüllen, daß ich es unternehmen werde, die Gedanken und Gefühle mit den Namen dieser Theuren jener schrecklichen Welt preis zu geben, welche man die Oeffentlichkeit nennt! .... Eine solche Voraussicht lag sehr fern von uns, sie lag so weit ab von

dem Bereiche unserer Gedanken, wie das Unglück, das sie verwirklichen sollte.

Meine Absicht ist also, längere Auszüge aus dem Manuscripte Alexandrinens zu entnehmen, nicht allein, weil nchts sie besser selber zu schildern vermag, sondern auch, weil alle Personen, von welchen in diesem Buche die Rede sein wird, hier schon gezeichnet sind, und weil es diese schon sehr genau kennen heißt, wenn man dasjenige gelesen hat, was hier über sie geschrieben wurde. Neben Albert, dessen von ihr entworfenem Porträt nichts hinzuzufügen ist, erscheint jene liebenswürdige, mir über alles theure Schwester, deren Angedenken mein Herz noch mehr als das der Andern hegt, Eugenie, deren zärtliche Liebe das höchste Glück meines Lebens war, und um deren Tod ich ungeachtet der Jahre, die darüber hingegangen und der neuen Leiden, die mich trafen, einen Schmerz erduldet, der, schärfer, schneidender, unauslöschlicher, untröstlicher als alle andern, ewig dauern wird. Eugenie füllte in dem Leben Alexandrinens beinahe einen so wichtigen Platz aus, als in dem Meinigen, und es ist oft in ihrem Manuseript von ihr die Rede, welches für die Dauer der Jahre, die es umfaßt, allem genügt. Allein es endigt bei dem Tode Alberts, der im Jahr 1836 erfolgte, und es würde mir einige Mühe verursachen, es fortzusetzen, wenn nicht die Erzählung durch Briefe Eugeniens und Alexandrinens selber ihren natürlichen Fortgang fände. Diesen schließen sich ferner noch Briefe meiner jüngern Schwester Olga an, die wir am Ziele eines Lebens, das nur den kurzen Zeitraum von zwanzig Jahren umfaßte, ihre

Seele mit dem Frieden eines Kindes und dem Muth einer Heiligen Gott wiedergeben sahen.

Das sind die Erinnerungen, die ich in diesen Zeilen zusammenfassen will, mit denen sich auch unaufhörlich das Andenken meiner geliebten Eltern vermischt. Ich hoffe, daß sich unter Denjenigen, welche sie lesen werden, kein kritischer, übelwollender Geist befindet, und daß sie das erreichen, was ich dadurch erstrebe: einige fromme Seelen zu rühren, und einige leidende Herzen zu trösten. Solche aber sind duldsam; sie werden mir nicht den Vorwurf machen, der Lobredner der Meinigen zu sein, was mich Andern gegenüber in Verlegenheit setzen würde. Allein es bleibt noch ein anderer Punkt zu erwähnen, welcher, ich fühle es, einer noch größeren Entschuldigung bedarf. Es ist dies die Obliegenheit, auch des mir selber von meinem Bruder und meiner Schwester gespendeten Lobes zu gedenken. Man wird vielleicht glauben, es sei kürzer und besser, anstatt mich deshalb zu entschuldigen, diese Lobeserhebungen auszulassen; ich würde es jedoch für ein Unrecht erachten, selbst die übertriebenen Ausdrücke ihrer Zärtlichkeit zu unterdrücken. Ich habe sie also beibehalten, und ganz besonders in den Briefen Eugeniens, wo diese in Wahrheit noch ehrenvoller für sie selber, als trostspendend für mich sind; denn zwischen Derjenigen, deren Herz einer so großmüthigen und aufopfernden Neigung fähig war und Jener, welche der Gegenstand dieser Neigung war, soll der beste Theil, wie man wohl sehen wird, der ersten gegeben werden.

Ich bin noch eine Erklärung darüber schuldig, warum

ich von Zeit zu Zeit auch Briefe von mir selber in dieser Sammlung vorführe. Ich glaubte dieses zur größeren Vollständigkeit der Erinnerungen thun zu müssen, weil es mir practischer erschien, die Lücken in der Erzählung durch Briefe, welche ich in jener Zeit geschrieben, als aus dem Gedächtniß auszufüllen. Ich werde mich bemühen, eine Erzählung, die aus so verschiedenartigen Fragmenten zusammengesetzt ist, so wenig unzusammenhängend wie möglich zum Vortrag zu bringen. Sollte mir dies jedoch nicht gelingen, und dieses Buch als ein in der Form durchaus mangelhaftes und verfehltes beurtheilt werden, will ich mich nicht beklagen, wenn nur einige einfache, fromme Gemüther, für welche es hauptsächlich geschrieben, und an deren Beifall mir allein gelegen ist, dadurch erbaut werden. — Gott verhüte, daß bei einem solchen Unternehmen die literarische Eitelkeit auch nur den allergeringsten Antheil ha be, oder daß ich darnach trachten sollte, dadurch für mich selber Lob zu ärnten.

Carl, mein ältester Bruder, kam erst mehrere Jahre nach der Vermählung meiner Eltern zur Welt [1]), und

---

1) Mein Vater und meine Mutter vermählten sich in Klagenfurth in Kärnthen, woselbst die Armee Condés, zu welcher auch meine beiden Großväter, die Grafen la Ferronnays und Montsoreau gehörten, im Jahr 1802 cantonnirte. Meine Mutter hinterließ uns ein für uns sehr kostbares Vermächtniß, ein Manuscript, welches von ihrer Jugendzeit, von dem Elend und den Gefahren, aber auch von der Resignation und dem frohen Muthe der Emigration Kunde giebt, — von jener Emigration,

blieb lange Zeit ihr einziges Kind. Später wurden ihm noch neun Geschwister geboren. Diese zahlreiche Familie verminderte sich im Lauf der Zeit um vier Kinder, die im zartesten Alter starben. Sieben jedoch wuchsen heran, und sehr lange Zeit auf Erden bestand die Familie meiner Eltern aus sieben Gliedern. Heute befindet sich die gleiche Anzahl im Himmel, denn drei meiner Geschwister folgten in reiferer Jugend denjenigen nach, welche vor ihnen in der Wiege lagen [1]).

---

welche nachträglich eine so strenge Beurtheilung erfuhr, die jedoch nach meiner Ansicht dem französischen Adel Gelegenheit gab, Tugenden zu entwickeln, die wohl Vergebung für den politischen Irrthum beanspruchen können, den man ihr zum Vorwurf macht. Während die armen Opfer, welche ihr Blut für dieselbe Sache auf dem Schaffot verspritzten, eine gerechte Bewunderung erregten, tadelte und verspottete man Diejenigen oft über Gebühr, die mit ihrer Treue und Armuth in die Verbannung gegangen waren, woselbst sie ihres Namens würdig gelebt, unabhängig und einfach, den Fremden Achtung einflößend, ohne jemals ihr Mitleid anzuflehen, und in allen Ländern dem französischen Namen Ehre machend . . . — Man wird wenigstens uns Kindern und Enkeln der Emigranten es vergeben, daß wir mehr Stolz als Bedauern bei der Erinnerung an jene Epoche empfinden, und sich duldsam gegen einen politischen Fehler beweisen (wenn es überhaupt ein solcher war), welcher uns Beispiele vor Augen führte, so reiner und ehrenhafter Art, wie sie wohl nicht Alle in jener Zeit von den Ihrigen empfingen!

1) Als diese Zeilen geschrieben wurden, war es noch so. Seitdem raubte uns der Tod zwei Brüder rasch hintereinander, welche denjenigen überlebt hatten, dessen Leben und Tod das Hauptinteresse dieses Bandes bildet: Carl, der Aelteste von

Mein Vater wurde im Jahr 1819 zum Gesandten von St. Petersburg ernannt; hier also war es, wo die glücklichen Jahre meiner fröhlichen Kindheit verflossen. So zauberhaft aber auch noch jetzt diese Zeit in meiner Erinnerung lebt, so ist sie es doch nicht, von der ich reden will; denn Eugenie, die mehrere Jahre jünger war als ich, füllte darin noch keinen wichtigen Platz aus. In jener Lebensphase bringt die Verschiedenheit des Alters noch die Verschiedenheit der Studien, Erholungen und Beschäftigungen hervor, die sich wohl später mehr ausgleichen, jedoch für einige Jahre eine vollständige Trennung bewirken. Eugenie sagte mir in der Folge oft lachend, daß sie erst im Jahr 1829 „meine Bekanntschaft“ gemacht habe.

Diese glückliche Vereinigung fand in Italien statt; die näheren Umstände derselben sind in einer Art Erzählung verzeichnet, die ich in einer Epoche geschrieben, in welcher ich lernen mußte, ohne diese geliebte Schwester zu leben. Diese Erzählung ist unvollendet geblieben; sie erstattet indessen Bericht über die Ereignisse bis zum Jahr 1831, der Epoche, in welcher das Manuscript Alexandrinens beginnt, dem sie gleichsam als Introduction dienen kann. Ich entlehne derselben das Folgende:

Allen, starb im Jahr 1836 in Folge einer schweren und langwierigen Krankheit, deren Beschwerden er muthig wie ein Christ getragen hatte; und noch in demselben Jahr raffte ein plötzlicher Tod Ferdinand, den jüngsten meiner Brüder, der in diesem Buche am häufigsten genannt wird, an der Seite des Prinzen hinweg, dem er sein Leben gewidmet hatte.

„Ich hatte Paris im Jahr 1829 verlassen, und befand mich mit meinem Vater in Italien [1]), als meine Mutter und meine liebe Eugenie im Juli gleichfalls dort eintrafen. Wir richteten uns in der Villa Citadella, in der Nähe von Lugano ein, um den Rest des Sommers dort zuzubringen . . . Es war in derselben Villa, wo dreizehn Jahre später mein Vater und Eugenie ihren letzten Sommer verlebten . . . .

Wir waren aber anno 1829 noch weit von jener Epoche entfernt! Lange Jahre des Glückes standen uns noch bevor; und wenn ich an die Zeit zurückdenke, welche damals für uns Alle begann, erscheint mir das erste Jahr, das wir mit einander in Italien zubrachten, als ein von Glückseligkeit strahlendes. Die Gouvernante Eugeniens hatte sie nicht begleitet. Es kam uns vor, als ob wir zum ersten Male in unserem Leben zusammen wären; unsere treffliche Cousine, Elisabeth von Bellevue, bildete in unserem Bunde die Dritte; sie störte unser inniges Zusammenleben nicht, sondern erhöhete im Gegentheil noch seinen Werth durch eine Fülle frommer Gedanken, die ihre Seele erfüllten und die sie uns mittheilte. Eugenie liebte mich immer zärtlich, doch hatte sie sich nie so wohl bei mir gefühlt als jetzt, wo unsere innige Freundschaft eigentlich erst begann,

1) Mein Vater wurde, als er im Jahr 1829 aus Rußland zurückkehrte, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, welches Amt er im Jahr 1829 bekleidete, als ihn eine schwere Krankheit zwang, seine Demission einzureichen und nach Italien zu reisen.

die niemals enden sollte. Ich war schon in die Gesellschaft eingeführt und hatte mich amüsirt, und war nun neugierig, zu erfahren, wie sich Eugenie darin gefallen würde, die indessen jeder Gelegenheit, dort zu erscheinen, sorgfältig aus dem Wege ging. Es pressirte ihr nicht, zu sehen und gesehen zu werden. Sie hatte einige Tage, bevor ein Ball statt fand, welchen der Herzog von Lucca in Marlia gab, ein Fußleiden, und freute sich fast dieses Umstandes, weil sie ihn für ein Hinderniß hielt; es war indessen keines, sie konnte jenen Ball besuchen, und fand die Sache weniger lästig, als sie vermuthet hatte; wir amüsirten uns Beide, und seit jenem Tag besuchten wir die Feste stets zusammen.

Wir fingen nun mit einander zu lesen an. Ich las ihr mehrere englische Poesien vor. Sie hatte früher stets behauptet, sie interessire sich für dieses Genre der Lectüre nicht; nun aber war sie selber verwundert über ihre Empfänglichkeit für die Schönheiten der Dichtkunst, und drückte ihr Erstaunen in sehr origineller Weise aus, indem sie behauptete, ich sei Schuld daran; und sie blieb dabei, daß sie ohne mich nie etwas verstanden, nie etwas geschätzt, nie etwas geliebt haben würde! Diese bizarre Illusion, eine Folge ihrer Zärtlichkeit für mich, und ihrer unglaublichen Bescheidenheit gab ihr diese für mich so schmeichelhaften und süßen Worte ein, die oft in ihren Briefen, worin sie stets dieses, unseres trauten Zusammenlebens in der rührendsten und lebendigsten Weise gedenkt, ein Echo fanden.

Wir blieben bis zum September in der Villa Citadella; dann unternahmen wir in Begleitung unserer

Eltern und vortrefflichen Freunde, Herrn und Frau Marcellus[1]), eine herrliche Reise nach dem Norden Italiens. Wir gingen nach Venedig, Mailand, Como, Lecco, und kehrten dann über Bellagio nach Menaggio zurück. Wir maßen alsdann den See von Lugano in seiner ganzen Länge, übernachteten in Magadino auf dem Lago maggiore, besuchten am folgenden Morgen die Inseln des heiligen Borromäus, machten zuletzt einen Abstecher nach Arona und übernachteten in Baveno, einem reizend gelegenen Orte am Ufer des Lago maggiore, nahe dem Simplon; dort war es, wo uns ein Courier einholte, der meinem Vater die Ernennung zum Gesandten von Rom brachte. Diese Nachricht beschleunigte unsere Rückkehr nach Frankreich. Auf unserer Rückreise berührten wir den herrlichen Simplon, den wir mit aller Freude einer beglückten Gegenwart und einer glänzenden, lachenden Zukunft zum ersten Mal bewunderten!

Wir stiegen vorläufig nicht in Paris ab, sondern auf dem unweit von Vendome, an den Ufern der Loire gelegenen Gute Montigny, das zu jener Zeit meinen El-

---

1) Valentine von Forbin, Gräfin von Marcellus, Tochter des Grafen Forbin, der während der Restauration Director der schönen Künste war, ist nicht weniger durch ihre Talente und ihren Geschmack, als durch ihre edle Geburt ausgezeichnet Sie ist heute Wittwe des Grafen Marcellus, welchen ein vorzeitiger Tod seiner Familie, seinen Freunden und der Literatur entriß, die er mit Liebe cultivirte und der er seit dem Jahr 1830, der Epoche, in welcher er freiwillig seiner diplomatischen Laufbahn entsagte, seine Musestunden gewidmet hatte.

tern gehörte. Wir hatten dasselbe mehr in der Hoffnung als in der Wirklichkeit bewohnt, waren jedoch niemals so fröhlich und guter Dinge dort als in den letzten drei Monaten dieses Jahres. Im Monat Januar reiste mein Vater in Begleitung meines Bruders Carl, der sich seitdem vermählt hatte, und unserer jungen Schwägerin nach Rom[1]); Eugenie und ich gingen nach Paris, woselbst wir vor unserer Abreise nach Rom mit der Mutter den Winter zubringen sollten. Erst im April des Jahres 1830 folgten wir meinem Vater nach Rom.

Italien wiederzusehen ist nach meiner Ansicht noch angenehmer, als es zum ersten Male zu sehen. War ich schon das erste Mal glücklich, so war ich es nun noch weit mehr. Wir reisten überdies nach Rom, jener alten heiligen Stadt, die schon seit meiner frühesten Kindheit das Ziel meiner Sehnsucht war. Eugenie, die meine Freude theilte und verdoppelte, und ich verließen mit der Mutter Paris in der schönsten Jahreszeit, um uns zu unserem Vater nach Rom zu begeben, und seine angenehme und brillante Existenz daselbst zu theilen. Nicht ein Schatten verdüsterte meine glücklichen Gedanken. Die Gegenwart lachte mich an; noch schöner erschien mir die Zukunft, und unter den

---

1) Carl hatte sich im Januar des vorhergehenden Jahres mit Emma Lagrange, der jüngsten Tochter des Generals, Grafen von Lagrange, vermählt. Die Vermählung ihrer beiden älteren Schwestern mit den Herzögen von Cadore und Istria war der ihrigen vorhergegangen.

vielen glücklichen Tagen meiner Jugend erschienen mir diese als die glücklichsten.

Es war in der Nacht zwischen dem ersten und zweiten Mai, als wir in Rom ankamen. Es fiel ein dichter Nebel, der von Zeit zu Zeit von den Strahlen des Mondes durchbrochen wurde. Von diesem ungewissen Lichte beleuchtet, erblickte ich zum ersten Male Rom. Dem ungeachtet war der Eindruck, den ich empfing, als wir über die Piazza del Popolo fuhren, ein großartiger. Die französische Gesandtschaft bewohnte damals den Palast Simonetti, im Corso. Wir stiegen ab. Der Vater und Emma empfingen uns. Das Wiedersehen dieser Geliebten war unsere erste Freude in Rom. Der Vater führte uns nun eine große Treppe hinauf bis zu unserem Zimmer, das er mit der zärtlichsten Sorgfalt selber für uns eingerichtet, und das wir reizend fanden. Wir bewohnten es zwar nur kurze Zeit, doch waren wir sehr glücklich und dachten oft daran zurück, wenngleich sich dieser kurze Aufenthalt unserem Gedächtniß weniger nachhaltig eingeprägt hatte als die späteren. Was der Erinnerung an diese ersten Tage in Rom eine größere Bedeutung verlieh, das waren die so nahe bevorstehenden und von uns so wenig vorhergesehenen Ereignisse, die nach einem Zeitraum von drei Monaten so plötzlich und unerwartet unserer brillanten Existenz ein Ende machten. Wir reisten am fünfzehnten Juli nach Neapel. Die Hitze hatte die Gesundheit meines Vaters angegriffen, und war ihm daher ein Luftwechsel verordnet worden. Wir

sollten ihm vorerst nicht folgen, was mich sehr betrübte, weil ich damals stets eine Sache, die verschoben wurde, als verloren ansah. Der Zufall wollte, daß ich dies Mal wirklich Recht hatte, denn wenn uns die Nachricht der Juli-Revolution noch in Rom angetroffen hätte, so wären wir höchst wahrscheinlich nicht nach Neapel, gereist, sondern wir hätten stehenden Fußes Italien verlassen, was eine große Veränderung in unser Aller Leben zur Folge gehabt haben würde. Gott wollte es anders. Wir befanden uns bereits drei Wochen in Neapel als die Nachricht der Ereignisse des 28., 29. und 30. Juli in Paris uns wie ein Blitz traf! . . . . Mein Vater hatte, wie man weiß, seine Demission eingereicht, und im ersten Augenblicke dachten wir daran auf der Stelle nach Rom zurückzukehren, unsere Effecten zu holen und Italien zu verlassen. Inzwischen waren aber meine beiden kleinen Schwestern, Olga und Albertine krank geworden, welcher Umstand meine Mutter zwang, unsere Abreise zu verschieben, was viel dazu beitrug, daß alles vorher Projectirte nun eine andere Wendung nahm.

Nur Emma und ich begleiteten meinen Vater nach Rom. Wir sahen unser Haus daselbst ganz anders wieder, als wir dies erwartet hatten; es war schon theils zerstört und von Meubeln entblößt. Schöne Pferde und eine Kalesche kamen von Wien für meinen Vater an. Wir benutzten dieselbe, um eine erste und letzte Spazierfahrt um die Mauern Roms zu machen: diese Equipage sollte am folgenden Tag mit allem Uebrigen verkauft werden. Ich kann nicht behaupten,

daß ich an jenem Abend sehr fröhlich war. Aeußerst schmerzlich war mir der Abschied von Rom, und noch schwerer wurde es mir, von jener angenehmen Lebensweise zu scheiden, an welche ich seit meiner Kindheit gewöhnt war, und die nun eine andere werden sollte. Ich war daher recht traurig; allein es dauerte nicht lange. Mein guter Vater hatte uns so sehr an den Gedanken gewöhnt, daß die angenehme Lage, in welcher wir uns befanden, von ihrer brillantesten Seite von Umständen abhängig sei, die mit jedem Tage eine Veränderung hervorrufen könnten, daß, als dieser Tag nun wirklich kam, es mir war, als hätte ich ihn immer erwartet. Meine gute Laune war daher sehr bald wieder hergestellt, und besonders faßte ich den Entschluß, weder mich selbst durch diesen Schicksalsschlag aus der Fassung bringen zu lassen, noch durch die geringste Aeußerung der Trauer den Schmerz meines armen Vaters zu vergrößern, den er mehr um unsertwillen als um sich selber, und noch mehr um Frankreich als um sich selbst und uns erduldete.

Ich kehrte Anfangs September nach Neapel zurück, herzlich froh meine Mutter und Eugenie wieder zu finden, die sich in Castellamare, in einer kleinen Villa häuslich niedergelassen hatten, die man uns, wie ich glaube, für einige Zeit überlassen hatte. Diese Villa, die eigentlich nicht häßlicher war als viele andere, erschien uns nichts destoweniger als ein äußerst melancholischer Aufenthalt; sie befand sich in einem sehr schlechten Zustande, und bildete einen sehr auffallenden Contrast zu dem schönen Asyl, das wir verlassen hat-

ten. Das traurigste Zimmer von allen war aber dasjenige, welches ich mit Eugenie und Emma bewohnte; es hatte jedoch eine so herrliche Aussicht, daß man darin nicht trübsinnig werden konnte. Wir waren es auch nicht. In derselben Etage befand sich ein großer, ganz leerer Saal, von dessen zahlreichen Fenstern man die schönste Fernsicht auf den Golf und die Berge von Castellamare genoß. Jeder von uns meublirte diesen Saal mit einem Tisch und einem Stuhl. Hier brachten Carl, Emma, Albert, Eugenie und ich unseren Morgen mit Lesen, Schreiben, Plaudern und (trotz den trüben Aussichten, die öfter den Gegenstand unserer Unterhaltung bildeten) mit herzlichem Lachen zu; denn wir hatten damals noch keine Ahnung von unserem ferneren Schicksal. Wir bildeten uns ein, daß es vielleicht dem unserer Verwandten während der ersten Emigration gleichen würde, d. h. einem Zustande, der mit dem Elend große Aehnlichkeit hatte, und wir richteten demnach unsere Beschlüsse ein. Eugenie wollte Musiklehrerin werden, ich hielt mich für befähigt die Erziehung kleinerer Kinder zu übernehmen.

Die Dinge kamen aber, ich weiß nicht wie, ganz anders als wir dachten. Wir befanden uns im Januar des Jahres 1831 in einem hübschen Hause in Chiaja, in der Nähe der Villa Sir Richard Acton's [1]),

---

1) Sir Richard Acton war der Sohn Sir John Acton's, des berühmten Ministers, welcher unter der Regierung Ferdinand I. in Neapel und der Königin Caroline eine so große Rolle spielte; er war der Bruder des Cardinal Acton und starb im Jahr 1847. Sir Richard Acton vermählte sich im

deren Honneuers seine Mutter, Lady Acton machte; und statt des elenden obscuren Lebens, zu dem wir uns im Voraus resignirt hatten, verlebten wir nun im Gegentheil einen äußerst brillanten Winter. Es hatten sehr viele junge Leute im Hause der Lady Acton Zutritt; es wurde dort getanzt, gesungen, man arrangirte lebende Bilder, spielte Comödie, und amüsirte sich sehr. Eugenie empfand später eine Art Gewissensscrupel wegen dieser unserer einstigen Fröhlichkeit. In einer andern Epoche, wo sie die Dinge dieser Welt mit dem Lichte des Glaubens beleuchtete, beurtheilte sie diese Zeit unschuldiger Freuden sehr strenge, und äußerte zuweilen, sie liebe nicht die Erinnerung daran. Was mich betrifft, so war und bin ich weniger scrupulös, und denke gern an diese fröhliche Zeit zurück. Unser Zusammenleben war so glücklich! Und wenn ich an Eugeniens stets so große Demuth, an ihre Einfachheit, die nichts erschüttern konnte, an ihre offene, gewinnende Fröhlichkeit zurückdenke, kann ich nicht begreifen, wie sie sich jemals über ihre sogenannte „Weltlichkeit" in jener Epoche auch nur den geringsten Vorwurf machen konnte. Ich erinnere mich nicht sie nur ein einziges Mal eitel, frivol und mit sich selbst beschäftigt gesehen zu haben. Sie war immer bescheiden, einfach, ohne Interesse, und stets zur Aufopferung bereit. Es ist mir daher wohl gestattet zu hoffen, daß Gott weniger strenge mit ihr gewesen sein wird, als sie selbst.

Jahr 1831 mit Marie Pelline, Tochter des Herzogs von Dalberg. Ihr einziger Sohn, Sir John Dalberg Acton hat heute einen Sitz im Parlament von England.

Es gab Momente, wo wir uns des Glückes unseres Zusammenlebens lebhafter bewußt waren, als zu anderen Zeiten. Ich erinnere mich besonders einer täglichen Promenade, die wir gegen fünf Uhr in dem Garten des Acton'schen Palais machten, um Blumen zu pflücken, die wir zu Bouquets für den Abend arrangirten. Bei dieser Gelegenheit plauderten wir gewöhnlich mit noch größerer Herzlichkeit und Hingebung als sonst; ich bin überzeugt, daß wenig Tage vergingen, an welchen wir so traulich zusammen promenirend uns nicht gegenseitig sagten: „O wie wohl ist mir bei dir!" Wir sprachen oft von Gott und dem Jenseits. Es ist mir süß zu denken, daß selbst damals selten dieser Gegenstand in unserer Unterhaltung fehlte, wenngleich gewiß eben so oft das Vergnügen des vorhergehenden Abends und das zu erwartende der nächsten Soiree besprochen wurde. Diese Bouquets blieben für uns eine jener Erinnerungen, welche die Gedanken zuweilen lebhafter fesselt als dies wichtigere Ereignisse zu thun im Stande sind. Niemals athmeten wir später den Wohlgeruch dieser Blumen ein, aus welchen gewöhnlich jene Bouquets zusammengesetzt waren, ohne dieses Gartens, dieser Zeit und unserer schönen Jugend zu gedenken! Es war bei sehr verschiedenen Gelegenheiten und an sehr verschiedenen Orten, wo, viele Jahre später, der Duft derselben Blumen bei uns allen Beiden dieselbe Erinnerung erweckte.

Im Mai des Jahres 1831 machten wir einen herrlichen Streifzug. Wir besuchten auf der Isola de Sora

Herrn Lefèbvre[1]), dessen älteste Tochter, Flavia (spätere Marquise von Raigecourt) Eugenie mit einer Zärtlichkeit liebte, welche sich nie verleugnete. Oft im Leben getrennt, näherten sie sich einander wieder in einem Augenblick voll Schmerz und Hoheit, und wurden bald auf immer in dem ewigen Asyl aller gesegneten Liebesneigungen vereinigt!

Carl und Emma hatten uns vor dieser Reise verlassen. Als wir zurückkamen, richteten wir uns für den Rest des Sommers in Castellamare ein. Auch Ferdinand war abwesend. Albert war der einzige von meinen Brüdern, der uns nicht verlassen hatte. Unsere Seelen waren so gleichgestimmt, daß ich mich ihm fast so innig anschloß wie Eugenien. Ich will hier kein Bild von ihm entwerfen; man wird ihn aus dieser Arbeit zur Genüge kennen lernen. Wir liebten ihn, weil er der sanfteste, zärtlichste Bruder war, allein wir wußten damals noch nicht, was sein Geist Schätzenswerthes und seine Seele Verehrungswürdiges in sich barg. Albert genoß wie wir das so anregende Leben von Neapel, es hatte aber mehr Gefahren für ihn als für uns. Er sprach sich öfter während dieses Winters dahin aus, daß es nicht gut für ihn sei, an einem Orte zu verweilen, wo der Ernst des Lebens eine Unmöglichkeit wäre, und daß er uns eines schönen Morgens verlassen werde, um sich in der Einsamkeit zu härten. Er führte wirklich diesen Vorsatz aus. Ich fand ihn eines

---

1) Ferdinand II., König von Neapel, ernannte ihn später zum Grafen Balsorano.

Tages traurig und allein auf der Terrasse unseres Hauses. Wir promenirten lange Zeit zusammen. Er sagte mir, daß er sehr unglücklich und mit sich selber unzufrieden sei; daß er das Bedürfniß fühle, gut zu sein, seine Seele und seinen Geist mit ernsten und erhabenen Dingen anzufüllen, welche man in Neapel nur allzuleicht vergäße; daß mehr Kraft und Muth dazu gehöre als er besäße, um gegen den Strom zu schwimmen; daß er soeben mit dem Vater gesprochen, der ihm erlaubt habe zu reisen; daß wir uns daher für eine Zeit lang trennen müßten .... Das war ein großer Schmerz für mich: keine andere Gesellschaft war mir so angenehm, so lieb als die Seinige; es entstand eine große Lücke durch seine Abreise in unserem Kreise.

Acht Tage später verließ er in der That Neapel, um seinen Freund, Herrn Rio[1]) in Florenz aufzusuchen,

1) Mein Vater, der im vorhergehenden Jahr Minister der auswärtigen Angelegenheiten war, hatte Gelegenheit gefunden, seinen Landsmann, Herrn Rio, kennen und schätzen zu lernen, der seitdem sein Freund geworden. Zu der Zeit, wo Albert sich ihm näherte, befand sich dieser in einem Zustand düsterer Muthlosigkeit, deren Ursache die in Folge seiner schwächlichen Gesundheit für ihn zum Studium verlorene Zeit war, da er glaubte, daß er in seinem Alter (er zählte damals neunzehn Jahre) das Versäumte nicht einholen könne. Herr Rio erkannte Alles, was seine Klage Aufrichtiges und Energisches in sich barg. Er erkannte die Distinction dieses sich selbst mißtrauenden Geistes, und den Adel dieser bescheidenen Seele. Er machte es sich zur Aufgabe, ihm Muth und Vertrauen zu seinen eigenen Kräften einzuflößen; und mit einer eben so liebenswürdigen Intelligenz als mit gründlichem Wissen ausgestattet, legte er

mit dem er eine Reise nach Toskana machen wollte. Sie besuchten mit einander alle in Bezug auf Religion und Geschichte merkwürdige Orte in jenem Landstrich von Italien; sie beschäftigten sich mit allen Studien, welche nothwendig waren, um aus einer derartigen Reise den richtigen Nutzen zu ziehen, wodurch Albert sehr bald den guten Boden und die Energie wiedergewann. welche das Leben in Neapel abgeschwächt hatte.

Als er nach diesem Streifzug in Florenz wieder angekommen war, zog er sich eine Weile in die Einsamkeit zurück, nach welcher er mit den Gefühlen höchster Inbrunst beichtete und communicirte. Von diesem Augenblicke an war ihm ein neues Leben aufgegangen, er war ein Anderer geworden, und blieb es bis zu seinem Tode. Die guten Entschlüsse, die er damals faßte, und seine ernste Lebensrichtung wurde durch den Grafen Carl von

---

ihm einen Studienplan vor, durch dessen Hilfe es ihm gelingen sollte, die verlorene Zeit wieder einzuholen. Auf solche Weise angeregt und ermuthigt, machte sich Albert mit Eifer und Erfolg an's Werk. Diese Anstrengungen entwickelten alle seine Fähigkeiten und auch den Geschmack, welcher nachmals sein Leben zu einem so interessanten und genußreichen gestalten sollte. Er, verlor daher auch niemals die Erinnerung an jene Umwandlung aus dem Gedächtniß und bewahrte bis an sein Ende jenem wackeren Freunde die zärtlichste Dankbarkeit und innigste Zuneigung. Herr Rio begleitete uns, als wir im Jahr 1830 nach Rom gingen. Zu jener Zeit begannen die Studien und Untersuchungen, durch welche er sich seitdem einen Namen erworben und welche ihn den Freunden der Religion und Kunst so vertraut und theuer machten.

Montalembert, mit welchem er noch in demselben Jahre in Florenz zusammentraf, und mit dem er bis an sein Ende die innigsten Beziehungen unterhielt[1]), bestätigt. Er blieb noch einige Zeit mit seinen Freunden in Florenz: dann gingen alle drei (im Januar 1832) nach Rom. Dort belohnte Gott Albert für seine guten Entschlüsse, seinen reinen Willen und seine Anstrengungen, indem er ihn Alexandrine, und mit ihr die wahre Liebe, das wahre Glück und das wahre, eigentliche Ziel seines Leben finden ließ!

Ich bin bei der Epoche angelangt, wo das Manuscript Alexandrinens beginnt, welches ich, wie sie selber, ihre „Geschichte" nennen werde. Aber nicht allein die Ihrige, sondern (wenigstens für die ersten Jahre, in welchen ich fast nicht nöthig haben werde aus meinen Erinnerungen zu schöpfen) die Geschichte Aller. Sie ist keine zusammenhängende Erzählung, sondern nur einfach eine Sammlung aller Papiere, die eine Spur der Zeit an sich tragen, welche sie sich in das Gedächtniß zurückrufen wollte; sie ist größtentheils aus ihrem Tagebuch entlehnt, das sie fast gänzlich abgeschrieben; aus dem Alberts; aus den Briefen, welche Beide in jener Epoche empfingen und denjenigen, die sie selber an die Freunde geschrieben, und welche sie sich zu dem Zwecke

---

1) Herr von Montalembert begab sich damals nach Rom, um dort mit dem Abbé La Mennais und Lacordaire zusammenzutreffen und im Verein mit ihnen die durch sie im Avenir vertheidigten Ansichten dem heiligen Stuhl zu unterwerfen.

wiedergeben ließ, um sie in Zusammenhang mit den andern zu bringen. Sie suchte nur selten diese Arbeit regelmäßig zu verbinden, die sie nur zuweilen durch Reflexionen unterbrach, welche sie ihr eingegeben, oder durch Gedanken, die ihr beim Abschreiben die Seele bewegten.

In dem Augenblick, wo ich mit den Auszügen beginne, muß ich noch bemerken, daß Alexandrine als Tochter einer deutschen Mutter und eines schwedischen Vaters[1]) vor ihrer Heirath niemals in Frankreich ge-

1) Alexandrine war die Tochter eines Schweden, des Grafen Alopeus, der lange Zeit russischer Gesandter in Berlin war, und Johanna's von Wenkstern, Gräfin von Alopeus, deren seltene Schönheit noch zu der Zeit gefeiert wurde, wo Alexandrine meine Freundin wurde.

Alexandrine wurde im Jahr 1808 zu St. Petersburg geboren. Der Kaiser Alexander war ihr Pathe. Aus diesem Grunde (ein sehr bizarrer Grund) wurde sie, obgleich von evangelischen Eltern geboren und bestimmt, in ihrem Glauben erzogen zu werden, nach dem griechischen Ritus, d. h. durch Untertauchen getauft.

Sie wurde deshalb, als sie später zum Katholicismus übertrat, nicht unter der Bedingung getauft, weil der Zweifel an der Gültigkeit einer solchen Taufe nicht existirte.

Die Gräfin Alopeus, welche im Jahr 1831 Wittwe geworden war, vermählte sich im Jahr 1834 auf's Neue mit dem Fürsten Paul Laxoukhyn und wohnte seitdem fast beständig in dem Schloß Korsen in der Ukraine. Dort erreichte sie auch im Jahr 1848 die erschütternde Nachricht von dem Unglück, welches sie gleich uns getroffen hatte.

Alexandrine war nicht so schön als ihre Mutter, doch hatte sie deren edle anmuthige Gestalt, und obgleich ihr Gesicht weniger regelmäßig war, so verlieh ihm der Ausdruck

wesen ist, welches Factum ohne Zweifel einiges Erstaunen wegen der Correctheit ihres Styles hervorrufen wird. Es hat jedoch noch eine andere, wichtigere Bedeutung, die den Einwendungen, die vielleicht einige französische Leser machen werden, daß einige Stellen dieser Geschichte noch mehr als die Sprache, die fremde Geburt und Erziehung Alexandrinens verrathen, als Antwort dienen kann. Es wird sie in der That daran erinnern, daß in gewissen Ländern die Idee einer Heirath, bei welcher die gegenseitige Neigung nicht berücksichtigt wird, den Geistern viel ferner liegt als den Franzosen, die damit vertraut sind. Daß solchen Geistern eine Heirath ohne sich zu kennen (also ohne sich zu lieben) eben so befremdlich, ja strafbar erscheinen würde, als eine solche in Frankreich natürlich und angemessen erscheint. Es kommt mir nicht zu, zu entscheiden, welches System das bessere ist, sondern zu erklären, daß Alexandrine in den dem ersteren System angehörenden Grundsätzen erzogen wurde, und in Folge dessen eine Unabhängigkeit genoß, welche in Frankreich die jungen Mädchen nicht kennen. Diese Geschichte gibt eine sehr genaue Kunde von den Nachtheilen und Vor-

---

ihrer Augen einen Zauber, der sich dem Gedächtniß einprägte und der vielleicht noch größer als derjenige war, welchen die Schönheit ihrer Mutter ausübte. Wer Mutter und Tochter in der Epoche, in welcher diese Erzählung beginnt, gesehen, wird nicht vergessen haben, wie lieblich sich die Jugend der Einen der Schönheit der Andern anschmiegte, und es begreiflich finden, daß man einst folgende Worte darüber äußerte: „Man weiß niemals, ob man die Tochter um der Mutter, oder die Mutter um der Tochter willen liebt.“

theilen dieses Systemes; wenn jedoch die Frage durch ein einziges Beispiel ihre Lösung fände, scheint mir, daß dasjenige Alberts und Alexandrinens zu Gunsten jener Heirath plaidirt, welche sie mit einander verbunden, einer Heirath, welcher eine reine, edle Liebe vorangegangen ist, die durch die Ehe tiefer und zärtlicher geworden, und die der Tod in ein himmlisches Band verwandelt hat, das heiliger und unauflösbarer ist, als das des Lebens!

Geschichte Alexandrinens.

Es war am 17. Januar des Jahres 1832 als ich, noch in tiefer Trauer um den Tod meines Vaters, und ganz zurückgezogen lebend, in Rom die Bekanntschaft Alberts machte. Er besuchte meine Mutter; ich befand mich unten bei einer Freundin, die mit uns in demselben Hause (la casa Margherita) wohnte, und mit welcher ich mich in diesem Augenblick äußerst lebhaft unterhielt. Erst nachdem man mir schon eine ganze Weile die Ankunft des Bruders von Pauline la Ferronnays angekündigt hatte, und nachdem ich lange gezögert, ging ich hinauf, um ihn, dem ich, wie ich glaubte, in der Kirche begegnet war, wieder zu sehen. Ich betrachtete ihn mit Gleichgültigkeit. Ich fand ihn nicht schön, obgleich der Ausdruck seiner Augen mir einen angenehmen Eindruck gemacht hatte. Was ihn betrifft, so sagte er mir später, daß er mich vom ersten Augenblick an geliebt habe; daß er seinen Freunden den lebhaften Eindruck, den ich auf ihn gemacht, mit Wärme geschildert habe, daß sie darüber gelacht hätten, und

er seitdem nie wieder mit ihnen von mir gesprochen habe.

Den 5. Februar. — Ich hörte mit Mary M. (meiner jungen Nachbarin) die Nonnen in Trinité-du-Mont singen. Ich sah dort Herrn von la Ferronnays (wie ich damals noch Albert nannte) beständig auf den Knieen. Ohne mir Rechenschaft von diesem Gefühl zu geben, interessirte ich mich für ihn, und vor allen Dingen flößte er mir ein merkwürdiges Zutrauen ein, denn, als ich mich beim Hinausgehen aus der Kirche neben ihm befand, sagte ich ihm, wie gern ich mich an seiner Seite niedergekniet haben würde, und dies jedenfalls gethan hätte, wenn seine Schwestern bei mir gewesen wären. — „Warum haben Sie es nicht gethan? Warum ließen Sie sich aus Scheu vor den Menschen davon abhalten es zu thuen!“ Diese Kühnheit gefiel mir an einem jungen Mann von 20 Jahren (der mich noch so wenig kannte). Niemals hatte mir ein Mann eine so weise Vorstellung gemacht. Als ich mit ihm die Treppen der Trinité-du-Mont hinunterstieg, betrachtete ich seine Gesichtszüge, besonders den Ausdruck derselben. Ich wünschte ihn den Abend zu sehen. Er kam.

Donnerstag den 19. Februar. — Ich spie Blut. Mein Hals war in Folge einer Krankheit, die ich kürzlich in Berlin überstanden, noch sehr reizbar. Ich bemerkte, wie sich Albert um meine Gesundheit beunruhigte und fing an in seiner Gesellschaft einige Verlegenheit zu empfinden. Er besuchte uns häufiger, Herr Rio gleichfalls. Nach und nach sang ich vor ihnen. Mein Gesang, besonders die Romanze

„Moeris“ erregte bei allen beiden den lebhaftesten Enthusiasmus. Dieses Lied entzückte auch später Herrn von Montalembert.

Ich sang auch mit Albert zusammen, dessen volle, weiche Baßstimme meine Bewunderung erregte. Sie tönte in meinem Herzen wieder, ohne daß ich noch daran dachte ihn zu lieben. Ich liebte ihn nicht. Dann war aber das große Vergnügen, welches mir das Singen mit ihm gewährte, das so lebhaft war, daß ich es noch empfinde, sehr sonderbar! Er selber machte sich lustig über seine Stimme. Hat er jemals etwas Gutes an sich gefunden? Er sang ganz einfach, wenn ich ihn darum bat, ohne seinem Gesang die geringste Wichtigkeit beizulegen.

Den 24. Februar. — Wir machten, er und ich, mit meiner Mutter und Herrn Rio, einen denkwürdigen Spaziergang nach der Villa Pamphili; vordem hatten wir die Villa Mattei besucht. Alles, was mir Albert dort gesagt, hatte mir schon sehr gefallen; allein in der Villa Pamphili, vor uns die herrlichste Aussicht, gingen wir von der Mutter getrennt unter den schönen großen Bäumen allein zusammen, so daß Keiner hören konnte, was wir mit einander sprachen. O welch süße Sympathie offenbarte sich da zwischen uns! Wir sprachen, glaub ich, eine Stunde lang von Religion, von Unsterblichkeit und Tod, der in diesen Gärten, wie wir meinten, schön sein müsse. Dieses Gespräch, das so verschieden von dem war, welches in der Gesellschaft mein Ohr ermüdete, ging mir in's Herz.

Den 1. März. — Es war während des Carnevals, wo in Rom ein so reges Leben herrscht, als mir Albert auf dem Corso ein ungeheueres Veilchenbouquet zuwarf. Das gefiel mir. Ich amüsirte mich sehr auf dem Corso. Albert entwickelte im Werfen der Blumen und Auffangen der Dinge, die ich ihm zuwarf, so viel Geschicklichkeit!

Den 6. März. — Herr von Montalembert besuchte uns an diesem Abend zum ersten Mal. Er wiederholte seine Besuche nicht sehr häufig. Dennoch sagte mir Albert später, daß er eifersüchtig auf ihn gewesen sei. Seine so außerordentliche Bescheidenheit ließ ihn stets befürchten, daß ein Anderer mehr Eindruck auf mich machen könnte, als er selber. Ich sah aber um diese Zeit schon Albert lieber als alle Anderen.

Den 19. März. — Ich besuchte eine Soiree der Fürstin Zenaïde Volkonsky, die ich sehr angenehm fand, weil Albert dort war. Er hob uns in den Wagen und bat uns beim Aussteigen ihn in das Coloseum zu begleiten, wohin er mit mehreren Freunden im Mondschein gehen werde. Ich erinnere mich, daß ich großes Verlangen empfand mit ihm zu gehen!

Den 31. März. — Catiche[1]) weckte mich sehr früh am Morgen, um mir zu sagen, daß Herr Rio da sei, der mich inständig bitte an Albert zu schreiben, der sehr

---

1) Eine Nichte der Gräfin Alopeus, welche bei ihr wohnte. Sie war vortrefflich und Alexandrine und ihrer Mutter ganz ergeben, doch war sie in vielen Dingen ganz das Gegentheil von diesen; sie wird oft in dieser Erzählung genannt werden.

krank sei, und sich weigere, einen Arzt kommen zu lassen. Ich stand ganz erschrocken auf und schrieb mit Bewilligung meiner Mutter in der Eile einen Brief an Albert, in welchem ich ihn im Namen seiner Familie sowohl wie in unserem Namen beschwor, einen Arzt zu Rathe zu ziehen. Am folgenden Tag hatte sich seine Krankheit verschlimmert; am Abend kam jedoch Herr Rio und brachte ein Billet von Albert, das er mir in einer etwas geheimnißvollen Weise zustellte, was mich in Verlegenheit setzte. Ich nahm es demungeachtet, und las es auf der Stelle, doch so, daß meine Mutter sowohl den Empfang des Briefes als mein Lesen desselben bemerken konnte. Mein Gewissen machte mir dies zur Pflicht, obgleich ich mir dabei Zwang anthun mußte, da ich lieber den Brief allein gelesen und die Süßigkeit des Geheimnisses bewahrt hätte.

Dieser Brief enthielt Folgendes:

Nein, es ist kein Traum. Seit gestern habe ich ihn schon hundert Mal gelesen, und werde jeden Tag nach meinem Morgengebet ihn von Neuem lesen ... O wie gehorsam werde ich von jetzt an sein! Ein Wort von Ihnen genügte, um das zu erreichen, was meine beiden besten Freunde vergebens von mir forderten. Woher kommt die Macht, welche Sie über mich ausüben? Wird Niemand dieselbe Macht auf Sie ausüben, wenn Sie sich traurigen Gedanken hingeben? O vereinigen Sie Ihr Gebet mit dem meinigen um Gott zu bitten, daß er Ihnen die Freude verleihen möge, welche das Glück gewährt! Wie gut Sie sind für mich zu beten, obgleich

ich dessen sehr unwürdig bin... Aber thun Sie es deshalb doch, o thuen Sie es, denn ich bin dessen sehr bedürftig.

Albert.

O mein Gott! In seinem ersten Brief — du hast's gesehen — drückte er noch lebhafter den Wunsch aus, daß ich seinen Glauben, als daß ich seine Liebe theilen möge[1]). Ich erhielt eher die Gewißheit seines Wunsches, mich katholisch werden zu sehen, als die Ueberzeugung, daß er mich liebe. O rechne es ihm an mein Gott! oder vielmehr laß diesen Segen auf mich zurückfallen, denn er, das glaube ich, ist zur Genüge gesegnet!

Nachdem Herr Rio mich in großer Verlegenheit mir selbst überlassen hatte, kam Herr von Montalembert auf einen Augenblick um uns zu sagen, daß es mit Albert schlimmer ginge, und daß man ihm zur Ader gelassen habe, Ich litt sehr an diesem Abend: eine grausame Verlegenheit, große Unruhe um den Gesundheitszustand Alberts, und inmitten aller dieser verschiedenen Gefühle empfand ich eine gewisse Aufregung bei dem Gedanken, wie Albert, trotz seiner Krankheit, mir einen solchen Brief schreiben konnte. Das Alles bewegte mich sehr, jedoch vor Allem die Furcht, welchen Eindruck der religiöse Schluß seines Briefes auf meine Mutter machen könne. Ich zögerte, ihn ihr zu zeigen, allein je länger ich den Augenblick hinausschob, um so schwerer wurde es mir, und ich war sehr froh die Sache dadurch auf=

1) Zu der Zeit, wo Alexandrine ihren Bericht beginnt und diese Zeilen schrieb, war sie noch nicht katholisch; sie wurde es erst einige Monate später.

zuschieben, daß ich am nächsten Morgen die Gallerie des Cardinal Fesch besuchte. Meine Mutter drückte mir indessen ihre Verwunderung aus, daß ich ihr den Brief noch nicht gezeigt hatte. Ich ging daher in mein Zimmer um ihn zu holen; doch beunruhigte mich der religiöse Schluß desselben so sehr, daß ich versuchte ihn abzuschneiden. Ich stach mir dabei in den Finger, und es fiel ein Tropfen Blut auf das Papier; dies machte einen abergläubischen und feierlichen Eindruck auf mich. Ganz verstört kehrte ich zurück, und verfügte mich in die Gallerie, ohne die Fassung zu finden, auch nur ein einziges der Bilder aufmerksam anzusehen. Endlich gab ich meiner Mutter den Brief, doch nicht ohne Gott zu bitten, er möge ihre Aufmerksamkeit mehr auf den Anfang als auf das Ende lenken. Und dies geschah in der That, denn meine Mutter bemerkte nur, daß dieser Brief etwas zu zärtlich abgefaßt sei.

Den 27. März. — Albert, von seiner Krankheit wieder hergestellt, besuchte uns. Niemals bemerkte ich in seinem Gesichte einen so lebhaften Ausdruck der Freude, obgleich er sich bestrebte denselben zu verbergen. Auch werde ich es nie vergessen, mit welcher Innigkeit er an diesem Abend meiner Mutter und mir die Hand küßte!

Ich erfuhr erst viel später, daß er um diese Zeit im Pilgergewand und mit nackten Füßen eines Morgens für mich eine Wallfahrt zu den Sieben-Basiliken gemacht hatte[1]).

---

1) Diese Wallfahrt bezweckte die **Bekehrung Alexandrinens**, und es war bei dieser Gelegenheit, wo er

Mein Zimmer hatte eine reizende Aussicht. Von der einen Seite sah ich unter mir St. Peter und fast ganz Rom: von der anderen über mir Trinité-du-Mont mit ihrem schönen Obelisken; meinem Fenster etwas näher, und indem ich den Blick in die Tiefe senkte, sah ich ein Weidengebüsch, welches für mich den Reiz dieser Aussicht erhöhte. Albert stand oft auf dem Pincio und beobachtete von dort aus mein Fenster und beklagte sich, daß er mich so selten an demselben fand.

Donnerstag den 5. April. — Wir sollten Alle einen großen Pique-Nique besuchen, den die Fürstin Zenaïde Volkonsky gab. Albert holte mich ab, um mit mir zu Miß M., meiner jungen englischen Freundin, zu gehen, in deren Gesellschaft ich das Fest besuchen sollte . . .

---

sein Leben Gott als Opfer anbot. — Die katholischen Herzen (doch sie allein) werden dieses Opfer der Liebe und des Glaubens verstehen und werden es mit einem Gebete Alexandrinens, das sie als fünfzehnjähriges Mädchen zum Himmel schickte, in Einklang bringen. Es war dies die Zeit, wo sie das Abendmahl zum ersten Mal, und zwar nach lutherischem Ritus empfangen; sie war aber zu jener Epoche schon von Zweifeln befangen, und eher verwirrt als befriedigt von den Antworten, die sie auf ihre Fragen von den lutherischen Geistlichen in Berlin empfing; sie brachte Gott eines Tages das feierliche Opfer ihres Glückes auf der Erde, um den Preis des wahren Glaubens. Sie hatte dieses Gebet in ein Buch geschrieben. Ich hatte es schon vor ihrer Bekehrung zum katholischen Glauben gelesen und las es nachdem nochmals mit der tiefsten Bewegung: Gott hatte beide Opfer angenommen, die ein Jeder von ihnen ohne Wissen des Andern ihm angeboten, und hatte ihnen dafür das gegeben, was sie von ihm erfleht hatten.

Es lag schon für uns ein Reiz in dem Gedanken, daß wir zusammen die Treppe hinunter gingen. Ich glaube es war damals, als er zu mir sagte, wir seien wie Schwester und Bruder. Die Zusammenkunft war an der Porta Maggiore und das Fest fand in Terra nuova statt. Man sah unter den schönen Bäumen unter welchen wir uns befanden, die zarten Tinten der Berge von Albano. An der Tafel saß Albert neben mir und seine andere Nachbarin war Louise Vernet[1]), deren Schönheit meine Bewunderung und sogar meinen Neid erregte. Er beschäftigte sich ein wenig mit ihr, aber das verursachte mir weder Unruhe noch Eifersucht. Es ist wahr, daß ich ihn damals noch nicht liebte, obgleich ich mir in diesem Augenblick kaum denken kann, daß es jemals eine Zeit gab, wo ich ihn nicht liebte.

Man spielte alle möglichen Spiele; dann ging man spazieren, um die Aussicht zu genießen. Es war auf einem Hügel, wo wir Alle versammelt waren, wo er mich bat, ihn „Bruder" zu nennen. Ich that es. Es war mir süß und machte ihn glücklich. Als wir wieder in den Wagen stiegen, begann es dunkel zu werden. Albert, welcher vor mir saß, sah zum Nachthimmel empor, der herrlich war, und sagte zu mir: „O danken wir beide einen Augenblick Gott für das Glück, welches Sie mir heute geschenkt haben." Ich war überrascht. Jemand, der bis jetzt nur an die Complimente der Ge-

---

1) Tochter des Horace Vernet, spätere Gattin Paul Delaroche's. Sie starb sehr jung und tief betrauert von allen Denen, die sie kannten.

sellschaft gewöhnt war, mußte es wohl sein . . . Doch ich bewunderte dies Gefühl, und mein Herz erhob sich mit dem seinigen zu Gott. Ich fand nur, daß Albert meine Freundschaft für ihn viel zu hoch schätzte.

Ich sammelte schon seit langer Zeit die Visitenkarten, welche wir empfingen. Ich klebte sie in ein Buch; Albert half mir zuweilen bei dieser Arbeit. Er gab mir auch die seinige, auf welche er geschrieben hatte: O welch schöne Unsterblichkeit ist die, welche hier auf Erden in den Herzen Derer beginnt, die um uns trauern! Das waren eigenthümlich melancholische Worte in einem solchen Album. Als einige Tage darauf Herr von G. darin blätterte, fielen ihm diese Worte auf, und er sagte lachend zu mir: „Aber der junge Mann scheint wirklich toll zu sein.“ In einer viel späteren Zeit riß Albert die Karte wieder heraus (doch ich verwahre sie noch), und ersetzte sie durch eine unbeschriebene.

Damals fing ich an zu glauben, daß ich Albert sehr lieben würde, wenn er auch nicht Paulinens Bruder wäre; aber ich sagte mir auch, daß ich nur Freundschaft für ihn hege.

Den 18. April. — Die M.s führten mich in die Sixtinische Capelle, um das Miserere zu hören. Albert begleitete uns. Hinter Miß M. verborgen kniete ich nieder, ohne daß mich ihre Tante (deren Kritik ich fürchtete) sehen konnte, und ich glaube der Gedanke machte mir einige Freude, daß Albert mich vielleicht sähe . . .

Gründonnerstag, den 19. April. — Ich ging abermals mit den M.s und Albert in die Sixtinische Capelle, um das

bewunderungswürdige Miserere zu hören. O, ich fühlte mich ihm viel näher als meinen Freundinnen, mit denen ich doch mehr sprach als mit ihm. Wir sahen diesen Abend alle anderen Ceremonien in St. Peter, so daß wir vor neun Uhr nicht nach Hause kamen. Albert theilte das Mahl, welches man für mich verwahrt hatte. Ich weiß nicht wie die Rede auf die Pedanterie und Strenge von *** kam. Die Ungeduld und Lebhaftigkeit meiner Rede fiel ihm auf, und er sagte mir, daß seine Schwester mich Sanftmuth lehren würde, die sie in so hohem Grade besäße! Die Art wie er mit mir von seinen Schwestern sprach, rührte mich stets!

In dem Grade, wie mir die Gesellschaft Alberts angenehmer wurde, nahm das Interesse für die meiner englischen Freundinnen ab. Ich ging jedoch wieder am Charfreitag mit ihnen, Herrn von G. und Albert nach St. Peter. Herr von G. gab mir in der Kirche seinen Arm. Ich war betrübt, daß es nicht Albert war, welcher mich führte, besonders hier, an einem so heiligen Ort, und ich fühlte, daß auch er darunter leiden müsse. Beim Nachhausegehen drückte er mir in lebendigster Weise seinen Schmerz darüber aus, und lange Zeit nachher, nachdem wir schon mehrere Monate vermählt waren, sagte er mir, daß er niemals diesen unangenehmen Eindruck vergessen habe. Als wir an diesem Tage in der Dämmerung, die noch die großartige Schönheit dieses Ortes erhöhete, die Stufen von St. Peter herabstiegen, sagte er zu mir: „Auch die Freundschaft ist nicht ohne

Eifersucht." Es war auf denselben Stufen von St. Peter, wo er mir den Tag vorher, oder den anderen Tag sagte: „O ich bin sehr glücklich, ich habe diesen Morgen communicirt und ich liebe Sie!" Dieses Wort frappirte mich sehr, obgleich es in einer Weise angewandt war, welche sich auf die Freundschaft beziehen konnte, von der er immer sprach.

Mittwoch den 25. April. — Wir reisten nach Neapel. — Albert war schon vorgestern abgereist. Obgleich mich der Abschied von einigen Freunden in Rom betrübte, so fühlte ich doch eine unbestimmte, aber große Freude bei dem Gedanken, in der Nähe Alberts und seiner Schwestern zu leben. Dieser schöne Weg war besonders von Terracina an ganz mit lieblichen Wohlgerüchen erfüllt, die die Orangenbäume ausströmten; das Wetter war schön, und diese herrliche Ankunft in Neapel, die auch den Gleichgültigsten nicht kalt läßt, hat mich stets mit Bewunderung erfüllt. Wir stiegen in Chiaja, in dem Haus Paretti ab. Ehe unser Wagen in die Einfahrt fuhr, sah ich Albert am Wagenschlag, was mich sehr glücklich machte. Er schien ganz außer sich zu sein. Er begleitete uns in's Haus, und verließ uns dann um Pauline zu holen, mit welcher er gleich darauf zurückkehrte. Diesen Abend schrieb ich in mein Tagebuch: „Ich danke dir mein Gott! ich bin in Neapel, und habe Pauline von la Ferronnays wiedergesehen."

Am nächsten Tage sah ich ihre ganze Familie, und lernte alle diejenigen Mitglieder kennen, die mir bisher noch unbekannt geblieben. Ich hatte Eugenien

nur als dreizehnjähriges Mädchen gesehen. Ich fand sie nun auch sehr schön geworden.

Wir machten am folgenden Tag große Promenaden zusammen; dann richteten sie sich am Vomero, in der reizenden Villa Trecase ein; bald darauf (doch nicht ohne große Schwankungen und hundert vorhergegangene Projecte) entschloß sich meine Mutter für den Rest des Sommers eine benachbarte Villa zu miethen. Diese war nicht schön, und hatte einen ziemlich melancholischen Garten. Die schöne Aussicht von allen Punkten dieses Kammes des Vomero konnte man nur von der Terrasse genießen, welche das Dach unseres Hauses bildete. Allein die Tage, die wir dort mit einander verlebten, waren so glücklich, daß uns das Haus als ein reizender Aufenthalt erschien und auch als solcher in unserer Erinnerung fortlebte.

Mittwoch den 9. Mai. — Ich verbrachte ein paar köstliche Stunden mit Paulinen auf der Terrasse ihrer Villa. Der Tag war göttlich schön, und wir genossen von unserem Standpunkt eine Aussicht, wie es vielleicht keine gleiche auf der Erde gibt. Albert war mit Herrn von Montalembert und Rio (die eben angekommen waren) nach Amalfi gegangen. Pauline hatte ein Buch entdeckt, in welches Albert die Gedanken der Dichter, die er gelesen und die ihm am meisten aufgefallen waren, mit seinen eigenen vermischt, aufzuschreiben pflegte. Sie brachte es mir, und wir lasen zusammen das Folgende:

Ein Tag wie der heutige erfüllt mir das Herz mit Dankbarkeit gegen Gott ... Ich erlebte mit mei-

ner Pauline einen Augenblick vollkommenster Sympathie. Ich empfand wie niemals das Köstliche in dem Verhältniß zwischen Bruder und Schwester! Ich fühlte ganz genau was in ihr vorging, weil ich es selbst empfand. Wie kommt es aber, daß mir dennoch etwas fehlte, was war es, das zu meinem vollkommenen Glück noch mangelte? Gibt es denn etwas Süßeres, als eine solche Freundschaft? Doch merke ich, wir lieben in der Freundschaft egoistischer, persönlicher, mehr um geliebt zu werden, während wir in einem stärkeren Gefühl uns selbst vergessen, um nur den Gegenstand zu sehen, den wir lieben. Wir sind dann der unerhörtesten Opfer fähig: wir würden ohne Zögern unser Leben hingeben, wenn es verlangt würde.

Ich bemerkte, als ich Pauline verlassen, daß die Gefühle, die ich bei ihr empfunden, mein Herz nur zu stärkeren Empfindungen vorbereitet hatten. Allein das Ende des Tages glich seinem Anfang nicht ... doch hab ich sie gesehen, und war glücklich. Doch als ich sie verließ war ich traurig, während sie selber mir so heiter erschien!

Unter diesen Zeilen waren folgende Strophen Tasso's in dem geliebten kleinen Buche unterstrichen:

Brama assai — poco spera — nulla chiede
Ne sa scoprirsi o non ardisce: ed ella
O lo sprezza — o nol vede — o non s'avvede
Cosi finora, il misero ha servito
O non visto, o mal noto, o mal gradito.

Alles was endigt ist so kurz! steht noch ein wenig weiter unten, und dieser Ausruf des heiligen

Augustinus ist vier Mal in diesem kleinen Buche wiederholt. Pauline, welche mir auf diese Weise das Herz ihres Bruders öffnete, glaubte ein Bischen weniger indiscret zu handeln, indem sie mir nicht gestattete, das Buch selber zu berühren. Dennoch ergriff ich es und entdeckte, an eines seiner Blätter befestigt, jenes kleine, mit einem rothen Band umwundene Bouquet, das ich ihm in Rom, auf dem Corso zugeworfen... Oh! Mein Gott! es ist noch da, noch hier, vor mir! Er hat sich nicht davon getrennt!

Auf derselben Seite befinden sich Verse von Victor Hugo unterstrichen, wovon einer mir sehr auffiel:

Je m'en irai bientôt au milieu de la fête.

Und weiter unten: „Man fürchtet weniger den Tod, wenn man beruhigt über seine Folgen ist.“ (Massilon.) Und weiter: Ich sterbe jung, wie ich es immer wünschte. Ich sterbe jung, doch hab ich viel gelebt. Ich möchte weder ihren Schlaf beunruhigen, noch ihr Herz betrüben. Nein, nein, nur ein paar Thränen und jene Erinnerung, die sich durch das ganze Leben erhält, ohne es zu zerreißen.

Neben diese Zeilen hatte er geschrieben: Rom, den 8. April. — Entsetzlicher Spleen. Es kommt mir vor, als schleifte ich Jahrhunderte statt Tage hinter mir her. Nichts bewegt mich, sogar nicht der Gedanke an sie. Kaum habe ich die Kraft mich zu beklagen. Ich fühle mich wie todt, obgleich ich gehe und noch athme. Was ist das doch für eine furchtbare Krankheit, diese Niedergeschlagenheit, die mich zuweilen glauben läßt, daß ich keiner einzigen Leidenschaft, ja nicht einmal eines leben=

digen Interesses für etwas fähig bin, die mich die unbedeutendsten Menschen nur darum beneiden läßt, weil sie Dingen, die an und für sich keine Wichtigkeit haben, eine solche beizumessen scheinen?

Auf der anderen Seite fand ich die Worte: Rom, nach einem Briefe von Neapel, 30. März 1832. — O mein Vater! die Menschen nennen diejenigen romantisch, welche nur in dem leben mögen, was das Leben ehrenvoll macht, und der Enthusiasmus erscheint ihnen wie ein gefährliches Fieber. Die Thörichten! sie wagen es nicht, vom Himmel das Glück zu begehren, sie fordern Freuden von der Erde, und der Himmel enterbt sie gleich der Erde!

Er notirte den 5. April 1832: Ein Spaziergang in den Ebenen von Rom mit ... (das war der Tag, an welchem ich ihn meinen Bruder genannt hatte) und darunter hatte er die Worte geschrieben:

Der Name Schwester hat etwas so Süßes, etwas so Reines selbst für den, der sich seiner bedient, um ein zärtlicheres Gefühl als das der Freundschaft dahinter zu verbergen.

Alles stärkt die beginnende Freundschaft: alles nährt meine Leidenschaft ... Doch bleibt für sie die Welt dieselbe, während sie für mich eine so ganz andere geworden ist ...

Die folgenden Zeilen entwerfen ein (mit kleinen Buchstaben geschriebenes) Portrait:

Sie besitzt Alles, was mächtige Leidenschaften zu erwecken im Stande ist: Grazie, Schüchternheit, Wohlanständigkeit, verbunden mit einer jener sich für das

Gute begeisternden Seelen, die lieben, weil sie leben . . . Sie ist von zarter Leibesbeschaffenheit, die Schwachheit und Abhängigkeit andeutet, doch hat sie eine starke, muthige Seele, die dem Tode trotzen würde, um der Tugend Willen.

Es gab keine Stelle, die nicht in directer oder indirecter Weise in Beziehung mit dem damaligen Zustand seines Herzens stand. Die letzte, welche ich las, war Folgende:

Vomero, den 3. Mai 1832.

Ich empfinde eine unendliche Freude, wenn ich in Versen oder in Prosa meine eigenen Gefühle ausgesprochen wiederfinde; denn es ist mir seit einiger Zeit unmöglich, selber zu schreiben. Ich befinde mich in einem solchen Zustande von Aufregung und Unruhe, daß es mir nicht gelingt, auch nur einen einzigen der tausend Gedanken, die sich in meinem Hirn kreuzen, fest zu halten . . . Wünsche, Unruhe, Glück und Traurigkeit, tausend wechselnde Gefühle bestürmen meine Brust!

Welches Glück bargen für mich diese Zeilen! Ich verhehlte es Paulinen nicht. Ich ging viel froher nach Hause, als ich von dort weggegangen war. O wie schön war die Welt, in der ich lebte, wie unvergleichlich das herrliche Blau des Himmels und des Meeres! Und dennoch, hätte man mich gefragt, ob ich glücklich sei, würde ich es vielleicht verneint haben. Noch gestand ich mir es nicht, daß ich es war, aber es war mir zu Muthe, wie bei dem Sonnenaufgang eines schönen Tages.

Während dieser Zeit befand sich Albert in Amalfi, woselbst er Folgendes in sein Tagebuch schrieb (was jedoch erst lange nachher zu meiner Kenntniß gelangen sollte):

Amalfi, den 10. Mai 1832.

Welche Gotteslästerung ist es, zu sagen, man sei nur für das Unglück auf der Welt! O mein Gott! Hast du denn jemals eine Seele für etwas Anderes, als für das Glück geschaffen? Kann ein Wesen, das dich liebt, einen so albernen Gedanken hegen? Und welche Undankbarkeit liegt darin! Aber ach, wie oft habe ich nicht selber eine solche Schuld auf mich geladen!

Du, deren Namen tief in mein Herz gegraben ist, ich sehe dich überall, und in dir sehe ich Gott!

Amalfi, den 11. Mai.

O wie so gern brächte ich hier mein ganzes Leben zu! Wenn ich am Fuß dieser herrlichen Berge stehend, ihre Größe bewundere, war ich erstaunt, mich noch größer zu fühlen als sie, und wenn ich ihre vergoldeten Gipfel erstiegen, fand ich sie klein im Vergleich zu meinen Gedanken; denn Gott allein erfüllte meine trunkene Seele . . .

Diese köstliche Natur war für sie und für mich geschaffen! . . . Reizende Illusionen, schon zerstört, ehe sie erdacht. Morgen gehe ich fort von hier, und, sie wiedersehend, werden meine Träume, meine Freuden wie Rauch vergehen! . . . Sie wird gut und liebevoll gegen mich sein, mich wie einen Freund und Bruder behandeln: aber an das holde Glück, sich zu verstehen

ohne zu reden, darf ich nicht denken. Und wenn ich, unruhig, zitternd, eine Frage an sie richten werde, wird ihre gleichgültige Antwort mein Blut erstarren machen, ich werde fühlen, daß alles ... Einbildung war!

Wenige Tage nach ihrer Zurückkunft von Amalfi reisten seine Freunde ab, und Albert schrieb am 18. Mai den folgenden Brief an Herrn von Montalembert, der Herrn von La Mennais in Rom aufsuchte:

Lieber guter Freund!

Wie sehne ich mich nach Deinen Nachrichten! Ich kann Dir nicht sagen, was ich empfand, als Du allein, ohne mich, abreistest ... Du bist mir nothwendig geworden. Wir verstehen und lieben einander so sehr! Unsere Herzen fühlten sich zu einander hingezogen, wie man dies selten findet ... Du warst weder gleichgültig, noch ein Spötter mir gegenüber. Du verstandest Alles, und seitdem Du fort bist, bedarf ich Deiner so sehr! denn ich fühle, welche erschreckende Fortschritte mein „Unglück" in meinem Herzen macht. Ja, mein lieber Guter, ich liebe sie viel mehr, als ich glaubte. Was soll ich sagen? Ich werde reisen müssen, und ich fühle es, wenn ich es selbst könnte, ich würde es nicht thuen. In diesem Augenblick ist mein Leben hier! O schreibe mir, sag, daß Du mich verstehst. Sage mir nicht, daß ich toll bin! Ich habe soeben einen Entschluß gefaßt ... doch weiß ich noch nicht, ob ich die Kraft haben werde, ihn auszuführen. Ich will sie einige Tage nicht sehen. Vielleicht werde ich entdecken, daß das Gefühl, das, wie ich glaube, so tief in meinem Herzen wurzelt, nur ein oberflächliches ist. —

Aber Du wirst mich für recht kindisch halten, und über eine Sache lachen, die vielleicht höchst lächerlich ist, die mir jedoch viel Schmerz verursacht. Lebe wohl. Ich habe das Fieber, ich ersticke, ich liebe Dich und kann Dir nicht sagen, wie Du mir fehlst. Gib mir die Hoffnung, daß ich Dich bald wiedersehe: ich bedarf Deiner. Ich schließe diesen Brief noch nicht, weil ich Dir noch sagen will, ob ich die Kraft habe, zu thuen, was ich thuen will. O lache mich nicht aus, ich leide[1]). —

Am 26. Mai setzt er sein Schreiben an Herrn von Montalembert fort:

Ich habe Deinen lieben Brief empfangen[2]), er hat

---

1) Alle diese Briefe las Alexandrine erst nach dem Tode Alberts.

2) Jener Brief auf welchen er antwortet, ist, glaube ich, der folgende:

Der Graf Montalembert an Albert.

„Albano, den 19. Mai 1832.

„Mein lieber Freund, Du kannst Dir keinen Begriff davon machen, wie ich durch den Gedanken der Zerstörung unserer Pläne während dieser letzten Tage litt. Ich fühlte tief, wie dadurch meiner Reise (wenn ich sie überhaupt fortsetze) aller Reiz genommen ist. Ich möchte mich länger über diesen Gegenstand verbreiten, Dir einige der Gefühle, die mein Herz bis zum Ueberströmen füllen, schildern, aber es bleibt mir keine Zeit dazu, indem der Courier sogleich abreist. Ich will Dir also nur das Eine sagen, und es wiederholen, daß ich Dich liebe. Ich hielt es gar nicht für möglich, mich einem neuen Freund so innig anschließen zu können. Ich hoffe, Du wirst mich nicht vergessen, und unter dem perfiden Himmel Neapels nicht jene Energie der religiösen und politischen Gefühle einbüßen, deren

mir sehr wohlgethan. O schreibe mir doch recht oft. Gib mir Kraft und Muth. Wenn Du hier wärest, wie manche unüberlegte Handlung würde unterbleiben ... Ach, könnte sie sehen, was in meinem Herzen vorgeht, wenn sie mit mir spricht, wenn ich sie singen höre! Sie ist so lieblich! Diese Schüchternheit, diese Schwäche, diese kindlichen Manieren, und doch diese für alles Gute bewegte Seele, die so sehr zu unserer Religion hinneigt ... Wie leid thut es mir, daß Du sie nicht näher kennen lerntest.

Ich fühle gleichwohl, daß ich thöricht bin — doch in der Liebe stirbt die Hoffnung ja nur, wenn die Liebe selber stirbt.

Endlich habe ich das, was ich vom Himmel erflehte: die Gnade so zu lieben, wie man auf Erden lieben kann, und sollte meine Liebe auch nur mit der größten Gleichgültigkeit erwiedert werden.

Bis jetzt habe ich die Kraft gefunden, meine Gefühle zu verbergen. Allein ich fühle, daß, wäre ich einmal ganz allein mit ihr, ich dies nicht vermöchte, daß ich ihr Alles sagen müßte, und wenn ich mich dadurch zu Grunde richtete.—

Wachsthum in Deinem Herzen ich einst mit so großer Freude beobachtete. Ich werde Dir von Rom oder von Frascati aus viel ausführlicher schreiben. Mein beständiger Refrain wird sein: Schone Dich, erhalte Dich für Deine Schwestern, für Diejenige, die Du einst glücklich machen sollst, und auch ein wenig für mich, der schon so viel verloren hat.

Tausend liebevolle Grüße an Alexandrine und ihre Mutter.

Carl von Montalembert."

Einige Tage nach dem Datum dieses Briefes, eines Sonntags den 3. Juni, besuchte ich Pauline, mit welcher ich lange Zeit im Garten plauderte. Frau von la Ferronnays rief ihre Töchter, um mit ihnen in die Kirche zu gehen und ich ging mit. Albert begleitete uns. Die Kirche befand sich ungefähr auf der Hälfte des Weges, der ihre Villa von der unsrigen trennte; an der Thür nahm ich Abschied von ihnen. Albert begleitete mich bis an unser Haus. Als wir an der kleinen Straße angelangt waren, welche an der Villa Belvedera beginnt, und noch ehe wir die Floridiana erreicht hatten, unterbrach Albert plötzlich sein langes Stillschweigen durch die Worte: Ich liebe Sie wie ein Wahnsinniger!

So hatte er mir also zum ersten Mal seine Liebe erklärt, während seine Mutter und Schwestern in der Kirche beteten, vielleicht für uns!

Aus Albert's Tagebuch.

Am nächsten Morgen den 4. Juni. — . . . O wie dieser Zustand der Kälte meine Geduld ermüdet! Man fühlt im tiefsten Grund der Seele das Bedürfniß diese Gemüthsbewegungen zu empfinden, welche man so selten genießt, und kann das Hinderniß, das sie fern von uns hält, nicht zurückstoßen. Seit einiger Zeit fühle ich die entzückenden Empfindungen, welche mir die Liebe zu Gott allein gewährte, versiechen. Ich muß meine Seele wieder härten. Ich glaube wirklich, daß die Gewohnheit stärker ist, als die Grundsätze. In Rom war ich zuverlässig besser.

Es gewährte mir ein so großes Glück, alle meine Pflichten auf das Strengste zu erfüllen! Ich fühlte mich so bewegt bei dem Eintritt in eine Kirche, mein Herz war so voll von dem lebendigsten Glauben! Niemals wäre mir das, was ich gestern that, in den Sinn gekommen! Meine stille Anbetung machte mich so glücklich! Welch einen Genuß gewährte es mir, mich in ihre Seele zu versenken, ein reines, köstliches, uneigennütziges Gefühl bewegte mich dann und entflammte in mir einen so frommen Enthusiasmus! Warum habe ich ihr gestanden, was ich für sie empfinde? Hat sich die Natur meiner Gefühle geändert? Was könnte mir daran gelegen sein, daß sie in meiner Seele las? Welcher Wahnsinn bemächtigte sich meiner, daß ich in ihrer Nähe aufhörte, mich selber zu vergessen und in ihr einen Himmel zu sehen, den ich niemals gewinnen werde. — Ich erröthe über mich selbst, wenn ich daran denke, was ich gethan. — Wie mußte sie mich bemitleiden, und in welche Verwunderung mußte ich sie versetzen!

Den 5. Juni[1]). — Ich komme nicht damit zu

---

1) An demselben Tag schrieb Herr von Montalembert von Rom an Albert:

„Ich werde Dir niemals sagen können, wie sehr ich von Deinem Vertrauen zu mir gerührt bin, und wie die Beweise desselben, die Du mir in Deinen letzten Briefen gabst, mir zu Herzen gingen. Sei fest davon überzeugt, daß, wenn es Dir einige Erleichterung gewährte, mich auf den Grund Deiner Seele blicken zu lassen, dies auch für mich ein wahres Glück wäre. Nur das Eine beschwöre ich Dich: mache nicht so viele Umstände und sage nicht immer, daß ich Dich für toll halten würde; sprich immer ganz einfach und offen mit mir und halte

Stande, mein überwallendes Gefühl zu bemeistern, wenn ich mit ihr rede, wenn sie mir ihre Hand gibt, vergesse ich mich ganz und gar. Ich weiß nicht wo ich bin und was ich thue. Ich fürchte sehr es ist Uebertreibung, und daß ein derartiges Gefühl nicht dauern kann. Doch wüßte ich Niemand in der Welt, den ich mit ihr vergleichen könnte, es sei denn meine Schwester Pauline. Dennoch finde ich sie zu vernünftig . . . das ist vielleicht nicht gut. Allein was mir bei ihr so gut gefällt, ist ihre Naivität. Sie mag etwas unvernünftig, zuweilen sogar etwas extravagant sein, aber sie ist köstlich! Sie bedarf eines Freundes, eines Schutzes. Sie ist so schwach! . . . Welches Bild! . . . Ich bin abgeschmackt! . . .

Den 6. Juni. — O Gott, ich bitte dich, gib mir die Inbrunst wieder, welche ich verloren! Man ist so glücklich, wenn man betet, und das ist ein Glück, das ewig währen sollte! Alle unbestimmten und leidenschaftlichen Gefühle, die man empfindet, wenn man jung ist, geben der Religion etwas, was beruhigt, was die

---

Dich stets für überzeugt, daß ich sowohl im Kopf wie in dem Herzen etwas habe, was mich befähigt, alle Schmerzen zu verstehen und auf das Innigste mit ihnen zu sympathisiren. Du weißt überdies, wie gut ich gerade Dich verstehe, Niemand kann so gut, als gerade ich, die Natur der Leidenschaft beurtheilen, welche gegenwärtig Deine Seele bewegt. Ich muß es nur beklagen, daß der liebe Gott die Ausführung unseres schönen Reiseprojectes nicht wollte. Ich bin überzeugt, daß diese Reise für Dich wie für mich sehr gut gewesen wäre.

Carl von Montalembert."

Seele befriedigt ... O mein Gott! ich habe diese Sprache vergessen, die nur von Denen verstanden wird, die nur dich allein lieben. Diese Sprache, die man nur in der Kirche spricht, ganz allein; ich verstand sonst diese Sprache, sie war so schön, ich redete sie so gern! O Gott, mein Gott, gib mir sie wieder!

Wie fern ist die Zeit, wo ich jeden Augenblick in die Kirche ging, um für sie zu beten! ... Ich war damals so glücklich! es war mir als wäre mein Gebet so innig, daß es der Himmel erhören müsse. O mein Gott! als ich dich um den Preis des eigenen Lebens und des Glückes um die Erhaltung ihres Lebens bat, verstand ich damit nicht, daß ich das Glück entbehren wollte, dich zu lieben. Rette sie Herr, doch laß mich nicht untergehen! Ich will allen Genüssen meiner Schwärmerei entsagen, nur laß mir die Liebe zum Guten. O diese Liebe laß mich nie entbehren, Gott!

Den 8. Juni 1832. — Sonst entflammte das Wort Vaterland alle Herzen. Heute, wo das allerkälteste, das persönliche Interesse allen Handlungen zu Grunde liegt, ist das Vaterland nur da, wo das Herz ohne Rückhalt alles Gute, alles Schöne liebt, und die Bürger sind Diejenigen, welche dich verstehen und von denselben Gefühlen geleitet werden.

Albert an Herrn v. Montalembert.

An demselben Tag.

... Ich wage es nicht von mir selbst zu reden. Und dennoch wäre es mir Bedürfniß. O mein guter Carl, belebe wieder in mir jenen Eifer für das Gute, das

ich an Deiner Seite immer so geliebt. Ich erfülle meine religiösen Pflichten mit weniger Befriedigung als sonst. Ich suche umsonst die Ursache dieser Veränderung; ich bin fast versucht, dieselbe der Luft von Neapel zuzuschreiben. Neapel steigt seit einiger Zeit mit meinen schlimmen Erinnerungen und einer Zukunft vor mir auf, welche mir Furcht einflößt. Dennoch schöpfe ich wieder Vertrauen, wenn ich daran denke, daß in meiner Nähe ein Engel wacht. O nein, ich habe nichts zu fürchten, so lange ich sie sehen werde: sie, die so schön, so rein ist! Warum habe ich denn aber jene Poesie verloren, die ehemals in meiner Seele war? Entzieht Gott uns zuweilen die Gnade, um uns zu prüfen? Ich glaube es in der That, denn als ich gestern Abend in den Salon eintrat, fand ich meine Schwester Pauline dort in Thränen. Wir begaben uns mit einander auf die Terrasse, die im herrlichsten Mondlicht erglänzte. Sie erholte sich bald von ihrer Aufregung, und wurde wieder was sie immer war. Sie bemüthte sich mir begreiflich zum machen, daß mein gegenwärtiger Seelenzustand nur ein vorübergehender sei, und ich fühlte in der That jene verlorene Inbrunst wieder, die uns eine zweifache Empfindung des Daseins gibt. Sie sprach mit mir von Alexandrine. — Ich war glücklich! Ich gestand ihr, wie sehr ich seit einiger Zeit um sie gelitten habe; so plauderten wir eine Stunde mit einander, und gingen beide vollständig geheilt in's Haus zurück.

. . . .

An denselben.

Einige Tage später.

Mein theurer Freund, ich habe diesen Morgen deine köstlichen Zeilen erhalten, und hätte mich nicht ein Frühstück in der Stadt abgehalten, so hätte ich Dir augenblicklich geantwortet. O hättest Du mit mir empfinden können, wie wohl Du mir gethan! Habe tausend Dank für Dein Vertrauen! Wie hat es mich gerührt! denn ich habe ja kein anderes Recht als das, Dich auf das Zärtlichste zu lieben, während es natürlich ist, daß ich Dir nichts verhehle, Dir, der so unaussprechlich gut, Dir, dem ich so reine, so unendliche Empfindungen verdanke, Dir endlich, der mir unentbehrlich geworden ist. O ich möchte Dir so gerne sagen, was in mir vorgeht, wie sich so alles geändert hat, wie ich nur Kälte für Alles empfinde, was ich liebte, als Du noch bei mir warst. Ich befinde mich in einem Zustand unerklärlicher Gleichgültigkeit, denn ich liebe sie. Doch ich sehe sie vor mir wie einen lichten Punkt am Horizont, welchen man nicht erreichen kann, und der doch beständig den Blick gefesselt hält, weil er uns so schön, weil er uns wie eine Ahnung, wie ein Schicksal erscheint! — Du wirst mich schwerlich verstehen können; was ich empfinde ist fast eben so verworren. Das einzig Wirkliche ist meine Liebe.

An denselben.

Donnerstag, Morgens um 4 Uhr.

... Ich habe die ganze Nacht gearbeitet. Ich hätte doch nicht schlafen können; ich suchte auf diese

Weise die Zeit zu tödten, indem ich mich zwang, meine Gedanken von Alexandrinen abzulösen. Ich fühle mich bei einer jener Epochen angelangt, wo man viel verlorene Zeit wieder einholt. O hilf mir! ich will so lange arbeiten, als es meine Kräften gestatten. Leite mich, ich werde vor keinem Studium zurückschrecken. Ich werde Alles versuchen, denn ich muß mich beschäftigen; wenn ich nicht wahnsinnig werden will. — Ich liebe sie so sehr!

Ich fühle mich nicht ganz wohl. Ich habe schon seit zwei Nächten kein Auge geschlossen, und gestern bin ich gar nicht zu Bett gegangen. Es war das schönste Wetter von der Welt. Ich arbeitete bis fünf Uhr Morgens an meinem Fenster.

Mein lieber Freund, wann werden wir wieder so herzlich lachen wie in Amalfi? —

Es war während einer solchen schlaflosen Nacht, wo er folgende Zeilen an mich richtete:

Mittwoch, um 2 Uhr Morgens.

Was werden Sie sagen, wenn Sie meine Handschrift wiedererkennen? Es ist unrecht von mir, ich weiß es. Sie haben das Recht mir deshalb zu zürnen. Allein was wollen Sie! Sie lehrten mich empfinden, daß ich eine Seele habe; Sie haben in ihr die Begeisterung für alles Schöne entzündet. Ihnen verdanke ich die Anbetung des Guten. Doch bin ich stumm, wenn ich an Ihrer Seite bin. Ich glaube Sie imponiren mir. Wie gut sie heute Abend waren! Sie strengten sich an mich glücklich zu machen. Halten Sie

mich nicht für so eingebildet, und sparen Sie für Diejenigen die ihrer würdig sind Worte, bei welchen Sie sich nichts denken. Erlauben Sie mir nur mich in der Stille Ihres Anblickes zu erfreuen. Lassen Sie mich aus der Ihrigen das Leben meiner Seele schöpfen! — O könnte ich jetzt einige Augenblicke in Ihrer Nähe sein, wie glücklich wäre ich! Hier findet man mich zerstreut und lacht mich aus, doch ich versichere Sie, daß etwas in mir leidet. Wohl richte ich an mich den Vorwurf, daß ich Sie liebe, daß ich es Ihnen sage, doch reißt's mich wider meinen Willen fort, ich bin nicht anders! O sagen Sie mir, daß Sir mir verzeihen! — Ich wollte auf vierzehn Tage nach Amalfi reisen, nicht um Sie zu vergessen, denn dazu fehlte mir sowohl die Kraft als auch der Wille, nur um Sie für einige Zeit von meiner Sie belästigenden Gegenwart zu befreien. Doch erinnerte ich mich daran, daß Ihnen in diesem Fall am Freitag der Arm eines Cavaliers fehlen würde, um Sie aus dem Theater nach Hause zu begleiten. Wenn Ihnen etwas begegnete! Ich kenne nicht Frau K . . ., doch werde ich, wenn die Vorstellung aus ist, zur Stelle sein. Sagen Sie mir nur, ob Sie bis zu Ende dort bleiben werden.

Ich habe Ihnen nichts gesagt und dennoch quält mich die Furcht, Ihnen mißfallen zu haben. Seien Sie ein wenig nachsichtig! Ich bin allein, die Nacht ist schön und Sie sind mir so gegenwärtig, daß ich nicht schlafen kann.

Ich schwöre Ihnen, daß das, was ich in Ihrer

Nähe empfinde, mir wie die Verheißung eines anderen Lebens erscheint. Wie kommt's, daß solche Gefühle nicht das Grab besiegen?

O nein! ich glaube nicht, daß man mit Unschuld und Tiefe lieben, daß man Sie lieben kann, ohne von dem Gefühl der Unsterblichkeit durchdrungen zu sein.

Leben Sie wohl, ich verlasse Sie jetzt. Es wäre mir unmöglich, durch Worte die Empfindungen wieder zu geben, welche sich meiner bemächtigen. Nennen Sie es Schwärmerei, Verzückung, Wahnsinn, doch mir ist, als hörte ich Engel singen ... Sie sind unter ihnen. O wie schön sind Sie! —

Er hatte auf die Adresse geschrieben: Für Sie, zürnen Sie nicht! und gab mir diesen Brief am nächsten Morgen mit anderen Sachen, welche er mir brachte.

An jenem Freitag, von welchem er spricht, sollte ich in Neapel bei der Gräfin K... zu Mittag speisen und (meine Mutter wollte zu jener Zeit noch nicht in's Theater gehen) mit ihr die Oper Anna Bolena hören.

Zum ersten Mal, seit meines Vaters Tode, kleidete ich mich an jenem Tage in Weiß. Ich war seit zwei Jahren nicht im Theater gewesen. Das Theater San Carlo war zu Ehren der Königin Mutter, deren Geburtstag war, an diesem Abend illuminirt. Ich schrieb, als ich nach Hause kam, Folgendes in mein Tagebuch:

Dieser Tag war sehr lang und erschien mir fast wie ein Traum.

Ivanoff sang mit seiner herrlichen Stimme den Percy, das prachtvoll erleuchtete Theater, die Wonne zu lieben und geliebt zu werden, Alles dies trug dazu bei, jenen Abend zu einem zauberhaft schönen zu gestalten. Der Graf von Lebzeltern[1]) kam im Laufe des Abends, um mich abzuholen und in meine Loge zu führen, die er Frau von la Ferronays abgetreten hatte. Ich fühlte mich so schön in meinem weißen Kleide, daß es mir Vergnügen gewährte, mich Albert zu zeigen, und auch Paulinen, auf deren Urtheil ich begierig war. Erst um 1 Uhr Morgens suchte ich meine Mutter auf, die bei der Gräfin le Maistre war, um mit ihr nach dem Vomero zurückzukehren. Hätte ich gewußt, daß, während ich ermüdet, doch sehr froh und beglückt von diesem Abend in den Wagenkissen ruhete, Albert neben dem Wagen ging, als er den steilen Weg nach dem Gipfel des Vomero hinanfuhr, daß er bei schweren Stellen die Auffahrt zu erleichtern suchte, indem er selber Hand anlegte, und für alle seine Mühe nur den Lohn begehrte, noch einmal flüchtig mein weißes Kleid zu sehen, als wir ausstiegen. Er hatte sich in unserem Hof versteckt, wir konnten ihn nicht sehen.

Ach, er hat sich bei dieser Anstrengung die Brust verletzt; ich habe dies später durch Pauline erfahren.

Am Samstag Abend schrieb er folgendes Billet:

Ob Sie meine Zeilen lesen oder nicht, ich muß einen Augenblick mit Ihnen sprechen. Es ist das ein

1) Der Graf Lebzeltern war zu jener Zeit französischer Gesandter in Neapel. Er war lange ein College meines Vaters in St. Petersburg.

Glück, welches mir stets versagt ist, wenn ich zu Ihnen gehe, und wenn Sie mir nicht erlauben wollen, Ihnen zu schreiben, müßte ich an den Gefühlen ersticken, die mein Herz bewegen ... In den Zeiten, wo ich am inbrünstigsten betete, wo ich die größte Freude empfand, Gott zu lieben, fehlte mir etwas. Ich war noch zu schlecht, um es zu wagen, mein Gebet direct an den Himmel zu richten, an dem Sonntag aber, als ich neben Ihnen betete, hätte ich Ihre Fürbitte für mich erflehen mögen. Das war in Rom. O hätten Sie in meinem Herzen lesen können, es hätte Sie gewiß gerührt, zu sehen, wie der Gedanke an Sie meine Liebe zu Gott noch vermehrte, mit welcher Begeisterung Sie meine Seele erfüllten! O, ich liebte Sie unendlich, und Sie wußten es nicht. Dieses Geheimniß war für mich von einem süßen Zauber. Hier aber bin ich weniger gut, weniger glücklich, ich habe Alles verloren, weil ich Ihnen mein Herz geöffnet. Ich glaubte ... nein, ich glaubte nichts ... ich weiß nicht, was ich that. Ich verlor jene Zuversicht, jene Ruhe, welche ich vordem besaß.

Sie klagen mich der Uebertreibung an. Sie liegt vielleicht in meinen Worten, aber könnten Sie in meinem Herzen lesen, dort würden Sie gewiß die Wahrheit finden. Ich verstehe nicht zu reden: hören Sie nicht auf das, was ich sage, aber verstehen Sie es. Was werden Sie denken von diesem Brief? Vielleicht lachen Sie mich aus.

Wohlan denn, lachen Sie; ich bin ein Kind, ein Narr, allein ich liebe Sie, und darum bin ich nicht

lächerlich. Leben Sie wohl, und seien Sie vor Allem glücklich. — Es ist drei Uhr. Ich habe nicht die geringste Lust zu schlafen. Warum auch träumen, wenn ich wachend so lieblich träume? —

Ich habe noch nicht gesagt, daß meine Mutter Albert sehr liebte — wie einen Sohn — sagte sie. Und sie fügte hinzu: Er hat den Himmel in den Augen. Als er eines Abends Abschied von uns genommen, und wir ihm noch vom Balkon herab ein letztes Lebewohl nachsandten, sang er, die Allee entlang wandelnd, die Romanze des Herzogs (späteren Kardinal) Rohan, die er mir einige Tage vorher zum ersten Male vorgetragen hatte:

Ton souvenir est toujours là,
O toi, qui ne peux plus m'entendre!

Ich erinnere mich, daß ein Schatten von Melancholie durch meine Seele zog, als seine Stimme nach und nach verhallte und endlich ganz erlosch. O mein Gott! und vier Jahre später — nicht mehr als vier Jahre! — Mit welch bitteren Thränen hörte ich von Ferdinand, den ich darum bat, diese Romanze wieder singen!

. . . .

Albert machte sich Vorwürfe, seine Gefühle noch nicht klar und offen gegen meine Mutter ausgesprochen zu haben. Die Furcht, daß sie dieselben nicht günstig aufnehmen könnte, hielt ihn davon ab und mich desgleichen.

Am 1. August 1832 schrieb er an Herrn von Montalembert einen Brief, in welchem er sich folgendermaßen über diesen Punkt ausspricht:

Ich reiste um 5 Uhr Abends von Castellamare ab und war um 8 Uhr in Vomero. Ich kleidete mich an, verweilte einige Zeit bei den Meinen und ging dann zu Alexandrine. Das Herz schlug mir heftig. Ich fand sie allein. Ihre Mutter war mit dem Prinzen L..., auf welchen ich noch zurückkommen werde[1]), auf der Terrasse. Es dauerte eine ganze Weile, bis ich zu sprechen vermochte. Sie reichte mir ihre Hand. Ich las in ihren Augen, daß sie wußte, was in mir vorging; mein Schweigen war überdies beredter, als alles, was ich ihr hätte sagen können. Bis Mitternacht blieb ich dort, trunken vor Entzücken, denn ich bin gewiß, daß sie mich ein wenig liebt.

Mein theurer Freund, wie wird das enden? Werde ich ihr jemals entsagen können? Die entzückendsten Träume werden bei mir von den furchtbarsten Ahnungen verdrängt!

Die Güte ihrer Mutter für mich nimmt täglich zu; ich selber liebe sie fast wie ein Sohn. Gestern spielte Alexandrine Klavier. Die Gräfin Alopeus stand am Fenster; es war eine herrliche Nacht. Ich trat zu ihr und sagte: „Ich fürchte von Ihnen für falsch gehalten zu werden.“ — „Sie!“ rief sie aus. „Mit solchen Augen wie die Ihrigen, braucht man das nicht zu

---

1) Die Gräfin Alopeus war zu jener Epoche seit einem Jahr Wittwe. Der Fürst Lapoukhyn war in der Absicht nach Italien gegangen, sich um ihre Hand zu bemühen. Ein Jahr später vermählte sich die Gräfin mit ihm.

fürchten; ich kann in Ihrem Herzen lesen." — Ich war sehr bewegt und beschwor sie, mir zu sagen, was sie darin sähe. — „O später," sagte sie, „solche Dinge plaudert man nicht aus; wir werden später darauf zurückkommen."

Der Fürst L..., von dem ich dir zwei Worte sagen will, ist sehr distinguirt und sieht aus, wie die Offenheit selber. Er ist ganz ungeheuer reich und hat, wie ich glaube, die Absicht, sich mit der Gräfin Alopeus zu vermählen. Höre, was er vor Kurzem zu mir sagte, doch schwöre mir, Niemand ein Wort davon zu sagen. Die Gräfin legte eine Patience (es ist dies ihre Art, das Horoskop zu stellen), es war von Vermählung die Rede. „O," sagte der Fürst, „die meinige ist es nicht, aber vielleicht eine andere, die ich im Sinn führe." Dabei betrachtete er mich und Alexandrine. Ich hörte ihn auch einmal zur Gräfin sagen: „Albert liebt Ihre Tochter ... warum sollte er sie nicht lieben?"

O wie lebendig ich mich dieses Tages erinnere, dieser Zurückkunft, die er im Anfang seines Briefes beschreibt! Pauline hatte lange mit mir in meinem Zimmer geplaudert; es war dunkel geworden und sie verabschiedete sich. Er war nicht gekommen. Als ich in den Salon trat, hatte ich eine unbestimmte Hoffnung, ihn dort zu finden, allein er war nicht da. Es war schon zehn Uhr und dennoch konnte ich der Hoffnung, ihn noch zu sehen, nicht entsagen. Die Mutter schlug dem Fürsten vor, sie auf

die Terrasse zu begleiten. Ich ließ sie vorausgehen und folgte ihnen so langsam, wie ich konnte, denn ich sagte mir: In diesem Augenblick vielleicht wird er in den Salon eintreten! Und so geschah es in der That. Auch ich konnte, wie er selber es von sich erzählt, zuerst vor Freude gar nicht sprechen. Ich fühlte jedoch, daß dies lange Schweigen mehr sagte, als ich mit Worten zu gestehen gewagt haben würde, daher war ich, glaub' ich, die Erste, die es brach, und nun begann ein froher, glücklicher Abend! O, mein Gott! mein Gott! du, der du die Liebe bist! Diese reine Begeisterung, diese unendliche Freude, diese Liebe, die den geliebten Gegenstand vollkommen erscheinen läßt, ist sie nicht ein Vorgeschmack der Liebe, mit welcher wir einst in einem besseren Leben Die umfangen werden, die wir schon hier auf Erden so unsäglich liebten?

Unser Leben gestaltete sich täglich schöner, herrlicher. Albert, meiner Liebe nun sicherer, hatte jene strahlende Fröhlichkeit wieder gewonnen, die, nach Paulinens Ausspruch, einer seiner Charakterzüge war. Dieses häßliche Haus, das, außer von der Terasse herab, nicht einmal eine schöne Aussicht hatte, war plötzlich wie von einer lichten Glorie umgeben; es war für uns ein angenehmerer Aufenthalt, als selbst die reizende Villa der Eltern Alberts, wo wir uns weniger sprechen konnten. Wir verbrachten die größte Hälfte unserer Abende stets auf der obersten Terrasse. Das war ein zauberhafter Ort! Vor uns die beiden Golfe, die Ufer, der Vesuv, der immer Feuerbäche ausströmte, dieser herrliche Sternenhimmel, diese balsamische Luft!

Und dazu die Liebe! Wir liebten uns und wagten es, von Gott zu sprechen! . . .

Ich wollte Albert über meinen Charakter nicht täuschen; er sollte mich ganz kennen, wie ich war, und sollte sich auch dadurch seine Liebe zu mir verringern; ich wollte seine Liebe auf die Probe stellen; entweder sollte er für immer davon geheilt werden, oder ich wollte, wenn er die Probe bestehen würde, mich ihm für immer anvertrauen. Ich gab ihm daher ein kleines grünes Buch, den ersten Vertrauten meiner Gedanken. Er las es, worauf er Folgendes in sein Tagebuch schrieb:

Um 6 Uhr Morgens. — Ich habe das Fieber. Die Nacht, welche ich damit verbrachte, dies kleine Buch zu lesen, hat mich fast toll gemacht. Umsonst würde ich es versuchen, die verschiedenen Gefühle zu schildern, welche es in meiner Seele hervorgerufen: Trauer über ihre Schmerzen, unendliche Zärtlichkeit, Eifersucht, die mir Thränen erpreßte, und eine Liebe . . . eine Liebe, die mich tödtet.

Es ist 6 Uhr Morgens und ich bin noch immer nicht zu Bett gegangen. Ich kann nicht schlafen. Ich habe nur das Bedürfniß, sie zu sehen, sie zu sprechen, ihr Alles zu sagen, was ich um ihretwillen dulde. . .

Und auch ich habe gelitten. Ich fürchtete den Effect des kleinen Buches. Albert ließ diesen Abend auf sich warten und dieser Umstand verlängerte meine Angst. Wir gingen in's Theater. Man gab la Gazza Ladra. Mir war wie einer Verbrecherin zu Muthe, als er

endlich in unsere Loge trat. Er war traurig und düster. Er bat um die Erlaubniß, mir ein Billet überreichen zu dürfen, da er Morgen nach Castellamare gehen wolle. Er steckte es in das Futteral meines Opernglases. Ich war von Angst gefoltert. Das ganze Publikum zollte der Oper Bewunderung und war von dem rührenden Gesang der Madame Malibran ergriffen; nur auf mich machte die herrliche Musik keinen Eindruck, wenngleich sie mit meinen Gefühlen sympathisirte. Ungeachtet der mehrtägigen Trennung von Albert, die mir Schmerz verursachte, ersehnte ich das Ende der Vorstellung, um nach Hause eilen zu können und Alberts Brief zu lesen, der vielleicht ein Lebewohl enthielt. O wie begierig war ich, zu erfahren, ob das Lesen meines Buches seine Liebe zu mir vermindert habe. Endlich in meinem Zimmer angekommen, las ich das Folgende:

Ich werde heute nicht mit Ihnen sprechen können und da ich Morgen nach Castellamare gehe, werden Sie mir diesen Bruch des Vertrages verzeihen. Ich ging erst um halb sieben zu Bett, denn Sie können sich denken, daß Ihr kleines Buch mir alle Lust zum Schlafen nahm. . . Ich kann Ihnen die verschiedenartigen Gefühle nicht beschreiben, die es in mir erregte. Ich war so unglücklich über Ihre Schmerzen, ich fühlte so lebhaft Ihre Gewissensscrupel, Ihre Qualen, die Unruhe, die Ihnen Ihr Charakter einflößte, daß ich in einen fieberhaften Zustand verfiel. Gott! wie hat jedes einzelne dieser Blätter meine Liebe für Sie vermehrt! Ich überraschte mich mehrmals, Sie tröstend

oder Ihnen Muth einflößend. Es war mir, als ob Sie bei mir wären und zu mir wie zu Ihrem besten Freunde sprächen... Ich liebte Sie mehr wie je... Ihre Gebete zu Gott, die göttlichen Regungen Ihrer Seele, als Sie in unsere Kirche traten, Ihre Furcht, Sträfliches zu begehen, das Opfer Ihres Glückes, welches Sie so oft dem Herrn darbringen (und zuweilen selbst für Andere), und endlich die Betrachtung Ihrer Seele, die Sie selbst vor meinem Blick entschleierten! Alles dieses stürmte so lebhaft auf mich ein, daß mir fast die Sinne schwanden und ich genöthigt war, das Fenster zu öffnen, um meine heiße Stirne in der Morgenluft zu kühlen, denn schon war der Morgen angebrochen.

Wie lange wird mir dieser Tag werden bis zum Abend! Und doch fürchte ich fast, Sie zu sehen. Werde ich Selbstbeherrschung genug haben! O sprechen Sie mit mir! Sagen Sie mir, was Sie beschäftigt. Sie sind meine Seele, mein Leben! Sprechen Sie mit mir von allem Guten ... von Ihnen. Zeigen Sie mir Ihr zweites Buch. O! haben Sie keinen besseren Freund als mich. Es ist wahr, er hatte viel Verstand, ich habe keinen. Er hatte Alles, um zu gefallen, ich habe Nichts. Auch er sprach zu Ihnen: „Ich liebe dich!“ Nun sagen Sie mir, wer schien Ihnen am wahrsten, er oder ich [1])?

---

1) Alexandrine war das Jahr vorher in Berlin der Gegenstand einer Verehrung, die aufrichtig schien und welche ihr, ehe sie Albert kannte, nicht gleichgültig war. Das war es, was

Albert in seinem Tagebuch.

Am 29. August 1832. — Bin ich im Stande, mir selber Rechenschaft zu geben von Dem, was ich empfinde? . . . Seit einigen Tagen leide ich sehr: mir ist als sollte mir der Kopf zerspringen. So muß es sein, wenn man den Verstand verliert. Doch ich bin froh darum. Ich möchte, Sie liebend, sterben. Wie kommt es nur, daß ein so veränderlicher Charakter nicht erkältend auf mich wirkt? . . . Aber wie auch kommt es, daß ein so empfängliches Herz, eine so tiefe, so zärtliche, so leidenschaftliche Liebe wie die meine, ihr nur einen geringen Grad von Freundschaft einzuflößen im Stande ist? Wenn ich Sie sehe, bricht mir ein gemischtes Gefühl des Glückes und der Angst beinahe das Herz, oft möchte ich Sie lieber todt, als ohne mich beglückt sehen. . . .

Er versinkt hierauf in eine Art Träumerei, die mit den Worten endigt:

Ohne Dich kann ich nicht sterben, wir sind zusammen verbunden. O welches Glück, so zu sterben! Wir fliegen zusammen fort in unser Vaterland! Siehst Du, wie Gott uns seine Arme entgegen streckt? Wie er

---

sie so mißtrauisch gegen sich selber machte. Sie glaubte, das Gefühl, welches sie für Albert hegte, sei das Resultat einer (wie sie glaubte) in ihrem Charakter wurzelnden Unbeständigkeit. Sie, die in der Folge so viel Festigkeit, so viel zärtliche Hingebung und Aufopferung bewies, glaubte, sie sei von Natur schwankend und unsicher.

schön ist! Welcher Glanz ihn umstrahlt. Siehst Du diese wunderbare Helle? Dort weilen sie, die Seligen. O komm, komm, ich führe Dich zu ihnen!

Unter allen Romanzen, die er mir sang in jener Zeit, hat sich eine (als deren Verfasser man Thibault, Graf der Champagne, nennt und die er an die Königin Blanca gerichtet haben soll) meinem Gedächtniß am lebhaftesten eingeprägt. Er sang diese Romanze sehr oft und es ist die einzige, welche er für mich abgeschrieben hat. Sie lautet:

Der Herrin fern nach fremden Landen
Zu ziehen, Liebe, welche Pein!
Ach, wie durchglüht die Seele mein
So Thatendurst wie Trennungspein:
Doch bleibt mein Herz in ihren Banden,
Bei ihr nur wird es ewig sein.

Zur kriegerischen Wallfahrt zogen
Die Ritter alle, alle aus;
Und wenn die Schönen nun zu Haus
Verrathen sie, die zogen aus,
So haben nur für Feige sie betrogen,
Denn alle Braven sind hinaus.

Den Tod für Gott muß der erstreben,
Der sonder Scham nicht leben kann:
Für Gott zum Tode geh der Mann,
Der sonder Scham nicht leben kann;
Was sag ich? Keiner fällt! — Zum Leben
Erstehn wir Alle nun fortan!

Die Idee des Todes ist in dieser Romanze, wie in jener ausgesprochen, die er mir öfter als alle andern sang (Son souvenir est toujours là). — O der Tod ist stets da, wo Poesie und Liebe ist, weil er zu der Verwirklichung der Einen wie der Andern führt.

Am Abend des 31. August gab ich ihm mein zweites Buch. Ich hatte die Blätter, auf welchen von ihm die Rede war und welche sich am Ende des Buches befanden, mit Papier überklebt; ich rechnete auf seine Redlichkeit, daß er sie nicht ablösen würde. Ach, diese Zeilen enthielten noch gar manche Thorheit, die mir sein Herz entfremden konnte. Allein ich wollte ehrlich handeln und ihm nichts verbergen. Wie man aber im Grunde niemals ganz sicher über die Motive seiner Handlungen ist, möchte ich nicht darauf schwören, daß ich ihn nicht gern mit dem Ausdruck von Gefühlen bekannt gemacht hätte, die ihm gefallen mußten. Was er jedoch beim Lesen meines grünen Buches empfunden hatte, machte mich besorgt für den Inhalt des blauen.

Den Tag vorher, oder denselben Tag schrieb Albert folgende Zeilen in sein Tagebuch, die mit dem Gebet der heiligen Jungfrau (das Memorare, welches seitdem so oft von uns wiederholt wurde) den Schluß desselben machten.

O mein Gott! entziehe dich mir nicht! Vergib mir meine Schuld, gib mir die Energie, die ich niemals besessen. Gib mir die Inbrunst wieder, die mich einst

beseelt und die mich nun verlassen, und die mich ohne Vertheidigung dem bösen Feinde Preis gibt, der mich fort und fort umschleicht. O mein Gott! mit Schrecken sehe ich diesem Winter entgegen. Wie verschieden wird er von dem vorigen sein! O Maria, heilige Mutter, verlasse mich nicht und gib mir Kraft, daß ich der Menschenfurcht nicht achte. Möchten meine Feinde erröthen, aber nicht über mich lachen! Ich schäme mich, es zu gestehen, aber ich fürchte den Spott der Weltlichen. Ich möchte eine edle und unabhängige Haltung gewinnen; nachsichtig gegen Andere, strenge gegen mich selbst; ich möchte nicht um den Spott der Andern leiden, aber mich auch nicht aufwerfen zu ihrem Richter. Ich möchte die Gesellschaft besuchen, weil man sich dort freuen kann, ohne Böses zu thuen, immer A . . . lieben, ohne dadurch lächerlich zu erscheinen; ein Mann sein und sich nicht durch Kindereien compromittiren; und vor Allem, mein Gott! möchte ich die Tugend lieben. O gib mir die Liebe für das Gute wieder; entzünde von neuem in meinem Herzen die Flamme der göttlichen Liebe. Reinige das Gefühl, das heute mein Leben ausmacht. Gib mir Selbstbeherrschung, o mein Gott! erlaube nicht, daß ich durch Worte, die eine ungeregelte Leidenschaft mir eingibt, ihr Zartgefühl verletze. Laß mich ihr vor allen Andern in der Welt die größte Hochachtung bezeigen; o mache mich der Liebe würdig, die ich für sie fühle, und laß mich nie ein größeres als jenes Glück begehren, welches in dieser Liebe liegt! O mein Gott! gib mir Thränen, gib mir Inbrunst, gib mir Begeisterung und Liebe!

Albert an Herrn v. Montalembert.

Am 29. Juli 1832. — Jeder Tag ist ein neuer Schritt zu meinem Untergang: ich sehe einen Abgrund vor mir. O lieber Freund, wüßtest Du, was ich leide! Und dennoch sollte ich mich auf dem Gipfel des Glückes befinden, denn ich bin ihr nicht mehr so gleichgültig wie sonst. Sie sah, was in mir vorging und war davon gerührt. Soll ich Dir es gestehen: ich bin darum nur um so trauriger. Manchmal ist es mir, als wäre ihre Liebe nur Mitleid und dann fühle ich mich gedemüthigt; wenn ich mich aber der süßen Illusion hingebe, in Wahrheit geliebt zu sejn, überfällt mich eine unerklärliche Angst! Wie schön war sie diesen Abend! . . . Nachdem sie gesungen hatte, kam sie zu mir: „Seien Sie nicht traurig," sagte sie. — Wie kann ich fröhlich sein? gab ich zur Antwort. Das Leben ist mir zur Last; kann ich jemals glücklich sein? Ihre Güte erdrückt mich, denn es kann ja nicht möglich sein, daß Sie mich lieben. Aber Ihr Mitleid thut mir weh. Nein, lieber sollen Sie mich hassen; Ihr Haß demüthigt mich wenigstens nicht." — Wenn Du wüßtest, wie ich gelitten! Und um das Maß meiner Qualen voll zu machen, sagte sie: „Sie sind immer exaltirt. Verlassen Sie mich doch! Sie werden mich vergessen und zurückkehren zu . . . . ." O mein Guter! wenn Du wüßtest, wie sie diese letzten Worte aussprach. . . . Ich konnte nichts mehr sagen. — „Habe ich Ihnen wehe gethan?" setzte sie hinzu. „Nein, nein, ich glaube Ihnen. Aber Sie haben

so oft den Gegenstand Ihrer Zuneigung gewechselt und man vergaß mich immer!" — O Carl! ich hätte sterben mögen! Und wenn ich daran denke, daß sie mir niemals angehören kann, weil ich kein Vermögen besitze. Du wirst bei solchen Gedanken im Verein mit solchen Wünschen verstehen, was ich leide. Ich habe mich so an das Zusammenleben mit ihr gewöhnt, daß es mir vorkommt, als gehöre sie mir, als könne sie mir Niemand rauben. Wenn man sie lobt, bin ich stolz und glücklich. Sie spricht oft von Dir mit mir, und o wüßtest Du in welcher Weise! Ich könnte eifersüchtig auf Dich werden. Doch werde ich, wenn ich Dich wiedersehe, auf diesen Gegenstand zurückkommen. O wie Du mir fehlst, mein lieber Freund; wie ich Dich liebe! Früher hatte ich gegen alle Welt ein so unselig offenes Gemüth, jetzt öffne ich mein Herz nur Dir allein!

Von Demselben an Denselben.

Vomero, den 8. September 1832.

Soll ich Dir es gestehen? Die Art unseres Verhältnisses beunruhigt mich. Wir haben seit einiger Zeit nur einen einzigen Unterhaltungsstoff, es hat den Anschein, als gründe sich in diesem Augenblick Alles auf eine Basis, welche uns eines Tages fehlen könnte. Unser gegenseitiges Vertrauen muß die Folge einer starken, zärtlichen, erprobten Freundschaft sein, und nicht die Wirkung eines gemeinsamen Interesses und einer momentanen Sympathie. Ich bin der Meinung,

daß man nur einen einzigen Freund und Vertrauten haben kann. Diesen Freund, ich habe ihn in Dir gefunden! Nur mit Dir allein spreche ich von Dem, was mein innerstes Wesen bewegt. Und dennoch fühle ich den großen Abstand zwischen mir und Dir. Du beschäftigst Dich mit den großen Fragen der Gegenwart, während ich ein obscures Leben führe. Aber, theurer Freund, ich glaube von Gott die Fähigkeit erhalten zu haben, die Geheimnisse der Seele zu verstehen und zu lieben. Was der Freundschaft jene Unverletzbarkeit verleiht, ist eben der Erguß des Herzens in das Freundesherz. — Eine kleine politische Meinungsverschiedenheit kann einer solchen Freundschaft nichts anhaben.

Meine Gefühle sind zu aufbrausend, um tief zu sein, meinst Du? Dieser Ausspruch that mir wehe. O nein, es ist kein Traum, es ist keine Uebertreibung, es ist keine Leichtfertigkeit, welche mein Herz bewegt, das ganz von ihr erfüllt ist. Sie hat mir ihr Tagebuch gegeben. Die geheimsten Falten ihrer Seele liegen offen vor mir da. Sie hat dieses Buch zu ihrem Beichtvater gemacht, welchem sie alle Handlungen ihres Lebens vertraut. Am Ende dieses Buches ist von mir die Rede. Sie hat mich gebeten, diesen Theil nicht zu lesen und vertraut ganz meiner Redlichkeit. — Es liegt vor mir, ich könnte es lesen, was sie über mich geschrieben, aber ich vermag es nicht, ihr Vertrauen zu täuschen. O mein geliebter Freund, glaubst Du denn wirklich, daß meine Liebe keine tiefe sei? Hast Du das darin gelesen, als ich Dir mein ganzes Herz geöffnet? Ich

werde nie versuchen, Dir zu schildern, was in mir vorgeht, denn es würde mir ganz sicher nicht gelingen. Wenn Du wirklich an Uebertreibung bei mir glaubst, gedulde Dich! Die Zeit wird richten. In solchen Dingen sind Betheuerungen abgeschmackt. Warten wir und wir werden sehen, ob in diesem Leben wirklich Alles ein Ende nehmen muß, ob in der Thať Alles unsicher ist und man nichts lieben und an nichts glauben darf.

Lebe wohl, mein guter Carl. Ich liebe Dich wie meinen besten Freund. Bedenke, daß ich Deine ganze Freundschaft für mich beanspruche und mich nicht mit Dem begnüge, was Du mir bewilligst: — „Einen großen Theil Zuneigung und Dankbarkeit für die Theilnahme, die ich an dem gegenwärtigen Interesse Deines Lebens kund gab.“ — Grausam habe ich gelitten, als ich diese Worte las. Es kam mir vor, als ob Du mich für Das bezahlen wolltest, was Du meine Güte nennst.

Albert war nach Castellamare abgereist. Seine Verwandten waren schon seit einigen Tagen dort; wir sollten ihnen nachkommen und einige Zeit dort mit ihnen zusammen bleiben. Auch der Fürst Lapoukhyn befand sich in Castellamare. Am 15. September schrieb er an meine Mutter; derselbe Bote brachte ihr auch einen Brief von Albert und einen an mich von Paulinen.

Hier ist der Brief von Albert an meine Mutter:

Welch ein Verrath! Mit unsäglichem Schmerz haben wir eingewilligt, Sie bis Freitag zu entbehren

und nun drohen Sie, unsere Qualen noch um vier bis fünf Tage zu verlängern! ... Täuschen Sie sich nicht und erwarten Sie an einem oder dem andern Tage, uns in Ihrem Salon zu begegnen. Ich kann Ihnen nicht sagen, welche Freude ich beim Anblick des Fürsten empfinde, denn ich sehe in ihm einen Leidensgefährten, der gleich mir verbannt ist. Aber ich schwöre Ihnen, und wahrlich ohne Scherz, das Leben ohne Sie ist unerträglich.

Wenn ich nicht zu viel verlange, möchte ich Sie bitten, mir zwei Zeilen durch den Ueberbringer dieses dummen Schreibens zukommen zu lassen. Ich lege mich Fräulein Alexandrine zu Füßen. Ich beschwöre Sie, zu sagen, wenn Sie es auch vielleicht nicht denken, daß Sie uns arme Abwesenden ein wenig vermissen. Auf baldigstes Wiedersehen, denn es ist abgeschmackt zu denken, von Ihnen lange Zeit fern zu leben. Ich möchte wohl mit Ihnen sprechen, allein ich wage es nicht. Ich weiß nicht, wie ich Sie nennen soll. „Madame ...“ ist so steif. „Liebe Gräfin ...“ auch das genügt mir nicht. Ich möchte .... Ich schließe meinen Brief, denn wenn ich Ihnen Alles sagte, was ich auf dem Herzen habe, möchten Sie am Ende zürnen!

Meine Mutter beantwortete auf der Stelle dies Billet und ich schrieb Folgendes auf dasselbe Blatt:

Guten Tag, Albert. Ich bin ganz verwundert über unsere Einsamkeit, dennoch denke ich mit einem gewissen Gefühl der Bangigkeit an Castellamare. Ich wollte

fleißig sein, aber ich habe nichts gethan; ich habe nur das Buch, das Sie mir liehen, zu Ende gelesen. Das Piano steht verwaist, ich habe es schon seit zwei Tagen nicht geöffnet. Seitdem Sie uns verließen, ächzt der Wind in den benachbarten Wäldern, daß man Geschichten à la Radcliff schreiben möchte; doch fühle ich mich nicht dazu aufgelegt. — Was macht meine kleine Pauline? Warum erzählen Sie mir nichts von ihr? Ich will ihr eine Zeile schreiben, die Sie ihr übergeben sollen. — Morgen gehen wir zum Diner bei Stackelberg, übermorgen packen wir und Montag — sehen wir uns wieder.

Nachdem ich diese Zeilen geschrieben, ging ich in mein Zimmer, von wo aus ich bald nachher Herrn von Pietracatella und Herrn Saß anmelden hörte; und gleich darauf Ausrufe der Ueberraschung und bekannte Stimmen! Albert und der Fürst hatten sich heimlich von Castellamare entfernt, um uns zu besuchen. O welche Freude, welche angenehme Ueberraschung, die uns wieder einen jener traulichen Abende bereitete. Ich öffnete das Piano und sang: „O entzückender Augenblick," als Albert zu mir trat und mich frug, was ich wohl sagen würde, wenn er Das in dem blauen Buch gelesen hätte, was ich mit so großer Vorsicht vor seinem Blick verborgen. Ich erschrack, doch antwortete ich ihm, ich sei ganz sicher, daß er das nicht gethan habe. — Und wenn es dennoch geschehen wäre? — Es ist unmöglich, ich werde es niemals glauben. — Ich habe es gethan. — Nein. — Meine Angst nahm zu, doch weigerte ich mich entschieden, es zu

glauben. — Soll ich eine Stelle daraus citiren? — Sie würden es nicht können, es wäre Erfindung. — Ich glaube, ich liebe Albert! sagte er darauf, mich mit seinem innigsten Blick ansehend. Meine Augen, die bisher die Seinen gesucht, senkten sich nun auf eine Weise, die ihn traurig für den ganzen Abend stimmte. Ich habe ihn sicher in diesem Augenblick nicht geliebt, wohl aber als ich ihn so traurig sah.

Am 18. September verließen wir den Vomero, um nach Castellamare zu gehen. Als wir ankamen, kam uns Albert entgegen und führte uns in die für uns bestellten Zimmer im Albergo Reale. Er sah so traurig aus, wie an jenem Abend, wo ich ihm wehe gethan. Er that mir leid; ich konnte es nicht unterlassen, ihm etwas zu sagen, was seine frühere frohe Stimmung wieder herstellte. Wir waren ganz so glücklich wie ehemals, sogar noch glücklicher, denn es war nicht mehr jene Barriere der Verstellung und des Zwanges zwischen uns, welche uns früher trennte. Pauline kam zu uns. Sie sagte mir, Albert habe ihr seinen Verrath gestanden, und erzählte mir, daß er sich bei diesem Geständniß solche Freiheit der Rede erlaubt, daß sie ihn ganz erschrocken gefragt habe, ob er mich zu umarmen gewagt habe. Albert aber sei über diese Frage gleichfalls sehr erschrocken, da er sich unfähig fühlte, eine solche Kühnheit zu begehen.

Wir brachten in Castellamare unsere Abende bei der Gräfin K. zu. Es war dort stets große Gesellschaft. Man tanzte auf einer reizenden, in einen Salon ver-

wandelten Terrasse, welche der gewöhnliche Aufenthalt der Gräfin war. Am ersten Abend (es war der 18. September) tanzte ich mit dem Grafen von A... Mazurka. Albert stieß bei einer Wendung ein wenig unsanft mit meinem Tänzer zusammen. Der Graf, von sehr heftigem Temperament, sah in dem Benehmen Alberts die Absicht einer Beleidigung. Beide wechselten einige Worte, die mich sehr beunruhigten, und die Antwort, welche mir Albert auf meine Frage gab, war nicht geeignet, meine Befürchtungen zu entkräften. Den Tag darauf war ein großes Frühstück in Pompeji, zu welchem wir Alle eingeladen waren.

Am folgenden Morgen (Mittwoch den 19. September) hörte ich, nach einer unruhig durchwachten Nacht, mit Entzücken die Stimme Alberts in unserem Salon. Es fuhr mir augenblicklich durch den Sinn, daß er sich wohl vor der projectirten Partie ganz früh am Morgen mit dem Grafen duellirt haben könnte. Bald jedoch gewann ich die Ueberzeugung, daß das Duell noch nicht stattgefunden habe. Die Zusammenkunft der Wagen war am Café Nuovo. Pauline setzte sich zu uns. (Albert war zu Pferd.) Sie sah mich an und sagte: „Was ist Dir? Du siehst aus wie Jemand, der einen Geist gesehen.“ — Ich schwieg, weil ich fürchtete, sie vielleicht unnöthiger Weise zu beunruhigen. Als wir in Pompeji angekommen waren erkannte ich von Weitem Albert und den Grafen von A..., welche zusammen einen Seitenpfad einschlugen. Dann hörte ich seinen Vater, der, wie es mir schien,

sehr unruhig aussah, fragen: „Wo ist Albert?“ Nun konnte ich meine Thränen nicht mehr zurückhalten. Nur Pauline sah, daß ich weinte; ich wollte ihr nicht sagen warum, doch suchte ich in Gedanken nach einem Mittel, Albert zu retten. Ich sah Ferdinand vor mir, mit dem ich nie ein Wort gewechselt hatte[1]). Ich näherte mich ihm und konnte nur unter Thränen die Worte hervorbringen: „Wo ist Albert? Wo ist Albert?“ Ferdinand errieth, daß ich Alles wußte. Er sagte mir, Albert spräche mit dem Grafen, um die Sache auf gütlichem Wege beizulegen. Man rief uns zum Frühstück, welches mitten unter den Ruinen des Ortes eingenommen wurde. Es waren fünfzig Gäste dazu eingeladen. Ich wählte meinen Platz zwischen Pauline und Hedwig Lubomirska[2]). Ferdinand stellte sich öfter ein, um mich zu versichern, daß ich ganz unbesorgt sein könne. Ich sah Albert wieder. Meine Mutter beobachtete mich. Die Geschichte fing an, sich zu verbreiten und meine Verlegenheit verdoppelte sich. Endlich erhob sich die Gesellschaft und Albert flüsterte mir in's Ohr: „O ich liebe Sie mehr als mein Leben!“

Später wurde im Forum getanzt. Ich tanzte mit Albert den Cotillon. Auf seine Bitte holte ich zum Walzer den schrecklichen Gegner, den ich so gefürchtet hatte. O welche Empfindungen erregte in mir der

---

1) Er war erst vor Kurzem angekommen.

2) Spätere Fürstin von Ligne.

Gedanke, daß dieser Arm, der meine Taille umfaßte, Albert hätte tödten können[1])!

Albert an den Grafen von Montalembert.

Castellamare, den 29. September 1832.

Ich habe das Vergnügen Dir zu schreiben so lange hinaus geschoben, weil mein Kopf so wenig mir selbst gehört, daß es mir Mühe macht, meine Ideen zu ordnen. Ich habe diesen Morgen Deine „Unterwerfung" gelesen. Wie schön ist sie, mein Lieber! Mein Vater ist ganz entzückt davon[2]).

Schreibe mir doch recht bald, was aus Dir wird. Kommst Du zurück nach Italien? Bleibst Du in Paris? Habe ich einige Aussicht, Dich wieder zu sehen? Ich habe vor, im December nach Rom zu gehen, erstens um dort ein wenig zu arbeiten und zweitens um mich durch einige Zeit der Trennung von ihr zu prüfen.

---

1) Derjenige, welcher Albert an jenem Tag gefordert hatte, wurde selber drei Jahre später im Duell getödtet.

2) Er spricht von der Unterwerfung der Herren de Lamennais, Lacordaire und Montalembert unter den Urtheilsspruch des heiligen Stuhles in Beziehung auf „die Zukunft;" es war dies für die beiden Letzteren eine ehrenvolle und fruchtbare Unterwerfung, denn nach diesem Acte des Gehorsams erhoben sie sich stark und treu und blieben siegreiche Streiter der Kirche. Die Unterwerfung des Herrn von Lamennais entbehrte leider jene Demuth und Aufrichtigkeit, welche die der beiden Andern auszeichnete; wenigstens berechtigt Das, was fast unmittelbar darauf geschah, zu dieser Annahme.

Geliebter Guter! Du wirst mir darum zürnen, aber ich muß Dir wiederum von mir sprechen. Was haben sich für Dinge ereignet, seitdem ich Dir zuletzt geschrieben! Ich hielt es für unmöglich, so viel Glück zu ertragen! Ich habe Dir ja schon gesagt, daß sie mir ihr Tagebuch gegeben. Nachdem ich es gelesen und wieder gelesen, sie dadurch immer besser kennen gelernt und immer lieber gewonnen, war ich bis zu dem verbotenen, durch einen Streifen Papier meinen Blicken entzogenen Ende gelangt, das für mich mehr als das Leben enthielt. Was wirst Du über diesen Mißbrauch des Vertrauens denken. Was hättest Du an meiner Stelle gethan? Ich kämpfte mehrere Tage gegen die Versuchung, zuletzt aber, in einem Augenblick der Schwärmerei, entfernte ich das schwache Hinderniß und las! Aber ich werde nicht versuchen Dir zu schildern, was sich nun mit mir begab, ich weiß es selber nicht ..... Sie liebt mich, Guter. Verstehst Du, was das heißt? Sie liebt mich! ..... Doch war's ein grausamer Moment, in welchem ich ihr das Geständniß meines Verrathes machte! Ich las Verachtung in ihren Augen! O die Hölle hat keine solche Qual, als ich empfand! Doch jetzt ist Alles vergeben, vergessen; sie zürnt mir nicht darum, daß ich ihr Geheimniß kenne. Ich rede nicht von Dem was in mir vorgeht, Du wirst es errathen[1]). Ich war vor einigen

---

1) Es scheint nicht, daß die Indignation, welche dieser Vertrauensmißbrauch bei Herrn von Montalembert hervorgerufen, so groß war, wie Albert fürchtete. Hier ist seine Ant-

Tagen nahe daran, mich um einer Kleinigkeit willen zu duelliren. Ich traf den nächsten Tag in Pompeji mit meinem Gegner zusammen, wo wir Alle zu einem großen Frühstück versammelt waren. Ich versuchte dort in einer letzten Unterredung die Sache beizulegen, was mir gelang. Doch sie verlor mich während dieser ganzen Zeit nicht aus den Augen; ich sah sie weinen, hörte sie schluchzen. O Freund, was hab ich da empfunden? War's Freude oder Schmerz? Ich weiß es nicht. Du siehst jedoch daraus, in welchem Zustand ich mich jetzt befinde, wie das übermächtige Gefühl mich fast erstickt. Ist es ein Vorgefühl, oder nur Furcht, Unruhe sie zu verlieren? Sie verlieren, hieße mein Leben, meine Seele verlieren. O, könnte das denn möglich sein? Ich lebe nicht, Carl, jeder neue Tag erschreckt mich, ich möchte den Lauf der Stunden hemmen. Jeder Tag, war so schön! Ich habe nie das Unglück so begriffen, als seitdem meine Seele so voll Glück und Wonne ist! Ach, ein so liebliches Bouquet, soll es verwelken? O nein, nein, dieses Glück ist ewig, es geht bis über's Grab hinaus, es ist der Himmel, der sich schon auf Erden für mich öffnet!

---

wort: Was das bewußte Tagebuch betrifft, so kann ich Dein Verfahren in dieser Sache keineswegs verdammen, auch bin ich überzeugt, daß der Zorn, den es erregte, kein sehr lebhafter und tiefer war, und vor Allem glaube ich nicht an die Verachtung, welche Du in ihrem Blick gelesen. Man legt kein Stück Papier zwischen den Geliebten und das Glück, wenn man nicht will, daß er sich darum kümmere.

Du wirst mir wieder den Vorwurf der Uebertreibung machen. O nein, mein Freund! Das köstliche Gefühl, das meine Seele füllt, bürgt mir dafür, daß mein Glück eben so tief als wahr ist. Morgen gibt sie mir eine Locke von ihrem Haar. Ich werde sie in einem Medaillon stets auf dem Herzen tragen. Welch ein Talismann gegen das Böse! Ich habe das Fieber; so viel Glück füllt mir die Seele mit einem Leben, das mich tödtet! . . . .

Ihre Mutter weiß Alles. O wüßtest Du, wie gut und zärtlich sie ist! Du lerntest sie noch so wenig kennen und dennoch liebst Du sie schon. Lebe wohl! Wann werde ich Dich sehen? Ich bedurfte Deiner nie so sehr! Ich habe Heimweh. Ich leide durch den Gedanken, daß ich nichts Nützliches thue, denn ich möchte meines Glückes würdig sein.

Dein Freund für's Leben,
Albert.

Wir verließen Castellamare am 29. September; ich weiß nicht, warum, aber in dem Augenblick, wo wir abreisten, mußte ich weinen. Ich suchte meine Thränen zu verbergen, doch er gewahrte sie; wie wohl that mir sein Mitleid! Doch konnte ich ihm nicht sagen, warum ich weinte, — ich sollte ihn schon Morgen wiedersehen. Weinte ich, weil eine schöne Epoche meines Lebens ihr Ende erreicht hatte? Flossen meine Thränen dem Andenken jenes Ortes, wo unsere Seelen sich zum ersten Male ganz rückhaltlos einander öffneten?

Wir befanden uns an einem jener schönen Abende in Castellamare auf dem Balkon und sahen dem Untergang der Sonne zu, welche in's Meer sank. Die Mutter war nicht bei uns. Es war, als wären wir Beide mit Gott allein gewesen. Albert folgte mit Begeisterung der Sonne und sagte: „O, könnten wir ihr folgen!“ Ich glaube sicher, daß er in diesem Augenblick gern gestorben wäre. Ich bewunderte diese Begeisterung, die ich nur zur Hälfte theilte; ich dachte mehr an ihn, er mehr an den Himmel. Ich liebte den Himmel durch ihn, er kam dazu durch sich selbst. O nach solchen Augenblicken war der ganze Abend für mich ein geheiligter! Mit welch köstlichen Gefühlen ruhigen Glückes eilte ich dann in mein Zimmer, um mich für ihn zu schmücken, dessen Liebe mich besser machte[1])!

---

1) Alexandrine hatte in Berlin eine Freundin, Fräulein von Splitgerger (spätere Madame Wolf), die ihr sehr theuer war. Da sie denselben Vornamen hatte wie ich, so nannte sie Alexandrine Pauline I., weil sie dieselbe vor mir kennen lernte. Indem sie ihr alle ihre Geheimnisse anvertraute, wurde sie auch sehr bald in ihre Herzensangelegenheit mit Albert eingeweiht. In einem Brief vom 16. August 1832, den sie von Vomero aus an ihre Freundin schrieb, spricht sie sich folgendermaßen darüber aus: Jetzt werde ich von mir sprechen. Ich zittere fast, indem ich es thue. O Pauline, lache mich nicht aus wegen meiner Tollheit, sage nicht, daß ich extravagant, strafbar, lächerlich sei. Ich bin viel zu unglücklich bei alledem, als daß meine Freunde sich erlauben dürften, über mich zu spotten. Wohlan, ich will ein gewisses Gefühl der Scham abschütteln und Ihnen ohne Rückhalt sagen, daß ich

Die Blätter der Geschichte Alberts und Alexandrinens, welche dem Leser vorlagen und welche von der zauberhaften Periode ihrer Liebe Kunde geben, enthalten Gefühlsäußerungen, die vielleicht Manchem als zu leidenschaftlich, zu romantisch erscheinen werden. Demungeachtet konnte ich mich nicht entschließen, auch nur eine einzige dieser Zeilen zu unterdrücken. Mußte ich nicht ein ganzes, vollständiges Bild von dieser Liebe geben, welche später eine in jeder Weise geweihte und geheiligte wurde? Und ist es nicht überdies auch nützlich der Welt zu zeigen, welche sich darin gefällt, Diejenigen für kalt und gefühllos zu halten, die sich selbst be-

---

Albert . . . liebe. Es ist gesagt; ich wiederhole nur die Bitte, nicht über mich zu spotten. Ausgenommen sein Alter gleicht er am meisten von allen Männern, die ich kennen lernte, dem Ideal, welches ich mir gebildet habe. Durch eine ganz außerordentliche Sympathie fühlte ich mich zu seiner Schwester hingezogen — die gleiche existirt nun auch zwischen ihm und mir. . . O liebe Freundin, wie glücklich wäre ich, wenn Sie ihn kennen lernten! Dann würden Sie meine Gefühle für ihn verstehen. Er hat die zarteste und zugleich die leidenschaftlichste Seele, das redlichste Gemüth, die edelsten Empfindungen. Er ist ganz außerordentlich bescheiden, fast demüthig; und dennoch hat er einen edlen Stolz, Muth und Begeisterung. Dabei ist er fröhlich wie ein Kind (das wird Ihnen gefallen), er gibt sich nur den Anschein, älter zu sein als er ist; er ist durchaus einfach und natürlich in Allem, was er thut. Die Basis aller andern guten Eigenschaften aber ist bei ihm seine tiefe, unerschütterliche Liebe für seine Religion. Fügen Sie zu alledem noch eine Liebe für mich, wie ich sie niemals einflößte, und sagen Sie mir dann, ob Sie es für möglich halten, unempfindlich zu bleiben.

herrschen und dem Gesetze Gottes treu bleiben, welch lebendiger und zärtlicher Empfindungen das reine Herz eines Christen fähig ist? Und wenn man mir hierauf den Zauber einer solchen Schilderung als eine Gefahr zum Vorwurf machen sollte, so bitte ich noch einmal die Geister, welche streng genug sind, um ihn zu fürchten, ihr Urtheil noch zurückzuhalten und mit Nachsicht alles Das zu lesen, was ihnen Derartiges in der Folge in dieser Erzählung aufstoßen möchte. Wenn sie es bis an's Ende lesen, werden sie sehen, daß die Gottesliebe über die Menschenliebe siegt; sie werden erkennen, daß der Glaube über Alles triumphirt, der Schmerz Alles läutert. Sie werden endlich sehen, wie Die zu sterben wußten, die so geliebt hatten.

Nur mit Widerstreben nehme ich für eine Weile die Stelle Alexandrinens ein, um den Faden dieser Erzählung fortzuspinnen. Doch muß ich mich daran erinnern, daß ich für Solche schreibe, die vielleicht nicht mit demselben Interesse wie ich, sich in die geringsten Details einer Vergangenheit versenken, die mir so theuer war. Ich werde also, ohne auf die Tage und Stunden zurückzukommen, die sie mit so großer Sorgfalt angegeben, erzählen, daß wir nach dem Aufenthalt in Castellamare wieder nach dem Vomero zurückkehrten, woselbst wir bis Ende October verweilten; dann kehrten wir nach Neapel zurück, wo der Zufall (der uns in jener Zeit so günstig war) uns Alle in Chiaja in demselben Hause vereinigte. Wir wohnten also den ganzen Winter in demselben Hause; die Gräfin Alopeus und Alexandrine

bewohnten den ersten, unsere Familie den zweiten Stock. Ferdinand war uns schon zwei Monate früher voran geeilt. Eine sehr intime brüderliche Freundschaft, welche in der Folge niemals auch nur die geringste Veränderung erlitt, hatte ihn mit Alexandrine seit dem Tag verbunden, wo er mit ihr bei Gelegenheit des Frühstücks in Pompeji zusammentraf. Er liebte Albert auf das Zärtlichste und glaubte sich durch nichts verbunden, sich zu seinem Mentor aufzuwerfen; er war im Gegentheil in der Verfassung, Alles gut zu finden, was er that und was man für ihn that. Alexandrine konnte also keinen ergebeneren Freund und keinen discreteren und nachsichtigeren Vertrauten finden. Im Uebrigen dachten meine Eltern sowohl wie die Mutter Alexandrinens und sogar der Fürst Lapoukhyn (der als künftiger Gemahl der Gräfin Alopeus ein gewisses Recht hatte, in Angelegenheiten seiner Tochter ein Wort mitzureden) seit jener Scene in Pompeji über die Mittel nach, welche eine Heirath zwischen Alexandrine und Albert ermöglichen sollten; denn ungeachtet großer Schwierigkeiten, die sich später einstellten und die so viele Prüfungen für Albert und Alexandrine waren, kam es dennoch Keinem in den Sinn, zu glauben, daß Beide für etwas Anderes bestimmt seien, als um einander anzugehören.

Demungeachtet hielt mein Vater es für nothwendig, daß Albert durch eine zeitweilige Trennung von dem geliebten Gegenstand seine Gefühle prüfe; es wurde daher beschlossen, daß er nach Rom gehen solle, um

einen Theil des Winters dort zuzubringen, dessen Beginn uns Alle so fröhlich unter einem und demselben Dache vereinigt hatte. In jener Zeit wußten wir noch nicht, was Unglück ist, und schon der allergeringste Kummer wurde schwer von uns ertragen. Meines Vaters Anordnung erschien uns daher als eine sehr strenge und außer Albert waren wir Alle ein wenig ungehalten darüber. Was diesen betrifft, so war ihm Alles willkommen, was dazu dienen konnte, die Wahrheit seiner Gefühle kund zu thun, und war es sein Wunsch, sich in allen Dingen dem Willen meines Vaters zu unterwerfen. Er glaubte ihm in dieser Angelegenheit eine gewisse Herzensangst zu verursachen und litt darunter, wenngleich er die Zärtlichkeit unserer Eltern und ihre Einwilligung zu einer Vermählung segnete, die nicht ohne Ueberwindung großer Schwierigkeiten und großer Opfer bewerkstelligt werden konnte.

Doch hatte Albert nicht bis zu jener Epoche, in welcher das Frühstück in Pompeji stattfand, gewartet, um meinem Vater sein Herz zu öffnen. Hier ist der Brief, welchen er einige Zeit vor dieser Begebenheit an ihn geschrieben, dessen genaues Datum ich indessen nicht anzugeben vermag. Ich glaube jedoch, er wurde einige Tage nach jenem verfaßt, an welchem er an der Floridiana zu Alexandrine gesagt hatte: „Ich liebe Sie."

Mein guter Vater!

Schon sehr lange mache ich mir Vorwürfe, nicht mehr offen gegen Sie zu sein und Ihnen zu ver-

schweigen, was in mir vorgeht. Darf ich es Ihnen gestehen? Die Furcht, daß mein Geständniß Ihren Spott erfahren könne, zwang mich, eine gleichgültige Miene anzunehmen, so oft Sie mich frugen, was mir fehle. Ruhig! Ach, Niemand ist es wohl weniger als ich; ich schwöre Ihnen, daß es Augenblicke gibt, wo Das, was ich empfinde, dem Wahnsinn gleicht. Sie wissen es und warum sollte ich es Ihnen nicht sagen, daß ich liebe. Trägt die Thätigkeit, die mich verzehrt, die Schuld oder das Gegentheil? Ich weiß es nicht. Seit drei Monaten suche ich durch Arbeit diese Neigung zu tödten; doch es gelingt mir nicht; was ich zerstören will, nährt nur meinen Eifer, und wie es jenen Pferden von Rom erging, je mehr ich laufe, je tiefer dringt der Sporn mir in das Fleisch ein.

Ich wollte meine Freunde wieder aufsuchen, doch in der Verfassung, in welcher ich mich gegenwärtig befinde, ist mir die Gesellschaft unerträglich. Wenn Sie vielleicht in Paris einige Geschäfte auszurichten hätten würde mich das rege Leben, was in diesem Augenblick dort herrscht, vielleicht zerstreuen und wäre ich mit Carl wieder zurückgekehrt[1]). Sie sehen, lieber Vater, wie nothwendig es ist, daß ich aus diesem Zustand herauskomme. Alle Vorstellungen, die ich selber und die auch Pauline an mich richtet, fruchten nichts; ich weiß, wie unrecht ich thue, mich diesem Gefühl hinzugeben und

1) Es ist hier nicht von Herrn von Montalembert, sondern von dem Bruder Alberts die Rede.

besonders es ihr zu gestehen. Ich habe es gethan: sie weiß, daß ich sie liebe und nun habe ich Furcht. Ich habe aber nicht die Kraft, mich zu beherrschen. Was werden Sie zu diesem Geständniß sagen? Verursache ich Ihnen Schmerz oder errege ich Ihr Mitleid? Ich weiß es nicht, ich weiß nur, daß ich leide, das ist Alles. Ich hätte Ihnen dies Alles mündlich gesagt, aber ich vermag es noch nicht zu reden. Ich habe Ihnen so viel zu sagen und wenn wir zusammen sprechen, hoffe ich, Ihnen mein ganzes Herz zu öffnen. Ich bin glücklich, daß ich diesen Brief geschrieben habe, es wäre mir unmöglich zu leben, ohne Ihnen, mein theurer Vater, das vollkommenste Vertrauen zu widmen. Wenn diese Zeilen Ihr Lächeln erregen, sagen Sie mir es nicht, es demüthigt mich Alles."

Zu der Zeit, als wir wieder nach Neapel zurückkehrten, war Albert so glücklich über die Erlaubniß, die ihm gewährt wurde, auf eine Verwirklichung seiner Wünsche zu hoffen, daß er mit Freuden in die Verbannung willigte, welche man ihm vorschlug, um seine Liebe zu prüfen. Er unterwarf sich derselben vielleicht mit mehr Resignation als Jene, welche mit ihm darunter leiden mußte. Er sollte am 4. November Neapel verlassen. Ich überlasse es Alexandrine, den Abend zu beschreiben, welcher diesem Tag voranging.

Die Abreise Alberts war auf den Abend festgesetzt. Ich sollte ihn kaum wiedersehen, denn wir gingen in's Theater, wo man eine große Oper gab. Als ich nach

Tisch mit der Mutter allein war, zerfloß ich in Thränen. Die Mutter war voll Liebe und Güte, sie sagte, sie verstände meinen Schmerz und gab mir Hoffnung. Das Theater San Carlo, die Lichter, die Bühne, Alles war für mich verändert ohne ihn; mit ihm war Alles um mich Freude, Genuß, ohne ihn erschien mir dieser glänzend erleuchtete Saal wie ein flammendes Grab. Doch Alles verwandelte sich sehr schnell wieder, als Albert zu mir sagte: Ich reise diese Nacht noch nicht; ich bleibe einen Tag länger hier. Dieser Aufschub gab uns Stärke und Resignation. Der künftige Tag, den wir zusammen zubrachten, war noch von einer gewissen Heiterkeit belebt. Endlich, um fünf Uhr am folgenden Morgen, reiste er ab.

Während seiner Abwesenheit erlitt die von beiden Seiten eingegangene Verpflichtung, weder in directer noch indirecter Weise mit einander zu correspondiren, nur eine einzige Uebertretung. Ferdinand, der wenig gewissenhaft war, wenn es sich darum handelte, Albert eine Freude zu machen, war es, der eines Tages Alexandrine dazu vermochte, ihm einige Zeilen für Albert anzuvertrauen, welche er in seinem Briefe mit einschloß. Hier sind sie:

Ferdinand, der mich lange umsonst zum Schreiben zu bewegen suchte, gebrauchte endlich die Kriegslist, zu sagen, Sie wünschten es. Dieser Ausspruch war entscheidend. Im Namen Gottes und Ihrer Liebe beschwöre ich Sie: Seien Sie glücklich, um jeden Preis glücklich,

wenn auch auf meine Kosten glücklich, wenn Sie nur Gott dadurch nicht beleidigen. Es ist, daß Sie Ihren Vater durch nichts betrüben; thuen Sie stets sogleich Alles, was er verlangt. Lieben Sie eine Andere, ich schwöre Ihnen, daß es mir trostreicher ist, Sie mit einer Andern glücklich, als durch die fortgesetzte Liebe zu mir unglücklich zu wissen. Ihr Glück, worin Sie es auch finden mögen, macht das meinige aus. Erlauben Sie mir, Ferdinand zum Vertrauten zu wählen: er liebt Sie so sehr, mehr noch, wie es scheint, als Ihre Schwestern; das macht mir ihn so werth; nichts tröstet mich so sehr, als wenn er mir von Ihnen spricht.

Es wird mir Ueberwindung kosten, Pauline nichts von dem zu sagen, was ich thue. Wenn man mich fragen wird, werde ich lügen, um Ihnen eine Lüge zu ersparen. Ich beschwöre Sie, mir nicht auf diesen Brief zu antworten; doch bitte ich Sie, Alles, was Sie mir sagen wollen, Ferdinand zu sagen. Ihr Vater sagte einmal zu Pauline, daß er erst dann an unsere Zuneigung glaube, wenn sie durch eine zweijährige Trennung (in welcher Zeit wir uns weder sehen, noch mit einander correspondiren dürften) erprobt sei. Man darf nicht betrügen: es ist dies das erste und letzte Mal, daß ich Ihnen heimlich schreibe.

Leben Sie wohl; ich bete für Sie inbrünstig zu Gott und hoffe, daß er mir meine Bitte um Ihr Glück gewähren wird. Fürchten Sie nicht, mich unglücklich zu machen, indem Sie mich vergessen; wenn

Sie nur glücklich sind, dann bin auch ich es. Auf Wiedersehen. Ich sehe voraus, daß es mir nicht gestattet sein wird, diesen Brief zu versiegeln, doch seien Sie deßhalb unbesorgt, Ferdinand wird ihn nicht lesen.

Ferdinand schrieb zu gleicher Zeit das Folgende:

Du wirst wüthend werden, doch bedenke, daß Du nur gegen mich Deine Blitze schleudern darfst. Ich sende Dir dies kleine Briefchen von A... Ich habe es ihr durch List entrissen, indem ich ihr sagte, Du habest mir geschrieben, daß es Dir Freude machen würde. Sei mir nicht bös darum, mein lieber Albert, ich that es, um dich glücklich damit zu machen. Ich habe Dich so lieb und bin um Deinetwillen so betrübt. Ich komme soeben von A...; sie hat mir gesagt, daß unser Vater Dir einen Brief geschrieben habe, in welchem er Dir sagt, nicht wieder zu kommen. Wenn Du sie gesehen hättest, würdest Du doch wiederkommen. Die Post geht ab. Ich kann Dir für heute nicht mehr sagen. Ich hatte Alexandrine versprochen, Dir zu schreiben. Ich wollte, indem ich dies that, nur sagen, wie sehr mir Euer beider Glück am Herzen liegt. Adieu; schreibe mir, ich beschwöre Dich. Alexandrine bittet Dich auch, es recht oft zu thuen. Sie sieht mich gern, weil ich ihr immer nur von Dir erzähle, was mir ihre Freundschaft und ihr Vertrauen erworben, worauf ich sehr stolz bin. O komme bald wieder zu uns!

Ferdinand.

Du kannst versichert sein, daß ich die Zeilen Alexandrinens nicht gelesen habe, ich gebe Dir mein Wort.

Albert an Ferdinand.

Mein herzgeliebter Bruder!

„Es ist unrecht, allein ich glaube, ich liebe Dich noch mehr als sonst. Ach, Du hast keine Idee von dem Glück, das Du mir armen Teufel, der so weit entfernt von Allem, was ihm lieb, bereitet. O diese lieben Zeilen waren wie ein Wassertropfen, den man einem Unglücklichen reicht, welcher am Fieber stirbt, und doch — ich will nicht, daß sie an mich schreibt. Ich suche mich zu zerstreuen. Doch jeden Abend, wenn ich nach Hause komme, dann fühle ich, daß sie mich noch liebt, daß sie noch unverändert ist, dann lege ich mich froh zu Bett und bete für uns Beide zu Gott. Ich werde Alles ertragen, was mir der Himmel auferlegt. Mein Glück ist so groß, daß für das Unglück wenig Raum in meiner Brust bleibt. Und wenn es kommt, was thut's, der helle Strahl des Glückes, der auf mein künftiges Leben fällt, erhellt es bis an's Ende! Es gibt nur etwas, was mich grenzenlos unglücklich machen könnte, sie unglücklich zu wissen. — O eher wollte ich die Erinnerung an jene schönen Tage, die einzig schönen meines Lebens verlieren... Ich hatte ihr einen langen Brief geschrieben, es war mir ein so dringendes Bedürfniß! Doch habe ich ihn zerrissen. Sie hat gesagt, ich solle ihr nicht schreiben, und es ist gewiß besser so. Wir werden uns ja eines Tages wieder sehen und dann wird sie erfahren, was das Herz um sie gelitten, das ihr ewig angehört. Sie sagt ja selbst: Man darf nicht

täuschen. Und darum, guter Ferdinand, bitte ich Dich, sie nicht mehr zum Schreiben zu verführen. Wir wollen versuchen, auch ohne Briefe glücklich zu sein. Wenn sie mich vergißt, so ist's gewiß zu ihrem Glück; dann werde ich wie todt sein und nur noch von der Erinnerung der schönen Tage leben, die entschwunden sind.

O liebe sie von ganzer Seele, bitte sie um ihr Vertrauen und sprich von mir mit ihr. Du wirst vielleicht verwundert sein, doch dieser Brief hier ist der letzte, in dem ich so ausführlich mit Dir über diesen Gegenstand spreche.

Aber Du, mein lieber Ferdinand, was fehlt Dir? Dein letzter Brief war traurig. Sage mir ja Alles, was Dich bekümmert. Und dann, geliebter Bruder, bitte ich Dich, nimm Dich zusammen vor den Eltern. Laß den armen Vater und die gute Mutter nichts von unserm Kummer merken, sie leiden ohnedies genug. Beschäftige Dich, denn der Müßiggang ist eine Quelle unfreiwilliger Schmerzen. Ich gebe Dir gute Lehren, die ich selber befolgen müßte. Ich thue, was ich kann, doch ist es mir unmöglich, eine Stunde lang meine volle Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand zu richten."

Unser Leben glich ganz demjenigen der verflossenen zwei Winter, es mochte etwas weniger heiter sein, doch war es angenehmer durch Alexandrinens Gegenwart. Ich sehe in den schon mitgetheilten Blättern meines Tagebuches, daß wir zu derselben Stunde, wo ich das

Jahr vorher mit Eugenie Blumen zum Bouquet pflückte, auf die Terrasse unsers Hauses stiegen und hier unter diesem prächtigen Himmel und im Angesicht dieser herrlichen Aussicht unsern Rosenkranz beteten.

Dann, in der Dämmerungsstunde besuchten wir die Gräfin Alopeus, deren Kreis sich durch den Grafen Moritz Putbus, einen sehr ergebenen und vortrefflichen Freund Alexandrinens und ihrer Mutter, und den Grafen Maltus Putbus, seinen Neffen, vergrößert hatte. Einer dieser Beiden (der Graf Moritz Putbus) wird sehr oft in dieser Erzählung genannt werden. Sein Neffe wurde, wie so mancher andere junge Mann dieses Kreises, bald nach Albert, in der Blüthe seiner Jugend durch eine schnelle Krankheit hingerafft. Er liebte Albert sehr, obgleich er sehr verschieden von ihm war.

So verlebten wir unsere Zeit während der Abwesenheit Alberts, der sich in einem seiner Briefe an Eugenie folgender Maßen ausspricht: „Du machst mir eine recht befriedigende Beschreibung von Euerer jetzigen Lebensweise. Ihr scheint recht intim und glücklich mit einander zu sein; erzähle mir nicht so viel davon, es erregt meinen Neid.“ Die Gräfin Alopeus, welche öfter krank war, vertraute die Sorge um Alexandrine meiner Mutter an; wir besuchten stets die Gesellschaften zusammen, gerade als ob wir drei Schwestern wären. Endlich, beinahe einen Monat vor der festgesetzten Zeit, erlaubten meine Eltern Albert, der ihnen leid that, wieder zu kommen, und zu aller großen Freude erschien er am 7. Januar 1833 wieder in unserer Mitte.

Ich werde nun bis zu der Epoche unserer Trennung, welche nach drei Monaten erfolgte, Alexandrinens Bericht wieder aufnehmen.

Geschichte Alexandrinens.

(Fortsetzung.)

Gott! ich danke dir! ... Gott segnet Alles!

Diese Worte hatte ich Montag den 7. Januar 1833 in mein Tagebuch geschrieben. Ich war oben bei Pauline, als plötzlich die Thüre aufgerissen wurde und Albert in's Zimmer stürzte. Ja, er ist es! er mit seiner feuerigen Zärtlichkeit, seiner Herzlichkeit, seiner reizenden Freude, als er Pauline umarmte, er, den ich seit zwei Monden nicht gesehen hatte! Obgleich wir keine Geheimnisse vor Pauline hatten, ließen wir doch nur einen kleinen Theil der Freude merken, die wir beim Wiedersehen empfanden, und überdies waren wir selber ganz überrascht von unserem Glück. Wir bedurften einiger Zeit, um wirklich daran zu glauben, um an eine Fortsetzung der schönen Tage zu glauben, wo uns ein Glück gewährt war, das wir so lange entbehren mußten. — So lange! Zwei Monate! ... Zwei Monate? Was mich betrifft, so fühlte ich einige Verlegenheit, mich einem Manne gegenüber zu sehen, der es so gut wußte, wie ich ihn liebte. Aber alles Dies war doch so schön!

Wir gingen an demselben Abend Alle auf den Ball. Es war ein Doppelfest für mich. Als Albert

mit mir tanzte, sagte ich mir wohl: Man sieht auf uns, man beobachtet uns, man scherzt über uns und sagt: die Glücklichen! Aber selbst die Verlegenheit konnte meinem Glück nichts anhaben. Ueberdies frug ich nichts nach dem Gerede der Menschen, es hätte mir einen Theil meiner Freude geraubt, mich darum zu kümmern. Während des Cotillons, den ich auch mit Albert tanzte, näherte ich mich Pauline und sagte freudestrahlend und mit überströmendem Gefühl zu ihr: „O Pauline, ich bin unendlich glücklich!“ Sie war bewegt von dem Ton meiner Stimme, als ich diese Worte sprach.

Um drei Uhr verließ ich mit der Familie Alberts den Ball. Eugenie schickte mir Thee in mein Zimmer. Ich fühlte mich wie zu Hause. Die schönste Zukunft lag vor mir, mein Herz war voll Wonne, als ich zu Bette ging.

Ich war während mehrerer Tage sehr glücklich, obgleich wir sehr weltlich lebten. Es wurden viele Bälle gegeben; auch einige Maskenbälle. Auf einem dieser letzteren erschien ich als Francesca di Rimini. Das Kostüm war schwarz, mit Schleier, Gold und Perlen; es war nach einem Kupferstich von ihr angefertigt.

Ich schrieb einige Tage vorher in unserm Salon ein sich auf diesen Ball beziehendes Billet an meine Freunde im zweiten Stock, das die ganze Familie zum Lachen brachte; Albert hat es aufgehoben, denn ich fand es später zwischen seinen Briefen.

O welch glückliches Familienleben führten wir damals schon! — In demselben Hause mit Albert zu wohnen, ihn den ganzen Tag um mich zu haben und zu wissen, daß man sich, ohne es uns zu sagen, mit unserer Vermählung beschäftigte! Wenn ich am Morgen aufwachte, dachte ich, daß ich ihn in wenigen Stunden sehen werde, und diese wenigen Stunden waren mit den angenehmsten Träumereien einer nicht endenwollenden Toilette [1]) ausgefüllt, und mit Geplauder mit der Mutter beim Frühstück. Während dieser Zeit entzückte mich das geringste Geräusch nahender Schritte, oder der zu mir dringende Laut der Stimme eines der Mitglieder dieser lieben Familie. Endlich nahte der Augenblick, wo ich mit Bestimmtheit erwarten durfte, ihn in den Salon eintreten zu sehen.

Manchmal war er bei meinen Gesangstunden gegenwärtig, ein anderes Mal traf ich bei seinen Schwestern mit ihm zusammen. Allein fast immer sah ich ihn in jener angenehmen Dämmerstunde, welche unsere Freunde an unserm Herd versammelte. Das Diner trennte uns nur für wenig Augenblicke, nachher verbrachten wir sehr lange Abende mit einander. Ich arbeitete dann an einer Stickerei, oder ich sang, oder schrieb die Lieblingsstellen aus den Büchern ab, welche ich las.

---

1) Es war in dieser und auch noch in späterer Zeit eine Eigenthümlichkeit Alexandrinens, sich nur ungern mit der Toilette zu beschäftigen. Und doch nahm ihr die Sorge um dieselbe sogar in einer Zeit, wo ihr Anzug so einfach wie nur möglich war, mehr Zeit weg als jeder Andern.

Ich sehe sie noch vor mir jene Lieblingsstellen und diese Worte erinnern mich an die köstlich verlebten Stunden, die immer noch lebendig in meinem Herzen sind:

„Methinks it is heaven ouly to gaze upon him ... to set down as food for memory every look and every movement [1].“

O, wie recht hatte ich zu denken, es sei gut für mich, alle Blicke, alle Worte Alberts zu sammeln.

Samstag den 9. Februar, diese Worte sind zweimal unterstrichen in meinem Tagebuch, das bedeutet, daß an diesem Tage etwas Besonderes sich ereignet hatte, und ich habe nicht vergessen was! ...

Meine Mutter war zum Diner zum Grafen Stackelberg gefahren, ebenso die Eltern Alberts; ich hatte die Erlaubniß erhalten, mit Ferdinand, Albert und ihren vier Schwestern in ihrer Wohnung zu speisen. Nach dem Essen zogen sich Pauline und Eugenie zurück, um Toilette zu machen; sie gingen deshalb in ihr Zimmer, ehe ich hinunter gegangen war. Ihre beiden kleinen Schwestern spielten Klavier. Wir waren also so zu sagen mit Ferdinand allein. Er meinte scherzend, er sei zu viel hier, er wolle schlafen gehen, und um unser tête-à-tête vollständig zu machen, wie er sagte, legte er sich sein Taschentuch auf das Gesicht. Nach einer kleinen Weile (ich plauderte mit Albert am Kamin) wollte ich mich entfernen, denn ich glaubte, es sei nicht schicklich, länger

---

1) „Mir däucht ihn auzusehen ist der Himmel, jeder Blick, jede Bewegung ein Nahrungsstoff für das Gedächtniß.“

Bulwer.

oben zu bleiben, da nur die kleinen Mädchen und die beiden Brüder gegenwärtig waren. Ich zögerte, weil ich keinen Entschluß fassen konnte. Albert benutzte diesen Augenblick, um meine Stirne mit seinen Lippen zu berühren; doch geschah dies Alles so rasch, daß mich fast noch mehr die Schnelligkeit, als das Geschehene in Verwunderung versetzte. Ich war beleidigt, nahm, ohne ein Wort zu sagen, meinen Shawl und verließ das Zimmer.

Allein in meiner Stube dachte ich über diesen Vorfall nach. Ich war recht böse; es kam mir vor, als habe sich etwas in unserer Existenz geändert; als strahlte unser Glück nicht mehr in so reinem Glanz wie früher. Ich liebte ihn in diesem Augenblick nicht so wie sonst und hoffte fast, ihn vor der Zurückkunft meiner Mutter nicht wiederzusehen, oder doch nur in Gegenwart eines Dritten. Maltus kam und bald nachher auch Albert, der sehr traurig war. Als sich die Gelegenheit fand, sagte er mir, der Blick mit dem ich ihn angesehen, habe ihm sehr wehe gethan. Er schien zu bereuen und versuchte nicht, sich zu entschuldigen; doch war seine Beredsamkeit so außerordentlich, und was er sagte war so schön, daß ich bald allen Groll gegen ihn entschwinden fühlte.

Am nächsten Morgen schrieb ich die Stelle aus Eugen Aram ab, wo von der Abwesenheit die Rede ist, deren Schmerzen durch die Hoffnung eine gewisse Süßigkeit erhalten. Der Autor sagt, daß dann die Frau, welche liebt, fühle, welche Macht der Weihe die bloße Gegenwart des Geliebten ausübe; daß der Ort,

wo er geweilt, das Buch, das er gelesen, ein Theil von ihm selbst werde und dadurch eine Seele erhalte, und daß das Herz, durch die Entdeckung so vieler neuen Schätze in dieser kostbaren Welt der Erinnerung beruhigt, jenes Gefühl der Langeweile noch nicht kennen lernte, das die Erschöpfung und die Einsamkeit geben, welche die eigentlichen Kinder einer Abwesenheit sind, die nicht die Hoffnung, sondern nur die Reue und die Klage hinter sich läßt.

O mein Gott! ich kenne nun diese beiden Gefühle!

An demselben Tage schrieb ich noch eine andere Stelle aus diesem Buche, die auch Albert liebte und gleichfalls abgeschrieben hatte. Sie lautet:

Ich habe öfter von dem Mißtrauen und der Eifersucht gehört, welche die Liebe begleiten. Ich glaube, daß eine solche Liebe niedriger und gemeiner Art ist; mir scheint, daß die Liebe wie die Religion den Glauben zur Basis haben muß.

Dann weiter:

Je erregter meine Seele, je gewaltiger ist in mir das Bedürfniß des Gebetes. Das Gefühl der Trauer, der Freude, der Zärtlichkeit, jede Regung der Seele erhebt mein Herz zu Gott. Welch ein tröstlicher Gefühlserguß ist das Gebet! Wenn ich in Ihrer Nähe bin, wenn ich fühle, daß Sie mich lieben, würde das Uebermaß meines Glückes ein fast schmerzliches sein, wenn ich nicht Gott dafür segnen könnte, der es mir gegeben. Können Jene, die nicht glauben, lieben? Haben sie tiefe Empfindungen? Sind sie opferfähig?

O unsere Liebe machte uns Beide viel zu glücklich, doch wir haben nie um ihretwillen Gott vergessen, denn wir sprachen stets von ihm am liebsten.

Samstag den 11. Februar. — Die Eltern Alberts führten mich auf den Ball der Academie und ich ging auch mit Albert, seiner Mutter und seinen Schwestern nach Hause. Ich sollte bei ihnen Thee trinken. Seine Schwestern holten ihre Mäntel. Ich blieb allein bei Albert, in Eile meinen Thee bereitend, weil ich gleich hinunter gehen wollte. Er bewunderte, glaub ich, meine langen Locken. Ich wurde wieder böse, doch nicht so wie das erste Mal. Es machte diesmal einen weniger schlimmen Eindruck auf mich.

Montag den 18. (Fasten-Montag). — Wir verbrachten den Morgen auf dem Corso, dessen lärmende Fröhlichkeit mich berauschte. Der Fürst Lapoukhyn hatte einen Balkon für uns gemiethet. Von hier aus warfen wir Zuckerwerk unter die Menge, nachdem uns, während einer Fahrt, die wir mit Pauline und ihrem Vater machten, das Gleiche widerfahren war. Dort erwarteten wir den illuminirten königlichen Wagen [1]).

1) Der König und die Prinzen von Neapel pflegten zu jener Zeit während der letzten Carnevalstage in Maskenanzügen die Straße Toledo zu passiren, rechts und links Zuckerwerk unter die Menge werfend, mit jener Ausgelassenheit, welche diese Volksbelustigung charakterisirt und welche Alle hinreißt in Italien. — In diesem Jahr stellte die Karosse des Königs eine chinesische Pagode vor; die prächtige Decoration, die vielen bunten Lampen und die Kostüme der Personen, welche das Gefolge des Königs bildeten, machten einen zauberhaften Effect.

Wir hatten ihn schon so lange erwartet, daß wir uns ermüdet in das hinter dem Balkon gelegene Zimmer zurückzogen, um auszuruhen. Der Wagen des Königs kam erst um sieben Uhr und nun mußten wir in aller Eile nach Hause gehen, um uns zum Ball anzukleiden. Ich erinnere mich, daß ich, während ich im Balkonzimmer schlummerte, als wir auf die königlichen Wagen warteten, ganz außerordentlich glücklich war. Ich sah dort Albert, ich sollte ihn auch auf dem Ball sehen, und dann, ich weiß nicht, obgleich ich ohne Schmerz die Fastenzeit vor der Thüre sah, liebte ich es, wenn auch die Welt durch öffentlichen Jubel und lärmende Belustigungen die Festtage meines Herzens (die Tage, an welchen ich ihn sah) mit feiern half. Ein gewisses Ueberströmen des Glückes und der Fröhlichkeit in der eigenen Brust sympathisirte mit diesen Festen und es war ein Triumph für mich, deren so viele als möglich mitzumachen. O Leichtsinn der Menschen!

Als die Fastenzeit schon begonnen hatte, fühlte ich mich glücklicher von Tag zu Tag. Sie gewährte uns mehr Gelegenheit zu ernsten Gesprächen, als die Zeit der Bälle. Albert liebte diese Unterhaltung sehr; er war immer froh, wenn er von Gott, seinen Engeln und von seiner geliebten Religion sprechen konnte, die auch mir immer theurer wurde. Ich genoß ein eben so unerwartetes als vollkommenes Glück, das Alles übertraf, was ich bisher empfunden, das meine Seele mit Dankbarkeit gegen Gott erfüllte und meinen Charakter duldsamer und sanfter formte. Manchmal dankte ich Gott mit Entzücken, daß Albert besser war, als alle

Andern, denn ich hatte das klarste Bewußtsein, daß mein Glück ein weit vollkommeneres sei, als das so vieler Frauen, die so viel geliebt wurden und mich doch sicher um jene bessere Liebe nicht beneideten.

Der heilige Dienstag den 2. April. — Ich empfand ein großes Liebes-Entzücken für Gott und Albert. Um diesen Seelenzustand in der Erinnerung fest zu halten, schrieb ich in mein Tagebuch die ersten Buchstaben der Worte: „Für immer“ und „Gott sei mit uns.“

Am grünen Donnerstag den 4. April. — Meine Mutter erlaubte mir, mit meinen Freunden in die Rumpelmette zu gehen, die in der Kapelle des Palastes stattfand. Die Musik war zauberhaft.

Ungeachtet meiner Frivolität machte diese schöne Kapelle, der herrliche Gesang und vielleicht mehr als alles Andere das Glück, neben meinem Albert zu beten, einen solchen Eindruck auf mich, daß ich mit wärmster Inbrunst betete.

Es war mir angenehm, daß man mich für eine Katholikin hielt. Ich erinnere mich, daß ich schon lange vorher, ehe ich es in der That wurde, immer ein gewisses Vergnügen empfand, wenn man mich dafür hielt. Der Graf la Ferronnays holte uns ab; der Rückweg, den wir zu Fuß machten, war köstlich. Es war Vollmond, Neapels Frühling lag schon in den Lüften. Wir besuchten mehrere Kirchen, um vor dem heiligen Grab zu beten, denn an diesem Tage besucht man in Neapel sieben Kirchen. Ich kniete neben Albert auf den Steinfließen der Kirchen nieder. Ich erinnere

mich noch der unaussprechlichen Süßigkeit meiner damaligen Empfindungen. Ich weiß nicht mehr, was ich von Gott erflehte, ich weiß nur, daß wir ihn um seinen Schutz baten und daß wir die Empfindung hatten, als sei er uns gewährt.

Ich ging mit Albert und seinen Schwestern an der Villa Reale vorüber; die Eltern folgten uns. So wandelten wir im Mondscheine dahin und schauten voll Bewunderung empor zu Gottes Sternenhimmel und das Herz eines Jeden war von Gefühlen der Freundschaft und Liebe für den Anderen erfüllt [1]).

Albert schrieb in jener Zeit einen Brief an den Abbé Martin von Noirlieu [2]), für den er eine große

---

1) Ich muß hier eines kleinen Umstandes gedenken, der unerwähnt blieb, der jedoch in der Folge Bedeutung gewann. Der Fürst Lapoukhyn gab zu Ostern ein großes Souper; Frau von Marcellus trug an jenem Tag ein Juwel in den Haaren von sehr eigenthümlicher Arbeit. Es befanden sich in demselben zwei kleine Figuren von Gold, ein König und eine Königin des Mittelalters vorstellend; doch mußte man sehr gute Augen haben und das Juwel sehr nahe besehen, um diese goldenen Figürchen zu entdecken. Alexandrine war kurzsichtig und daher genöthigt, sich einer Lorgnette zu bedienen; doch wie Alle Diejenigen, welche aus der Ferne schlecht sehen, sah sie ganz in der Nähe besser als jede Andere. Sie hatte sich Frau von Marcellus genähert und ihr Juwel ganz in der Nähe betrachtet. Man wird später erfahren, warum ich diesen kleinen Umstand hier notire.

2) Der Abbé Martin von Noirlieu, der erste katholische Geistliche, mit welchem Alexandrine jemals gesprochen, ist heute Pfarrer von Saint-Louis-d'Antin in Paris. Unter dem Bei-



Zuneigung und Verehrung hatte. Er erhielt folgende Antwort von ihm, welche er mir zeigte:

Der Abbé Martin von Noirlieu an Albert.

Mein lieber Freund, ich habe die Bücher erhalten, welche Sie mir sandten. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie gerührt ich war, als ich erfuhr, daß Sie das kleinste derselben ganz abgeschrieben haben. Das nenne ich einen Eifer, der durch die reinste und wahrhaftigste Liebe eingegeben ist. Ich gestehe Ihnen, daß es mir Mühe kostet, hiernach zu glauben, daß sie nicht die vom Himmel für Sie bestimmte Gattin sei. Die Vorsehung ist so gütig und so mächtig in ihren Mitteln, daß uns die Hindernisse, die von Menschen kommen, niemals erschrecken sollten. Die Hülfe kommt gewöhnlich, von wo wir sie am Allerwenigsten vermuthet hätten. Fahren Sie fort, mein lieber Albert, die Seele zu pflegen, die Ihnen so theuer ist. Wenn Sie dieselbe zur Wahrheit geleiten, so ist sie Ihre Eroberung und der Herr wird sie Ihnen für immer zu eigen geben. Sie müssen vor Allem im Gebete diese große Sache zu fördern suchen, denn das Licht kommt von oben, wie auch die so nothwendige Kraft, um die Vorurtheile und Abneigungen zu besiegen, die schon mit der Muttermilch eingesogen werden.

---

stand dieses geehrten und vortrefflichen Freundes Alberts schwor Alexandrine einige Jahre nach der Zeit ihrer ersten Begegnung in Rom ihren Glauben ab.

Ich bin gar nicht verwundert über Dasjenige, was Sie mir in Betreff ihrer Gemüthsbewegungen mittheilen. Die Abschwörung ihres Glaubens erscheint ihr wie ein zu übersteigender Abgrund, und welchen Muth wir auch besitzen mögen, so ist es doch natürlich, daß der Anblick eines Abgrundes uns erschreckt. Die Protestanten bilden sich irrthümlich ein, das Abschwören der Ketzerei bedinge, daß man Diejenigen mit Füßen treten und verfluchen müsse, die man im Irrthum läßt. Gott verhüte, daß es sich also in der That verhielte!.. Wir verdamme nur den Irrthum, doch wir lieben und beklagen seine Opfer. An dem Tag, an welchem sie ihren Glauben abschwört, gibt sie nur einfach die Erklärung ab, daß sie in den heiligen Schoß jener Kirche zurückkehrt, welche fünfzehn Jahrhunderte hindurch die Kirche ihrer Ahnen war, und sie den Irrthümern entsagt, welche Diejenigen von den Ihrigen von der Einheit trennten, welche vor dreihundert Jahren lebten. Sie überlasse Gott die Sorge, Diese zu richten, denn er allein kann wissen, ob wirkliche Ueberzeugung ihre Glaubenstrennung bewirkte oder nicht. Sie wird nur ihren Irrthum verabscheuen, wie sie Laster verabscheut haben würde, welche sie entehrten; denn wenn auch eine Tochter ihre Mutter noch so zärtlich liebte, würde sie doch ihre Lebensweise nicht billigen können, wenn diese lasterhaft wäre, und sie würde gewiß nichts versäumen, was dazu beitragen könnte, Diejenige, die sie auf dieser Welt am Meisten liebte, auf den Weg der Tugend zurückzuführen. Warum sollten wir nicht das Gleiche thun, wenn es sich um den Irrthum handelt,

der im Grunde ja nichts Anderes als das Laster des Geistes ist? Kurz, sagen Sie ihr, lieber Freund, daß es sich für sie darum handle, zu dem Glauben ihrer Väter zurückzukehren, daß nur Die selig werden, die zur katholischen Einheit gehören, oder Diejenigen, welche in der Ketzerei geboren, ihrem Glauben mit Ueberzeugung anhängen und auf der Stelle dazu bereit waren, Katholiken zu werden, sobald sie dies für nothwendig erachteten, um Gott zu gefallen. Diejenigen aber, die da zweifeln und in ihrem Zweifel verharren, oder, was noch schlimmer ist, Diejenigen, die überzeugt sind, daß ihre Väter unrecht gethan, sich von dem ersten Glauben los zu lösen, und dennoch ihrem Schisma nicht entsagen, das sind die wahrhaft Strafbaren.

O wie sehr erregt diese Seele mein Interesse, lieber Albert! Heute schon habe ich bei der heiligen Opferung für sie gebetet, denn ich fühle mit ihr alle Schmerzen ihres Geistes. Sagen Sie ihr, sie möge Vertrauen haben und recht viel beten. Fragen Sie sie auch, was sie thun würde, wenn sie hörte, daß die Mutter des Erlösers auf der Erde wäre und in einer kleinen Entfernung von ihr wohne. Sie wird ganz gewiß antworten, daß sie sie aufsuchen wolle und sie bitten würde, ihrer im Gebete zu gedenken. Nun wohl! Diese gute Mutter ist im Himmel. Möge sie sich mit Vertrauen an sie wenden und sie wird erhört werden."

Das Buch, von welchem der Abbé Martin spricht, bildete ein starkes Heft, das Albert abgeschrieben hatte. Es war dasselbe, welches er mir beim Abschied übergab, als wir uns trennen mußten. Es war das Geschenk,

welches er mir als Andenken zurückließ und das ich mit großer Freude und mit Interesse empfing. Das war der erste Unterricht, den ich in der katholischen Religion bekam.

Am 11. April machten unsere Freunde einen Ausflug nach Pästum. Albert begleitete sie, obgleich er leidend war; er hatte heftiges Ohrenreißen, das er jedoch nicht beachtete. Niemand ertrug jemals muthiger die Schmerzen als er. Seine Gesundheit war schon damals nicht die beste, doch flößte sie mir keineswegs Besorgniß ein. Ich bilde mir oft ein, daß mitleidige Engel damals alle trüben Ahnungen fern von mir hielten, denn ich war bis zu den letzten Monaten seines Lebens über den Zustand seiner Gesundheit vollständig im Unklaren. Ich erinnere mich, daß er mir in der letzten Zeit, welche wir in Neapel zubrachten, sagte, er habe Nachts immer das Fieber; doch glaubte ich, es sei unsere Trennung, die ihn in diesen Zustand versetze. Wir konnten uns keinen Begriff davon machen, wie es möglich sein könne, getrennt von einander zu leben. Allein die meiste Zeit suchten wir, uns gegenseitig zu beruhigen, indem wir uns mit einem Wiedersehen trösteten, das uns für immer mit einander vereinigen sollte.

In diesen letzten Tagen, wo jeder Augenblick kostbar für uns war, zog sich meine Mutter, die damals ein wenig leidend war, immer früh zurück und ließ die Thüre ihres Zimmers offen; Albert durfte dann so lange im Salon bleiben, bis sie zu Bett ging. Ich wollte ihr Mißfallen nicht erregen, indem ich Albert gar zu lange

zurückhielt und veranlaßte ihn zu gehen. Ich hatte ihn auf solche Weise eines Abends verabschiedet, doch als ich gleich darauf das Zimmer meiner Mutter betrat, sah ich, daß diese noch gar keine Anstalt machte, sich zu Bett zu legen, und es that mir leid, einige kostbare Minuten mit Albert verloren zu haben. Ich schrieb daher auf ein ganz kleines Stück Papier: Geliebter Freund, ich habe einige Augenblicke verloren, die Mutter geht noch nicht zu Bett, Gott sei mit Ihnen! Diese Zeilen warf ich Albert vom Balkon herab zu. Ein Wagen rollte im schnellsten Lauf vorüber; ich war besorgt, daß er beim Aufnehmen des Papieres Schaden nehmen möchte; seine vortrefflichen Augen und seine Geschicklichkeit kamen ihm indessen zu Hülfe: er sah das Papier und hob es vom Boden auf. Diese kleine romantische Scene amüsirte uns; später — mehr als ein Jahr nach seinem Tode! — fand ich den Zettel in einem seiner Bücher, welches er während unserer Reise nach dem Orient gelesen. Ich weiß nicht, wie er dorthin gekommen war, denn ich dachte nicht, daß Albert ihn aufbewahrt hätte.

Am 28. April schrieb ich in mein Tagebuch: Ich kann mir gar nicht vorstellen, daß wir morgen reisen. Es war mir stets unmöglich gewesen, an die endliche Erfüllung meiner Wünsche zu glauben. Welch angeborener Beweis für die Unsterblichkeit und noch dazu der seligen Unsterblichkeit!

Pauline schrieb an demselben Tag und in dasselbe Buch einige Zeilen, welche also schließen: O möge Gott uns Allen seinen Segen und die Gnade verleihen, uns

bald noch glücklicher wieder zu sehen, als wir uns verlassen!

An diesem letzten Abend blieb Albert sehr lange bei mir, zuerst mit Ferdinand, Eugenie und Maltus, was fast dasselbe war, als ob wir unter vier Augen wären; als sie weg gegangen blieben wir allein. Ich weiß nicht, welches Gefühl damals das stärkste in unseren Herzen war, der Schmerz, den uns die Trennung verursachte, oder das Glück, welches wir in dem Bewußtsein fanden, uns so unendlich zu lieben. Seine Schwestern kamen noch einmal zurück und so saßen wir alle vier noch eine Zeit lang traurig zusammen, dann entfernten sie sich Alle. O diese Nacht war eine sehr schmerzliche für mich, und selbst jetzt, nachdem ihr eine so glückliche Zeit gefolgt, und später so viele, noch weit schmerzlichere und grausamere Nächte, zerreißt mir die Erinnerung daran das Herz! — Es war dies jedoch das letzte Mal, daß wir auf Erden von einander Abschied nahmen. Wir sahen uns wieder und blieben zusammen, bis der Tod uns trennte, der nur für die Schwachen schmerzlich ist, der in Wirklichkeit vielleicht die Menschen weniger scheidet, als die Trennungen auf Erden!

In dieser Nacht sagte ich ihm noch vom Balkon herab Lebe wohl! und als ich gegen Morgen zu Bett ging, bat ich Gott mit aller Inbrunst, deren meine Seele fähig war, er möge Mitleid mit uns haben; nach diesem Gebet wurde ich ruhiger.

Am nächsten Morgen (Dienstag den 30. April 1833), es war der Tag des Abschiedes, wollten wir muthig sein und hoffen, denn es war unmöglich, bei dieser Trennung schwarz zu sehen. Um acht Uhr morgens waren die Schwestern Alberts schon in meinem Zimmer. Später ging ich mit ihnen hinauf zu ihrer Mutter, die mir einen Ring mit Türkisen gab, worauf ich meine Thränen nicht zurückhalten konnte. Gegen zwei Uhr gingen wir Alle (auch die Freunde begleiteten uns) nach Crocelle, einem Gasthof in Chiatamone, woselbst uns der Fürst Lapoukhyn ein Abschiedsdiner gab. O welch ein Fest war das! Ich konnte meinen Thränen nicht gebieten, ich schluchzte laut. Eugenie, welche fürchtete, diese lebhafte Schmerzensäußerung könne meiner Mutter mißfallen, suchte mich zu beruhigen.

Endlich um drei Viertel auf vier Uhr hatten wir Abschied von Allen genommen und befanden uns in unserm Reisewagen. Als ich die Treppe hinabgestiegen war und in dem Augenblicke, wo ich in den Wagen steigen wollte, bat mich Albert um die Erlaubniß, Alles hoffen zu dürfen. Ich sah ihn an und antwortete ihm, ganz erstaunt darüber, daß er noch eine derartige Versicherung von meiner Seite für nothwendig erachte. Das waren die letzten Worte, die wir vor jener großen Trennung mit einander wechselten. Albert und Ferdinand folgten uns eine weite Strecke im furchtbarsten Regen in einem offenen Wagen. Ich sah ihn also immer noch, allein ich konnte nun nicht mehr mit ihm reden; endlich nach vielen, vielen mit einander ge-

wechselten Abschiedsgrüßen blieb der Wagen der Brüder zurück. Dieser grausame Regen, welcher viel zur Verschlimmerung des Gesundheitszustandes Alberts beigetragen hatte, verschob um einen Tag die Abfahrt des Sully, auf welchem er sich noch denselben Abend mit seiner Mutter und seinen Schwestern, Pauline und Eugenie einschiffen sollte, um nach Frankreich abzureisen. Der Graf la Ferronnays führte seine jüngsten Töchter nach Rom; er schiffte sich zwar mit den Anderen ein, doch sollte er sich in Civita-Vecchia von ihnen verabschieden.

Wie Alexandrine berichtet, fand unsere Abreise in der That erst am anderen Morgen am ersten Mai statt. Wir waren Alle traurig, vor Allem wegen der Trennung von Alexandrine; dann waren wir auch bange, daß unsere Abwesenheit von Neapel sich mehr in die Länge ziehen möchte, als wir es wünschten, und endlich, weil uns in Civita-Vecchia die Trennung von unserm Vater und unseren kleinen Schwestern bevorstand. Die Mutter reiste in Geschäften mit uns nach Frankreich. Der Vater führte meine Schwestern in das Kloster Trinité-du-Mont in Rom, woselbst sie drei Monate blieben, nach welcher Zeit Olga zum ersten Male die heilige Communion empfangen sollte. Wir wollten Alle bei dieser Feierlichkeit gegenwärtig sein, es stand uns daher keine allzulange Trennung bevor, doch waren wir in jener Zeit vom Glücke sehr verwöhnt. Wir näherten uns der Epoche, wo diese

süße Gewohnheit unterbrochen wurde, wo wir zum ersten Male in unserem Leben erfahren sollten, was es heißt, von gegründeter Unruhe und wirklicher Angst gefoltert zu werden.

Albert war, wie Alexandrine bereits mitgetheilt, seit einigen Tagen leidend, und der furchtbare Regen, dem er getrotzt hatte, um so lange als möglich Alexandrine im Auge zu behalten, hatte sein Uebel in bedenklicher Weise verschlimmert, was wir jedoch damals noch nicht wußten. Er erschien uns während der letzten Stunden unserer Fahrt sehr verändert, allein wir glaubten, daß nur die Trennung von Alexandrine die Ursache sei. Es wurde sehr bald Nacht. Das Wetter war abscheulich. Wir legten uns daher Alle zu Bett. Erst als wir am folgenden Tag in Civita-Vecchia landeten, sagte Albert zu der Mutter, ohne gestehen zu wollen, daß er sich sehr leidend fühle, sie möge ihm gestatten, daß er ein Schiff erwarte, welches erst am nächsten Tag abführe, da er sich zur Ader lassen müsse; er sagte, daß er uns bald wieder einholen und mit uns zu gleicher Zeit in Paris eintreffen werde. Albert hatte die in Italien so sehr verbreitete Gewohnheit, sich zur Ader zu lassen, angenommen; weil er oft von starkem Andrang des Blutes nach Kopf und Herzen belästigt wurde, hatte er sich oft ohne Vorwissen seiner Eltern dieses Heilmittels bedient, um sich Erleichterung zu verschaffen. Bei dieser Gelegenheit jedoch hätte meine Mutter, obwohl sie ihn nicht ernstlich krank wähnte, sich um keinen Preis entschließen können, ihn allein hier zurückzulassen, wenn nicht zugleich auch der Vater

und die Schwestern an diesem Tag in Civita-Vecchia geblieben wären. Die Zeit drängte, das Schiff ging ab, es mußte also ein Entschluß gefaßt werden. Der Vater behielt Albert bei sich und wir Anderen setzten ohne ihn unsere Reise fort. Wir bestiegen das Boot um drei Uhr, diesmal jedoch mit weit schwererem Herzen als das erste Mal. Dennoch waren wir weit entfernt zu ahnen, welch furchtbares Gewitter sich in dem Augenblick, wo unser Schiff die Segel lichtete, über unserm Haupte zusammen zog.

Noch waren wir in Sicht, der Vater konnte unser Schiff am Horizont noch gewahren und schon war unser Albert die Beute eines hitzigen Fiebers. Ein heftiges Entzündungsfieber brachte ihn dem Tode nahe, der Arzt verzweifelte an seiner Rettung!

Ich habe seitdem oft gedacht, daß wohl der Himmel meiner armen Mutter, die noch so vieles Leid erfahren sollte, aus Mitleid diesen Schmerz erspart habe. Denn ungeachtet der großen Unruhe, welche sie während unserer Ueberfahrt empfand, wurde ihr dennoch ein großer Schrecken erspart, denn erst, als sie schon vorüber war, erfuhr sie, in welcher Gefahr Albert geschwebt hatte.

Nichtsdestoweniger kann man sich leicht vorstellen, von welcher Unruhe wir gefoltert wurden, wie ungeduldig wir die Ankunft des Schiffes erwarteten, um die gewünschten Nachrichten in Empfang zu nehmen, und in welche Gemüthsbewegung uns, zwei Tage nach unserer Ankunft in Paris, der nachfolgende Brief meines Vaters versetzte:

Mein Vater an meine Mutter.

Civita-Vecchia, am 5. Mai 1833.

„Um ein wenig Klarheit und Ordnung in den langen Bericht zu bringen, den ich Dir zu machen habe und den Du mit so viel Ungeduld erwartest, muß ich erst etwas Klarheit und Ordnung in meine eigenen Ideen bringen und dies ist nicht leicht. Vor Allem aber sei ruhig und unbesorgt, denn die Gefahr ist vorüber! ....

Danke dem Himmel, der es so gefügt, es könnte viel trauriger um uns stehen. Danke ihm vor Allem dafür, daß er uns den guten Gedanken eingab, unser Kind nicht einzuschiffen. Er wäre nicht lebendig nach Livorno gekommen. Und auch dafür endlich müssen wir dem Himmel danken, daß Miß Mac-Carthy [1]) sich mit uns an Bord befand und daß ein Kriegsschiff im Hafen lag. Ohne diese beiden glücklichen Umstände wäre Gott weiß was geschehen!

Doch ich komme jetzt zu den Ereignissen.

Du erinnerst Dich, daß Dir der kleine Arzt des Brick bei Deiner Abreise sagte, es sei weiter nichts als eine Erkältung; nachdem ich Dich an Bord gebracht,

---

1) Miß Mac-Carthy war die ehemalige Gouvernante Eugeniens. Wir lernten sie in Neapel kennen, woselbst sie englische Stunden gab. Als sie nach Rom reiste, befand sie sich glücklicher Weise mit uns auf demselben Schiffe. Es war eine vortreffliche, uns sehr ergebene Dame, was sie bei dieser Gelegenheit an Albert bewiesen, den sie seit seiner Kindheit kannte und für welchen sie eine ganz besondere Vorliebe hatte.

kehrte ich auf's Land zurück und bat den Doctor, mich zu Albert zu begleiten. Es waren kaum zwanzig Minuten verflossen, seitdem wir ihn verlassen hatten. Du kannst Dir keine Vorstellung davon machen, was in mir vorging, als ich den kleinen Doctor, da dieser kaum den Kranken erblickte, seinen Rock ausziehen, dann mit Blitzesschnelle die Lanzette ergreifen und sich Alberts Arm bemächtigen sah, um ihm zur Ader zu lassen. Dies Alles war in einem Augenblick geschehen. Ich befrug ihn mit Schrecken um den Grund dieser außerordentlichen Eile. „Befühlen Sie seine Beine und Sie werden sich davon überzeugen, wie nothwendig sie war.“ Sie waren in der That eiskalt. Eine halbe Minute später wäre unser Sohn todt gewesen. Der reichliche Aderlaß hatte sein Leben gerettet. Die Wärme kehrte zurück, und er schlief ein. Diesem kleinen Mann also verdanken wir das Leben unsers Kindes.

Seit jenem Augenblick wurde die gute, treffliche Mac-Carthy mein Stab, meine Stütze, mein Schutzengel. Du kennst ihre Geschicklichkeit in der Krankenpflege, allein Du kannst Dir keinen Begriff machen, mit welchem Eifer, mit welcher Zärtlichkeit sie unsern Albert pflegte. Indem ich mich ihrer Leitung anvertraute, vermochte ich auch zur Pflege unsers theuren Kranken etwas beizutragen; Du kannst Dir denken, welche Nacht wir zubrachten zwischen Alberts Schmerzenslager und den beiden kleinen Mädchen, die in dem anstoßenden Zimmer in ihren Betten lagen, doch nicht schlafen konnten, weil sie stets durch das Schmerzens-

gestöhn ihres armen Bruders von Neuem erweckt wurden. Ich verschweige die Details; mehr als einmal habe ich Gott gedankt, daß er es verhütet, daß Du gegenwärtig warst.

Gegen Morgen war das Fieber minder heftig. Da ich für den Augenblick durch den Arzt über den Zustand des Kranken beruhigt war und mir außerdem ein längerer Aufenthalt an diesem Ort große Besorgnisse um die Kleinen einflößte, für die ich hier am Ort schwerlich ein anderweitiges passendes Unterkommen gefunden hätte, entschloß ich mich, sie nach Rom in's Kloster zu bringen. Lapoukhyn suchte mich dort auf der Stelle auf, er war äußerst theilnehmend und bot mir augenblicklich von selber an, um was ich ihn bitten wollte, nämlich seinen Arzt. Von dem Engel Alexandrine will ich Dir ein anderes Mal erzählen. Sie liebt ihn, für dessen Leben ich zitterte, viel zu sehr, als daß sie ihren Schmerz um ihn verbergen könnte. Ihr Geheimniß, das für uns schon lange keines mehr war, ist jetzt von Vielen gekannt. Non importa! Wenn, wie der Abbé Martin glaubt, die Vereinigung dieser Beiden im Himmel beschlossen ist, wird sie es auch auf Erden sein. Alles wird noch gut werden, denn Beide verdienen ihr Glück [1]).

Ich verließ Rom um vier Uhr und kam in Begleitung des berühmten Doctor Sauvan hier an.

---

1) Man wird Weiteres darüber aus dem Tagebuch Alexandrinens erfahren, was in jenen Tagen der Unruhe und Herzensangst geschrieben wurde.

Alberts Zustand hatte sich während meiner Abwesenheit verschlimmert. Das Fieber trat wieder auf, seine Zunge war ganz trocken, sein Husten herzzerreißend. Sauvan verordnete noch einen zweiten Aderlaß, doch mit dem erzielten Resultat (zwölf Unzen Blut) noch nicht zufrieden, ließ er ihm unmittelbar darauf noch Senfpflaster auf die Füße legen. Liebe Freundin, ich will Dir nicht sagen, was ich gelitten habe, als ich unsern unglücklichen Sohn so foltern sah, der Alles mit sich geschehen ließ, obgleich er entsetzlich litt .... Um acht Uhr morgens hielt Sauvan einen neuen Aderlaß für nothwendig und in dem Augenblick, wo ich neben seinem Bette sitzend an Dich schreibe, ist er fast hergestellt.

Ich habe den gestrigen Courrier nicht benutzt, weil ich Dir nur höchst Beunruhigendes mitzutheilen hatte und weil ich halb wahnsinnig und zum Schreiben unfähig war. Sauvan, der Morgen abreist, wird diese Zeilen der Post übergeben. Meine Augen füllen sich mit Thränen, wenn ich bedenke, daß Du sie erst in vierzehn Tagen erhältst und während dieser Zeit voll Sorge und Unruhe leben mußt. O mein Gott! mein Gott! du prüfst uns schwer! Ich weiß nicht, was ich thun soll, um dieser lieben alten Mac-Carthy meine Dankbarkeit zu beweisen: Geld, so viel ich zu geben vermag, Freundschaft, so lange mein Herz sie zu hegen im Stande ist, Dienste, so viel ich ihr immer erweisen kann, aber dies Alles ist doch nicht im Stande, ihr das Gute zu lohnen, was sie an mir thut. O laßt sie uns doch recht, recht lieb haben, sie, die unseren

armen Albert tröstet, die ihm seine Schmerzen lindert, ihn vom Tode rettet! Ohne sie hätte ich gewiß schon längst den Kopf verloren. Nur mit der größten Mühe und ihrer Hülfe habe ich mein bischen Verstand gerettet. Die arme Frau befindet sich noch in demselben Anzug, in welchem sie krank auf der Schiffbrücke lag. Sie hat fast nichts gegessen und getrunken und seit vier Tagen kaum eine Viertelstunde geschlafen . . . und alles Das für unser Kind! Glaubst Du, daß solche Dinge sich bezahlen lassen? sage mir mit was? Das ist Tugend, Religion; das läßt uns beide lieben.

Während ich an Dich schreibe, sehe ich den armen Jungen an, der entsetzlich verändert ist; seine Magerkeit hat etwas Erschreckendes; seine Augen sind groß und weit offen; sie sehen aus, als ob sie in der Tiefe seines Kopfes lägen. Doch ist er besser, er sagt es selbst und will, daß ich es Dir und seinen Schwestern sage, wie unendlich er Euch liebt. Er ist nur traurig, weil er nicht bei Euch ist. Er spricht wieder, hustet weniger, athmet besser, und ich . . . ich weine vor Schmerz und Freude, denn er ist gerettet; aber das arme Gesicht ist so hager, die Züge von Schmerz ganz verzogen, ach, alles Das sieht so furchtbar traurig aus. Ich kann es jetzt begreifen, daß man sich für seine Kinder opfern kann. O wie gern würde ich an seiner Stelle in dem Bette liegen, in welchem er so leidet! Jetzt aber flehe ich den Himmel um Erbarmen an, ich bitte Gott, uns nicht noch schwerer zu prüfen. Er wird mich erhören, denn auch Du vereinigst Deine Bitten mit den meinen, Du, an deren

Stimme er so sehr gewöhnt ist, Du, die das Kreuz, das er ihr auferlegt, mit so viel Sanftmuth auf ihre Schultern nimmt. O meine Freundin, das war eine harte Prüfung. Dennoch bin ich glücklich und segne Gott dafür, daß ich für diesmal nur mit dem Schrecken davon gekommen bin.

Bei einer andern Gelegenheit will ich Dir die Gefühle schildern, die mich ergriffen, als ich sah, wie das Schiff, das Euch trug, allmälig in der Ferne verschwand; wie sich mein Herz bei diesem Anblick krampfhaft zusammenzog und ich doch nicht weinen konnte. Lange beobachtete ich den Punkt am Horizont, wie er immer kleiner wurde und endlich ganz verschwand. Nun war ich allein, allein mit meinem sterbenden Sohn. O das ist eine furchtbare Erinnerung! Wir werden uns wiedersehen, meine geliebte Albertine, ich werde auch meine Töchter wiedersehen; dann vielleicht werde ich vergessen, was ich gelitten und noch immer leide; doch bis dahin! ......

Im Ganzen aber befindet sich Albert besser. Ich würde es Dir nicht sagen, wenn es sich nicht so verhielte; ich will, daß Du alle Hoffnungen mit mir theilst, die man mir giebt. Der Doctor goß soeben einen kräftigen Balsam in meine Wunde, indem er mir die sich auf die Reconvalescenz des Kranken beziehenden Verordnungen der Diät mittheilte und mir große Vorsicht bei der Reise empfahl. Er ist also in der That auf dem Wege der Besserung. Der Doctor glaubt es, er täuscht mich nicht, er hält ihn für gerettet. Ich glaube es und auch Du sollst es glauben. Wenn Du

wüßtest, was ich seit vier Tagen erduldet, dann würdest Du dieses Vertrauen in eine Zukunft, die uns nach Verlauf weiterer vier Tage bevorsteht, begreiflich finden und mich glücklich preisen.

Madame Barat[1]) ist ganz mit mir einverstanden, daß die Vorbereitung Olga's zur heiligen Communion sogleich ihren Anfang nehme. Sie wünscht jedoch, daß dieser erste große Act ihres Lebens uns Alle zu Zeugen haben möchte und stimmt daher für den Aufschub desselben bis zu unserer Zurückkunft. — Du wärst mit mir zufrieden gewesen, wenn Du gesehen hättest, wie ich die Kinder während ihres Schlummers bewachte und pflegte.

Ich athme, indem ich diesen Brief beende, leichter und freier, als bei dem Beginn desselben: das kommt daher, weil unser Albert viel ruhiger geworden ist, sein Athem ist normaler, das Fieber hat etwas nachgelassen, seine Haut ist gut und verspricht jene Transpiration, auf die wir schon so lange mit Ungeduld warten; mit einem Wort, er ist besser und ich hoffe das Beste! . . .

Adieu, meine liebe Freundin, vergib mir die Unordnung, welche in diesem Briefe herrscht; mein Kopf,

1) Madame Barat, deren Namen neben denen der großen Gründer jener religiösen Familien, welche die Welt mit ihren Werken füllen, fortleben wird in der Kirche, war, man weiß es, Gründerin des Ordens Sacré-Coeur. Sie starb erst kürzlich und ihr Tod erregte eine allgemeine, tiefe Trauer. Das Kloster der Trinité-du-Mont in Rom ist eines jener fünf und zwanzig Häuser, die sie gründete bei ihren Lebzeiten. Sie befand sich daselbst, als meine jungen Schwestern dort ankamen.

mein Herz, mein ganzer Körper ist so angegriffen, daß ich selbst eine Art Fieber habe. Ich hoffe, daß ich mehr bei Vernunft bin, wenn ich Dir wieder schreibe. Adieu, liebe Freundin, küsse meine guten Töchter tausendmal und auch den braven, redlichen Carl, und grüße Alle. Behaltet mich lieb und betet für mich und für ihn. O ja, betet recht, recht innig für ihn! Armer, lieber Albert, wie hat er gelitten! Adieu[1])!

Mein Vater an meine Mutter.

Civita-Vecchia, den 10. Mai 1833.

Albert ist gerettet! Beruhige Dich, meine liebe Freundin, und danke Gott! Montag den 6. trat die Krisis wieder ein, die wir mit gutem Grund fürchteten. Wir waren leider auf die Aerzte von Civita-Vecchia beschränkt, die jedoch viel geschickter sind, als ich gedacht hatte. Um zwölf Uhr Mittags trat die Krisis ein; sie war schrecklich, fürchterlich. Wenn sie einige Stunden länger gedauert hätte, würde ich höchst wahrscheinlich Dir heute nur Thränen und ein schmerzliches Andenken an den trefflichsten Sohn, mit welchem je der Himmel Eltern beschenkte, senden können. Doch der

---

1) Mein armer Vater beruhigte uns und suchte sich selber zu beruhigen, doch gelang es ihm schlecht, die Unruhe zu verbergen, welche ihn folterte und welche ihn damals noch nicht verlassen hatte. Der Gesundheitszustand Alberts verschlimmerte sich nach Absendung dieses Briefes.

Herr hatte Mitleid mit uns. Sein Puls war in weniger als zwei Stunden bis auf 170 Schläge gestiegen. Die Brustbeklemmung war fürchterlich, seine Zunge war trocken wie Holz, seine Haut wie glühende Kohle, die Unruhe außerordentlich. Ich hatte zwei Aerzte kommen lassen, die, erschrocken über diese Symptome, auf der Stelle einen Aderlaß verordneten. Unser armes Kind wurde dadurch sehr erleichtert. Der Puls ging langsamer, der Athem wurde freier; allein die Brustbeklemmung wollte nicht weichen, alle angewandten Mittel der Kunst und Erfahrung blieben hier fruchtlos, es stand noch eine zweite Krisis zu befürchten. Albert hätte sie nicht überstanden. Diese Furcht folterte uns von drei bis sieben Uhr Abends. Endlich um sieben Uhr trat jene so lange vergeblich erzielte und erwartete, glückliche Transpiration ein. Sie wirkte Wunder! O meine Freundin, mit welcher Inbrunst habe ich Gott dafür gedankt! Nur Du kannst Dir davon eine Vorstellung machen, denn wie Du liebt keine Mutter ihre Kinder. Ich glaube, ich hätte diesen wohlthätigen Schweiß, der unserm Kind das Leben rettete, trinken können! Wie so ganz anders wird Alles, wenn man einen Kranken pflegt, welchen man liebt! ... Albert wurde nun zusehends besser. Seine Schmerzen wurden gelinder, sein Gesicht bekam einen sanfteren, ruhigeren Ausdruck, er sah viel natürlicher, fast heiter aus. Um ein Uhr Morgens hörte er auf zu transpiriren. Es war Alles vorbereitet, warme Wäsche, ein gutes, sehr trockenes und wohlgewärmtes Bett wurde neben das seinige transportirt; er wurde sanft hinein

gelegt, ohne daß ihn auch nur der geringste Luftzug angeweht hätte. Kaum war er in diesem andern Bett, als er in einen sanften Schlummer fiel; sein Athem war so leicht und frei, wie in normalem Zustand, und dieser heilsame Schlaf währte bis zum Morgen.

Ferdinand, dem ich im ersten Augenblicke meiner Angst geschrieben und dem ich es frei gestellt, zu kommen oder nicht, hatte sich sogleich auf's Pferd geworfen und war im Galopp hierher gestürmt. Er ist diesen Morgen angekommen; ich war recht froh und Albert war glücklich, ihn wiederzusehen.

Ich beschäftige mich noch nicht mit den Verlegenheiten, in welche ich später gerathen könnte. Ich habe an andere Dinge zu denken. Die gute Mac-Carthy verläßt mich Morgen; sie ist fast todt vor Erschöpfung. Sie wird mir sehr fehlen; ich habe indessen von ihrer Geschicklichkeit profitirt und verstehe nun sehr gut, einen Kranken zu behandeln, ihm die Kissen zurecht zu legen, ihn zu bedienen und zu pflegen; und dann habe ich einen Diener; warum soll ich die Annehmlichkeiten des Lebens entbehren, so lange mir das Glück noch lächelt? Diese Ausgabe ist unvermeidlich, sie ist daher vernünftig [1]).

Ich werde Albert nach Ems in's Bad schicken. Er wird sich langweilen, denn er wird allein dort sein.

---

1) Ich wage es, daran zu erinnern, daß mein Vater zu jener Zeit schon seit drei Jahren nicht mehr Gesandter war.

Ich werde bezahlen müssen und muß mich noch glücklich schätzen, mit Geld helfen zu können. Aber bis dahin kommt mir vielleicht noch eine andere Idee, die ich ausführen werde, wenn sie gut ist, ohne auf Deine Autorisation zu warten; Du wirst mich später dafür entschädigen.

Liebe Albertine, alle diese traurigen Schicksalsstöße halten meinen Geist in beständiger Aufregung und schnüren mir die Brust zusammen. Doch hat das Unglück, das uns verfolgt, das Gute, daß es meine Energie wieder weckt, die ich schon gänzlich erloschen wähnte; ich werde dem Unglück noch lange die Stirne bieten können, ehe ich mich für besiegt erkläre. Was meine Gesundheit betrifft, so sei darüber ohne Sorgen. Ich hielt meinen Körper für angegriffen, wie ich von meiner Seele glaubte, sie sei empfindungslos geworden. Beides ist nicht wahr. Seitdem ich Dich verlassen, härte ich mich ab. Ich schwöre Dir, daß ich mich seit langer Zeit nicht so wohl befunden habe. Das Glück schläferte mich ein, das Unglück weckt mich auf.

Gib mir Nachricht von meinen Töchtern. O, wie ich mich nach jeder Zeile sehne, die von ihnen spricht! Du wirst mir sagen, daß sie sich wohl befinden, daß ihre Wangen frisch und rosig sind. — Möchten sie sich immer wohl befinden, es ist gar zu schrecklich, seine Kinder leiden zu sehen, und doch fühlt man nie so sehr, daß man sie liebt! . . . Wie wollte ich das Unglück segnen, wenn es stets mich nur träfe, wenn es meine Kinder schonte, wenn die Geliebten immer glück-

lich bleiben könnten! Wie wollte ich Die Hand küssen, die mir das Elend, ihnen die Freude schenkte!

Du wirst mir sagen, daß wir bald nicht wissen werden, wo wir unser Haupt und das unsrer Kinder hinlegen. Ich antwortete Dir darauf: Was soll ich thun? Es ist nicht meine Schuld; und da Gott so groß, und seine Barmherzigkeit unendlich ist, so wird er Mitleid mit uns haben, und uns zu Hülfe kommen, wenn wir nur allein auf ihn noch bauen können, auf ihn unsere ganze Hoffnung setzen müssen.

Adieu, meine liebe Gute! Laß uns dafür sorgen, daß wir bald wieder mit einander vereinigt werden, denn fern von Dir tauge ich dem Teufel nichts. Küsse mich, nicht ein, nein tausend Mal, geliebte Pauline und Du, meine Jane[1]). Küsse unsern guten Charlot, die herzige Emma, und tutti quanti. Liebt mich Alle, wie ich Euch liebe, und ihr werdet viel zu thun haben.

Eben sagt mir unser armer Kranker mit einer Stimme, welche durchaus keine Aehnlichkeit mit der der Frau . . . hat, daß er Dich und seine Schwestern an sein Herz schließt. Er bittet Dich um Verzeihung, daß er Dich nicht begleitet hat. Du kannst sie ihm gewähren, er hat es sicher nicht mit Willen gethan. Auch Ferdinand, der von Gesundheit strotzt, trägt mir seine Grüße an Alle auf. Adieu, ich will nun einen Bissen essen und mich dann ein wenig an's Fenster setzen, um frische Luft zu schöpfen; dann will ich wieder nach Albert sehen. Wenn er immer noch so ruhig ist, wie

1) Eugenie.

vorher, verspreche ich Dir, in's Bett zu gehen, zu schlafen und wenn ich kann von Dir und einer besseren Zeit zu träumen. Lebe wohl."

Mein Vater an meine Mutter.

Civita=Vecchia, den 12. Mai 1833.

„Mit Albert geht es gut. Die Reconvalescenz hat begonnen. Sie wird ein wenig langsam vorwärts schreiten, er ist aber nicht mehr krank, und ganz frei von Fieber ... Jedoch darf er erst in einigen Tagen das Bett verlassen. Er hat eine so schlimme Zeit durchgemacht, daß man nur mit der äußersten Vorsicht zu Werke gehen kann. Lieber bis zur Uebertreibung vorsichtig, als jetzt etwas versäumen! Ferdinand ist voll der zärtlichsten Sorgfalt für seinen Bruder, es ist rührend, Beide zu beobachten. Wenn ich es möglich machen kann, werde ich Albert nach Ems schicken, nicht allein wegen seiner Gesundheit, sondern auch um ihn ein wenig zu zerstreuen, und um den Einfluß der sorgenvollen Gedanken, die er sich fern von Ihr macht, ein wenig abzuschwächen. Ich täusche mich nicht über die Auslegung, welche dieser Schritt erfahren wird, aber es thut nichts! Es ist schwer der Sache, da sie doch einmal so weit gediehen, eine andere, als ihren beiderseitigen Wünschen entsprechende Wendung zu geben. Wohl werden sie arm sein, aber sie werden einige glückliche Tage kennen lernen. Ich habe weder den Muth noch den Willen, ihrem Glück etwas in den Weg zu legen, und auch Du wirst nicht grausamer sein,

als ich es bin. Du kannst Dich darauf verlassen, daß, so lange Albert frei ist, Alexandrine sich nicht vermählen wird, und umgekehrt. Sollen sie dazu verurtheilt werden, fern von einander ihr Leben einsam zu vertrauern? Das sei fern. Ich bin also dazu entschlossen, wenn ich es möglich machen kann, und Du damit einverstanden bist, Albert zur völligen Wiederherstellung seiner Gesundheit nach Ems zu schicken [1]).

Ich habe erst diesen Morgen den Brief erhalten, den Ihr mir von Livorno aus geschrieben. Ihr Glücklichen! Ihr waret unbesorgt um Albert, Ihr batet mich darin, ihn Euch nachzusenden. Und doch war er zu jener Zeit dem Tode nahe, der eine ganz andere Reise für ihn vorbereitet. Wie haben wir, mit ihm kämpfen müssen, daß er ihn uns noch ließ. Er blieb am Leben, der liebe, gute Sohn, und ich hoffe nun, daß er es sein wird, welcher uns zu einer andern Reise vorbereiten wird. Die Aerzte sagen, (und ich schließe mich ihrer Ansicht an) daß eine so furchtbare Krisis in einem Alter von 21 Jahren, seine Gesundheit, sofern er ihr durch die nothwendige Pflege zu Hülfe kommt, für lange Zeit kräftigen und befestigen muß. Und ich denke er wird uns zu Liebe, (denn er liebt uns ja, und hat gesehen wie auch wir ihn lieben) es nicht verschmähen, sich diese Pflege angedeihen zu lassen. Armer

1) Dieses Project wurde unglücklicher Weise wieder aufgegeben, weil die Aerzte Alberts Gesundheit nach dieser furchtbaren Krankheit für genugsam gestärkt erachteten.

Junge! O wie würdest Du ihn bemitleiden, wenn Du ihn nur einen Augenblick in seinem jetzigen Zustand sehen könntest, wie hager, wie bleich und schwach er ist; und doch ist diese Blässe meine Freude, denn sie ist die sicherste Garantie dafür, daß er geheilt, gerettet ist: vor drei Tagen sah er nicht so bleich aus! O wie lange werde ich dieses purpurrothe Gesicht, diese flammen-Augen sehen! Gott, ich danke dir! denn heute fühle ich mich nur glücklich! Du, die so gut mit dem Himmel steht, danke ihn, daß er Erbarmen mit uns hatte, und bitte ihn der Kinder stets zu schonen, und nur mich heimzusuchen. Die Briefe unsrer Kleinen haben mich bis zu Thränen gerührt. Ich höre es so gern aus ihrem Munde, daß sie meiner bedürfen, ich ihnen nöthig bin, und doch verursacht es mir Schmerz. Sie sollten lange schon eine andere Stütze, einen andern Schutz haben. Küsse sie tausend Mal für mich. Ich werde ihnen antworten, sobald ich Zeit dazu finde. Ihre Briefe thun mir unendlich wohl, und doch wage ich es nicht, sie darum zu bitten; sage ihnen nichts davon, lasse den Wunsch, an mich zu schreiben, bei ihnen selbst entstehen. Adieu, geliebte Freundin. Noch einen Kuß für Alle!"

Mein Vater an meine Mutter.

Civita-Vecchia, den 14. Mai 1833.

Ich komme so eben von Rom, meine Liebe. Ich brachte vier und zwanzig Stunden dort zu. Das ist der beste Beweis, den ich dir geben kann, daß es mit

unserm Kranken besser geht Er befindet sich in fortschreitender Reconvalescenz; die Aerzte sind selber ganz erstaunt darüber, wie rasch er sich erholt. Während meiner Abwesenheit habe ich ihn der Sorge Ferdinands anvertraut. Der ist ein weit strengerer Zuchtmeister als ich; auf das Genaueste erfüllt er die ärztlichen Verordnungen; aber es ist eine Freude zu sehen, wie er mit seinem Bruder umgeht, wie er ihn amüsirt, ihn zum Lachen bringt und dann wieder einschläfert, wie eine Mutter ihr Kind. Er ließ sein Bett neben das Alberts bringen. Als ich in dieser Nacht ankam, lagen sie fast Einer in des Andern Arm und schnarchten um die Wette.

Als Ihr von Genua abreistet, hattet Ihr den ganzen Tag ein wahrhaft zauberisches Bild vor Augen. Welch ein himmlischer Anblick, dieser Fluß, diese Berge von Genua, Alles so grün, so lebendig, so strahlend! Aber den Tag darauf hattet Ihr eine wüste Gegend, uncultivirt und menschenleer, graue, flache, unförmliche Berge. Der Contrast ist so enorm, daß er traurig stimmt, und man muß sich der Worte erinnern: Alle wackeren Herzen lieben ihr Vaterland, um beim Anblick der Ufer Frankreichs nicht melancholisch zu werden.

Von heute bis nach Ablauf von vier Monaten werden die Tage, wo der Courrier abgeht und kommt, diejenigen sein, welche mir die anderen ertragen helfen. Das einzige große Interesse meines Lebens ist jetzt die Correspondenz.

Was Carl gethan[1]), geschah ohne Zweifel nur aus Liebe zu mir; Du kannst versichert sein, daß seine Handlung sich mit seiner Ueberzeugung und seinen Gefühlen im Zwiespalt befindet. Dieser Gedanke quält mich und verursacht mir fast Gewissensscrupel, denn *** und so viele Andere haben gut reden, daß es weder ein Uebel noch ein Unrecht ist, seinem Vaterland zu dienen, aber Alles, was den Krieg herbeiführen kann und unvermeidlich macht, ist nach meiner Meinung sündlich. Armer Carl! was kann ich ihm für sein Opfer bieten! — Nichts! Dieser Gedanke ist traurig. Küsse ihn für mich und sage ihm, daß er den Muth nicht verlieren möge.

Jetzt, wo ich über Albert beruhigt bin, fange ich an zu denken, was er mir kosten wird und bin erschrocken. Wenn ich aber an jene anderen Schrecken zurückdenke, die nun glücklich hinter uns liegen, danke ich dem Himmel und glaube, daß ich noch billig genug davon gekommen bin, und feilsche daher nicht über den zu zahlenden Preis. Das Resultat davon wird sein, daß der kleine Schatz, den ich von Neapel mitgebracht, einen Monat früher erschöpft sein wird. Doch Gott wird helfen! Küsse meine kleinen Mädchen, die ich anbete."

Es ist überflüssig, die Gefühle zu schildern, die diese verschiedenen Briefe meines Vaters bei der Mutter und uns hervorriefen. Man wird sie leicht errathen

1) Er spricht von meinem Bruder Carl, der eben die Armee verlassen hatte.

und anstatt mich mit diesem Berichte aufzuhalten, komme ich auf die Geschichte Alexandrinens zurück, welche erzählt, was sie selber während der Krankheit Alberts empfunden.

Geschichte Alexandrinens.

(Fortsetzung.)

Nachdem wir die ganze Nacht gereist, erreichten wir Rom am Mittwoch Abend, den 1. Mai. Wir fuhren durch das herrliche Thor Sanct Johann von Lateran in diese Stadt, die, seitdem ich Albert liebte, eine andere geworden war. Es war für mich ein ganz besonderes Vergnügen, diese heilige Stätte wiederzusehen, die mein frommer Albert so liebte und in der ich ihn lieben gelernt hatte. Wir stiegen bei Serny ab. Von unseren Fenstern aus konnte ich unser ehemaliges Haus la Casa Magherita sehen! Ich sah die erleuchtete französische Academie. O alle diese Orte, welch eine andere zauberhafte Gestalt hatten sie erhalten, seitdem ich sie nicht gesehen, und was seitdem geschehen, trug noch dazu bei, in meinen Augen ihren Werth zu erhöhen.

Den nächsten Tag, am 2. Mai, sah ich die M...s wieder. Als ich mich in ihrer Mitte befand, kam etwas wie Erstaunen über mich, über Alles, was im Leben vorgeht. Wie verändert hatte sich Alles in mir, seitdem ich sie zum letzten Mal in demselben Zimmer sah! Ich hörte es mit Vergnügen, daß M... fand, ich sei jünger und schöner geworden. Sie sprach von Albert; allein das setzte mich in Verlegenheit. Viel lieber

mochte ich mich mit Maltus von ihm unterhalten, denn er hatte Alles mit uns erlebt und sein gutes Herz verstand uns so gut.

In dieser Nacht (vom Donnerstag zum Freitag, 2. bis 3. Mai) hatte ich einen furchtbaren Traum. Gleich nachdem ich aufgestanden war, ging ich zu meiner Mutter, setzte mich auf ihr Bett und erzählte ihr, was noch jetzt ganz deutlich in meiner Erinnerung lebt. Ich befand mich mit Albert und der Mutter zusammen vor einer Art Vertiefung des Erdbodens, in welcher viele mit Kreuzen geschmückte Gräber waren. Albert sagte zu mir: Hätten Sie wohl den Muth, in Mitten dieser Kreuze zu wandeln? Ich fühlte einen Schrecken, doch überwand ich ihn und sagte mir im Stillen: Wenn er es verlangt, will ich es thun. Ich nahm hierauf meine Mutter bei der Hand und ging mit ihr in Mitten der Gräber; dann erhob ich den Blick zu Albert, der oben geblieben war, und es gewährte mir Befriedigung, den Muth zu einem Unternehmen gefunden zu haben, dessen bloßer Gedanke mich schon erschreckte, noch ehe ihn Albert ausgesprochen hatte.

Ich sagte zu meiner Mutter: „Das war ein böser Traum und ich glaube, er bedeutet mir Schlimmes.“ Wir sprachen hierauf von Alberts Gesundheitszustand. Die Mutter sagte mir, daß, wenn auch wirklich unserer Vermählung sonst nichts im Weg stände, so wäre seine so sehr schwächliche Gesundheit schon allein ein Hinderniß. Doch konnte ich sie nie als ein solches ansehen.

An demselben Tag war ich mit M . . . in der köstlichen Villa Pamphile. Welche Erinnerungen knüpften sich für mich daran! Ich war in diesem Augenblicke noch voll Hoffnung.

Einige Stunden später, nach dem Diner, (welches bei M . . . eingenommen wurde) bemerkte ich, daß der Graf Moritz Putbus sich entfernt hatte. Man sagte uns, er sei abgerufen worden. Ich sah ihn wieder in das Zimmer treten und mit meiner Mutter sprechen, die heftig erschrocken war. Ich bemühte mich, etwas von ihrem Gespräch zu belauschen, bemerkte jedoch, daß es etwas sei, was ich nicht hören sollte. Ich glaubte die Worte „französisches Schiff" verstanden zu haben. O mein Gott! ich glaubte, das Schiff, auf dem er sich befand, sei untergegangen! Glücklicherweise stand meine Mutter auf und ging mit mir hinaus, weil sie nicht vor der Gesellschaft mit mir sprechen mochte. Im Wagen aber gestand sie mir, daß Albert krank in Civita-Vecchia geblieben wäre, und daß sein Vater nach Rom gereist sei, um einen Arzt zu holen. Ich glaube, diese Nachricht befreite für den Augenblick meine Brust von einem Stein, denn ich hatte mir schon das Allerschlimmste vorgestellt. Doch nach und nach ergriff mich die Furcht, meine Mutter möchte mir nicht Alles mitgetheilt haben! Ich wußte, daß Herr von la Ferronnays in demselben Gasthof logirte, wie wir; ich brannte vor Verlangen ihn zu sehen, dennoch konnte dies nicht vor dem nächsten Morgen geschehen. Als ich allein war, setzte ich mich in Verzweiflung an den Schreibtisch und schrieb an Pauline, ohne die Absicht zu haben, ihr

meine Zeilen zu senden, sondern nur, weil ich das Bedürfniß hatte zu sagen:

Pauline ich ersticke! Ich habe Niemand, mit dem ich von meiner grausamen Herzensangst reden kann, darum muß ich an Dich schreiben. O mein Gott, warum bist Du nicht hier! Und stelle Dir vor, in dem Augenblick, wo meine Seele von so furchtbarer Angst gefoltert wird, muß ich daran denken, daß meine Mutter noch vor wenigen Minuten sagte, man müsse sich ein Gewissen daraus machen, einen Mann von so schwacher Gesundheit, wie Albert, zu heirathen! Und doch ist es nur der Kummer über die Hindernisse, die man ihm in den Weg legt, der ihn krank macht, das Glück würde ihn sehr bald gesund machen!

O mein Gott, erhalte mein Leben, weil mein Tod sein Unglück wäre, aber laß mich leiden, mich allein die furchtbarsten physischen und Seelenschmerzen ertragen; im Namen des Erlösers bitte ich dich: Mache ihn glücklich, und laß ihn noch lange auf dieser Erde leben!

O Pauline, ich weiß nicht wie ich es anfangen soll, um es zu verhindern, daß meine Ideen sich verwirren. Möge Gott sich meiner erbarmen, und mich nicht auf solche Weise dafür strafen, daß ich ihn liebe!

Jedes Mal, wenn meine Mutter mir vorstellt, wie sehr ich leiden würde, meinen Gatten krank zu sehen, und daß meine Schmerzen noch weit größer sein würden, wenn ich schon mit ihm verbunden wäre, rufe ich aus: „O nein! wäre ich sein Weib, dann würde ich weniger leiden, denn ich könnte ihn pflegen, und bei ihm sein!“ Und diese Worte strömten mit solcher Ueberzeugung

aus dem Innersten meiner Seele, daß meine Mutter begriff, wie sehr ich Albert liebte, und den Entschluß faßte, Alles zu thun, um diese Heirath zu Stande zu bringen; — sie hat es uns später gestanden. Anderseits gewann nun auch der Vater Alberts durch seine Krankheit die Ueberzeugung, wie sehr sein Sohn mich liebte; auch sah er meine Angst, und das mußte den Glauben an die Tiefe und Stärke unserer Liebe bei ihm befestigen. Wir haben es uns seitdem öfter gegenseitig gesagt, daß wir unser Glück, unsere Heirath dieser Krankheit verdankten. Ach, es ist wohl wahr; allein sie hatte auch andere spätere Folgen; sie schadete Alberts Gesundheit, was wir erst lange nachher einsahen.

An demselben Tag erhielt ich von ihrem Vater Nachrichten von Paulinen und Eugenien, und zu gleicher Zeit mein kleines Gedenkbuch, das ich Albert überlassen, der, schon vom Fieber geschüttelt, zu Eugenien gesagt hatte: „Nimm in dem Schiff das kleine Buch von Alexandrine, über meinem Bett und auch das Kissen, das sie mir gemacht hat. Gib wohl Acht.“ Eugenie gab dies Buch ihrem Vater, welcher sie an Bord, brachte, in der Meinung, daß er dasselbe sogleich Albert wiedergeben werde. Aber als Herr von la Ferronnays, nachdem er seine Gemahlin und Töchter in dem Schiffe untergebracht hatte, wieder in den Gasthof zurückkehrte, in welchem Albert zurückgeblieben war, fand er ihn dem Tode nahe. Mit diesem Gefühl im Herzen, sah er vom Fenster aus, wie sich das Schiff entfernte, dem er hätte nachschreien mögen: „Kehrt zurück, denn unser Albert stirbt!“

Das Wiedersehen meines kleines Buches erfüllte mich mit einer Art schauerlichen Erstaunens. Er sollte es während der ganzen Zeit unserer Trennung bei sich behalten, und nun sah ich es schon wieder! Albert mußte wohl den Kopf verloren haben, daß er es so von sich ließ!

Der Abbé Martin besuchte uns. Die Mutter setzte ihn von der Krankheit Alberts in Kenntniß; diese Botschaft machte einen solchen Eindruck auf ihn, daß er mir von Stund an noch lieber wurde, als er mir schon war, ehe ich ihn noch persönlich kannte. Wäre ich allein mit ihm gewesen, ich glaube ich hätte ihm auf der Stelle mein Herz geöffnet und ihm gesagt, daß ich zwei Lieben hätte, die zu meinem Albert und die zu seiner Religion. Kannte er sie nicht schon alle beide? Er sah nur, daß Thränen meine Augen füllten, die ich weniger vor ihm als vor jedem Andern zu verbergen mich bemühte. Meine Liebe und mein Schmerz zu jener Zeit haben meinen ganzen Charakter verändert. Ich erhielt eine Festigkeit und einen Muth, welche ich früher dem Widerspruch und der Meinung der Welt nicht entgegengesetzt hatte, und zu gleicher Zeit kam eine merkwürdige Ruhe über mich. Ich war meiner selber, Alberts und der Güte unserer Liebe sicher!

Herr von la Ferronnays kehrte in Begleitung des Arztes des Fürsten Lapoukhyn, Herrn Sauvan, nach Civita-Vecchia zurück; die Mutter und ich begleiteten Beide die Treppe hinab. O was für ein Abschied war dies! Sollte ich Albert lebend wiedersehen? Ich küßte

ihm die Hand, weil ich nicht wußte, wie ich anders ihm meine Gefühle ausdrücken sollte. Um fünf Uhr an demselben Tag besuchte ich Olga und Albertine im Kloster Trinité-du-Mont. O welche schmerzliche Erinnerungen auch hier! Olga empfing uns weinend. Die Mutter suchte sie über Albert zu beruhigen, während ich einer Nonne zwei Piaster für die Armen übergab, mit der Bitte um ihre Gebete für den Bruder der Kleinen.

Der Fürst Lapoukhyn wohnte in demselben Hotel wie wir. Sein Zimmer war nahe bei dem meinigen; sein Mitleid veranlaßte ihn, mir zu sagen, daß ich nicht fürchten möge, ihn in der Nacht zu wecken, wenn ich sehr beunruhigt wäre. Ich weckte ihn zwar nicht, doch geschah es öfter, daß ich, wenn ich zu Bette ging, ihn von meiner Thüre aus frug, was er über Alberts Zustand dächte. Es ging schon etwas besser mit ihm, seit Sauvan bei ihm war. Ach, ich hatte Jemand nöthig, der mir sagte: „Es wird Alles gut werden.“ Welche Nächte habe ich verbracht! O es gibt etwas, was noch schrecklicher ist, als ein geliebtes Wesen sterben zu sehen: denken zu müssen, daß es in jedem Augenblick sterben kann, und nicht bei ihm sein zu können. Wie oft quälte mich der nur allzunatürliche Gedanke, er könne wohl schon todt sein. Und doch wollte ich noch lieber Stunden der Herzensangst vor meinem Fenster knieend allein verbringen, als mich vor Anderen beherrschen. Auch die Sterne schienen mich zu bedrohen. Sonst that ihr Licht meinen Augen wohl, jetzt war es mir schrecklich; das ganze Universum war

mir furchtbar, wenn Albert sterben sollte! Seitdem hat mir nur noch einmal in meinem Leben, in einer andern Nacht das Mondlicht einen so entsetzlichen Eindruck gemacht, wie ich hier beschreibe.

Ich weiß nicht, was in diesem Augenblick in meinem Herzen vorging, aber mein Wille und mein Mund sagten in allen Gebeten, die ich zum Himmel sandte: „Mein Gott! dein Wille geschehe!“ Einmal als ich in einem Augenblick erhöheter Qual dieses Gebet zum Herrn schickte, wurde ich ganz plötzlich von einer wunderbaren Freude erfüllt. Die Gewißheit, Albert wieder zu sehen, und mit ihm glücklich zu werden, war in mein Herz eingezogen. Der Anblick der Sterne erschreckte mich nun nicht mehr, sie sprachen im Gegentheil zu mir von Glück. O dieser Augenblick war ein unbeschreiblich seliger. Ich erinnere mich, daß ich rasch zu Bette ging, und einzuschlafen suchte, ehe erneute Angst den Eindruck dieses köstlichen Gefühls verwischte.

Wir besuchten wieder die kleinen Schwestern Alberts in ihrem Kloster. Das war der schönste Augenblick eines jeden Tages. Ich hörte an diesem Tage schon von Weitem die an die heilige Jungfrau gerichteten Gesänge. Als wir wieder zu Hause angelangt waren, fanden wir dort bessere Nachrichten von Civita-Vecchia vor; man sagte uns außerdem, die Fürstin Zenaïde Volkonsky wäre bei uns gewesen und hätte unsere Zurückkunft lange erwartet. Ich bemerkte ein Blatt Papier, das sie mit einer Bleifeder bekritzelt hatte, wie man wohl zu thun pflegt, wenn man müßig dasitzt. Ich fand darauf in verschiedener Weise die Worte ge-

schrieben: „La speranza non si deve mai abbandonare.“ Das freute mich. Die geringste Sache erschien mir als eine gute oder schlechte Vorbedeutung.

Montag den 6. Mai. — Wir gingen zu Tische nach dem Weinberg der Fürstin Volkonsky, nahe bei Sanct Johann vom Lateran. O, welch ein trauriger Anblick war für mich die Campagna di Roma! und dennoch hoffte ich.

Als wir wieder nach Hause kamen, fanden wir dort Herrn Sauvan, der uns gute Nachrichten brachte. Aber welche Krankheit war das! er sagte uns, Albert könnte frühestens in acht Tagen nach Rom gebracht werden. Das vernichtete meine Hoffnung ihn dort ankommen zu sehen. Ich schrieb an demselben Abend an Pauline und Eugenie, ohne ihnen ein vollständiges Bild von meiner ausgestandenen Herzensangst zu geben:

„Liebe Freundinnen .... Gott wolle die Freude noch vermehren, die ich seit gestern Abend empfinde! Diesen Morgen hatte ich eine unbestimmte Hoffnung bis zu Alberts Ankunft hier zu bleiben. Allein es scheint entschieden, daß wir übermorgen reisen. Nun, es ist auch so gut, wenn er sich nur wohl befindet. Ich habe es ja jetzt gelernt, ohne ihn zu leben. So möge denn der Wille Gottes geschehen: was er thut ist wohlgethan. Ich wäre, trotz alledem was ich in meinem Leben schon gelitten habe, sehr undankbar nicht zu denken, daß Gott mich noch tausend Mal glücklicher machte, als ich es verdient habe ... o ja gewiß, viel tausend Mal!“

An demselben Tag traf Ferdinand ganz unerwartet bei uns ein. Er kam zu Pferd von Neapel und wollte nach Civita-Vecchia, um seinen Bruder zu pflegen. Später besuchte ich mit ihm das Kloster, in welchem seine Schwestern waren. Wir erwarteten sie in jener schönen Kapelle, wo ich mit Albert sonst so herrlichen Gesängen gelauscht hatte! O wie tröstlich war es mir, dort mit seinem Bruder für ihn zu beten, und knieend zu beten. Ich litt so viel, daß ich nicht gewagt hatte es immer zu thun!

Als Olga uns sah, betrachtete sie einen Augenblick Ferdinand ganz erstaunt, dann sagte sie: „Ach, Du bist es! Ich wußte gar nicht, wer es sein konnte. Ich dachte an Carl und Emma, denn man hatte uns gesagt: Herr und Frau von la Ferronnays seien in der Kapelle.“ Wir lächelten als wir diese Worte hörten, die ich wiederum für eine gute Vorbedeutung hielt.

Nach Tische setzte sich Ferdinand zu mir auf das Sopha, um ein Project mit mir zu überlegen, das ich ihm anvertraute; ich wollte nämlich an Miß Mac-Carthy, d. h. an Albert schreiben, und diesen Brief sollte Ferdinand ihm vorlesen, sobald sein Zustand es ihm erlauben würde zuzuhören.

Hier ist mein Brief, in welchem ich nicht wagte, ihm alle meine Befürchtungen zu schildern. Als ich diese Zeilen schrieb, fuhr mir plötzlich der Gedanke durch den Sinn: Wird er sie lesen können? — ein Gedanke, den ich nicht auszudenken wagte:

„Ist es nicht überflüssig, an Sie zu schreiben? Wissen Sie nicht Alles, was ich Ihnen sagen könnte? Was thut's, meine Handschrift wird Ihren Augen wohl thuen, und auch vielleicht Ihrem Herzen wird das wohl thuen, was ich Ihnen zu sagen habe. Geliebter Freund — aber Sie wissen es schon im Voraus, — ich liebe nur Sie, ich glaube ich habe stets nur Sie geliebt, und werde Sie immer lieben! ich kann Ihre Abwesenheit ertragen, wenn ich weiß, daß Sie sich wohl befinden; aber um Gottes Willen, thuen Sie Alles, was Sie können um gesund zu werden! Aus Mitleid, denken Sie daran mir so grausame Unruhe zu ersparen. Pflegen Sie sich so, wie Sie mich pflegen würden. Wenn Sie mich lieben, so befolgen Sie den Rath Derer, welche Sie umgeben; besser zu vorsichtig, als es zu wenig sein. Ich danke Gott tausend Mal dafür, daß Sie sich wohler befinden! Morgen Abend, in Viterbo, wird uns Ferdinand Nachrichten von Ihnen geben. Ich hoffe zu Gott, daß sie gut sein werden. Wissen Sie schon, daß man Sie nach Ems zu schicken beabsichtigt? Widersetzen Sie sich diesem Projecte nicht, geben Sie im Gegentheil Ihren Wunsch zu erkennen, dorthin zu reisen; denn Ems ist nur eine Tagereise von Kissingen entfernt, wohin wir gehen, dann aber wäre es eine Möglichkeit, daß wir uns von jetzt ab in sieben Wochen wiedersehen. Sagen Sie selbst, mein lieber Albert, wäre das nicht schön? O ja, ich hoffe, daß Gott uns liebt. Ich empfinde eine große Verlegenheit Ihnen vor den Leuten in dieser Weise zu schreiben. Doch es ist einer-

lei, ich will Ihnen sagen, daß, wenn Sie einen Wunsch haben, dessen Erfüllung von mir abhängt, Sie ihn als bewilligt ansehen können, — wenn es nichts Schlimmes ist, natürlich. Wenn diese Versicherung Ihnen einiges Vergnügen gewährt, so denken Sie immer daran.

Adieu, mein lieber Freund. Bitten wir Gott, er möge mit Barmherzigkeit auf uns sehen, und versprechen wir ihm so gut als möglich zu sein. Auf Wiedersehen mit Gottes Hülfe, der so gut ist, und alles stets zum Besten fügt.

Al . . . .“

Ich habe dieses Billet, wie fast alle anderen, die ich an ihn geschrieben, in einem kleinen Porte-Feuille wiedergefunden, das er immer bei sich trug, in welchem er auch sein Band von der ersten Communion, ein Gebet, das ihm seine Mutter hineingenäht und eine Reliquie des heiligen Alphons von Liguori verwahrt.

Am 7. Mai, um 11 Uhr Morgens reiste Ferdinand nach Civita-Vecchia ab; wie der zärtlichste der Brüder nahm er von mir Abschied, und auch ich fühlte mich so ganz seine Schwester! Er verstand uns so gut, Albert und mich, und er sollte ihn in einigen Stunden wiedersehen! Wann und wie sollte ich ihn wiedersehen? das frug ich mich als ich ihn verließ. Welch unglückselige Trennung! Und Niemand zu haben, dem ich mein Leid klagen konnte!

Dennoch gewährte es mir einige Erleichterung Ferdinand wiedergesehen zu haben, ihn auf dem Weg

zu Albert zu wissen, und an diesen geschrieben zu haben.

Am nächsten Tage verließen wir Rom.

In Viterbo, wo wir übernachteten, hörte ich von dem Tod eines jungen Mannes reden, dessen Leiche in der benachbarten Kirche ausgestellt war. Das that mir wehe. Ich konnte es nicht ertragen, etwas zu hören, was mich daran erinnerte, daß Albert sterben könne. So war ich in jener Zeit! Ich glaubte an den Himmel, und liebte doch nur die Erde.

Am nächsten Morgen, Donnerstag, den 9. Mai, klopfte man früh an unsere Thüre, um uns Briefe zu übergeben. O Gott sei gelobt! wir erhielten um Vieles bessere Nachrichten.

Die Reconvalescenz Alberts machte rasche Fortschritte. Vierzehn Tage nach Alexandrinens Abreise befand er sich selber in Rom fast gänzlich hergestellt, wo er folgenden Brief an meine Mutter schrieb:

Albert an seine Mutter.

„Rom, den 29. Mai 1833.

Endlich, meine geliebte Mutter, erlaubt man mir Ihnen einige Zeilen zu schreiben. Kaum kann ich an alles das glauben, was mit mir vorgegangen ist! Sie in Dangu, und ich ganz einfach in Rom! Gestehe, daß dies wenigstens komisch ist. Das Ernste an der Sache ist die Unruhe, die ich meinem Vater verursachte. Man sagt, daß mein Leben an einem Faden hing. O meine liebe Mutter, ist denn das möglich?

Was mich betrifft, so weiß ich nichts von alledem. Während die Secunden verronnen, vergaß ich sie, und diese Woche, in welcher ich, wie es scheint, dem Tode näher als dem Leben war, ist mir wie ein Traum entschwunden, von dem ich die Erinnerung verlor. Ich weiß nicht ob ich, während ich litt, das Bewußtsein verlor, aber es ist eine Thatsache, daß ich mich nicht erinnere gelitten zu haben, und daß ich in diesem Zustand in die andere Welt gegangen wäre, ohne das Bewußtsein davon zu haben. Glücklicher Weise hat Gott diese Reise noch um ein Weniges verschoben; denn, da ich keine Ahnung hatte, von dem was sich begeben sollte, konnte ich mich auch nicht vorbereiten. Gott wollte mir damit andeuten, daß man in jedem Augenblick bereit sein muß in das Jenseits zu gehen. Ich danke ihm dafür von Grund meiner Seele. Ich werde den Sommer mit meinem herzgeliebten Vater und meinem guten Ferdinand ganz einfach in Castelamare verbringen, woselbst ich Sie mit Ungeduld erwarten werde. Laßt unsere Prüfung keine allzulange sein. Kommt alle, auch Carl und Emma. Küssen Sie Beide und sagen Sie ihnen, daß, obgleich das Schreiben meine schwache Seite ist, sie noch denselben Platz in meinem Herzen haben.

Adieu, theuerste Mutter. Ich liebe Sie mehr als mein Leben. Warum nur kann ich nicht bei Ihnen und meinen Schwestern sein!

Schreiben Sie mir sobald Sie können, und lieben Sie jeden Augenblick des Tages

Ihren Albert."

Mein Vater an meine Mutter.

„Rom, den 30. Mai. 1833.

Es wird Dir lächerlich erscheinen, aber ich schreibe Dir in allem Ernst heute nur ein Wort, weil ich nicht die Zeit habe Dir zwei zu schreiben. Albert hat unsere achtstündige Reise sehr gut überstanden. Er hat nicht ein einziges Mal gehustet und fühlte sich durchaus nicht angegriffen. Ich habe ihm erlaubt ein kleines Briefchen an Dich zu schreiben. Ich glaube also es wird alles gut, sehr gut gehen. Eine schönere und rascher fortschreitende Reconvalescenz als die seinige ist mir noch nicht vorgekommen. Es handelt sich nun darum, alle Unvorsichtigkeiten sorgsam zu vermeiden. Darum überwache ich ihn noch. Ich hoffe, er wird so gut und so gehorsam bleiben, wie er bisher gewesen ist. Es ist unmöglich sich einen vortrefflicheren Menschen zu denken als ihn.

. . . Diese außergewöhnlichen Ausgaben bereiten mir große Verlegenheiten, doch ich hoffe, daß Gott mich daraus erlösen wird, denn sein Wille, nicht der meine bürdete mir sie auf. Die Kleinen vervollkommnen sich und sind artig. Adieu; übermorgen erhälst Du einen ordentlichen Brief. Adieu Geliebte, ich küsse Dich tausend Mal."

Albert an Herrn von Montalembert.

„Rom, den 30. Mai 1833.

Nun, mein lieber Freund, der Mensch denkt, Gott lenkt. Ich hoffte zu dieser Zeit bei Dir zu sein, und schon frohe Tage mit Dir zusammen verlebt zu haben.

Anstatt dessen bin ich nun für einige Tage in Rom, und werde mit meinem Vater und Ferdinand den Sommer in Castelamare verleben. Ich war, geradezu gesagt, nahe daran eine Reise in die andere Welt zu machen. Hätte mein Zustand eine viertel Stunde länger angehalten, so war es um Albert geschehen. Doch Gott hat es anders gewollt; um so besser. Wann aber werden wir uns wiedersehen? Lieber Freund! Wir wollen oft einander schreiben, denn ich glaube, daß unserer Freundschaft eine lange Prüfungszeit bevorsteht. Ich erhalte keine Briefe mehr von Dir, das ist unrecht. Schon seit einem Monat konnte ich Dir nicht schreiben. Erst seit einigen Tagen erhielt ich die Erlaubniß dazu.

Ist die Nachricht begründet, welche ich durch Herrn von Bunsen erhielt? Vermählt sich wirklich dieser gute Rio mit einer liebenswürdigen und reichen Engländerin? Wie wünsche ich es ihm! Möge Gott ihm so viel Glück verleihen, als ich es ihm gönne! Sage mir ja ob die Nachricht gegründet ist.

Liebster Freund, und Du, was wird aus Dir? Möchtest Du doch nicht so auf Deiner eigenen Meinung bestehen, und Deiner Phantasie nachgeben, die Dir oft die Dinge anders erscheinen läßt, als sie wirklich sind, weshalb Du unmögliche Verbesserungen erstrebst! Wenn ich von Uebertreibung spreche, so glaube nicht, daß ich darunter alle Gefühle Deines Herzens verstehe; nein, Du weißt wohl, daß ich damit nur jene Politik meine, die Dich tödtet. Was mich betrifft, so gestehe ich Dir keine bestimmte Meinung zu haben; denn ich sehe auf

keiner Seite Ruhe und ein vollkommenes Glück. Wir befinden uns in einer Uebergangsperiode; um so schlimmer für uns, denn wir haben unsern Kelch noch lange nicht geleert. Was mich beruhigt, ist, daß die Basis alles Glückes, die Religion, nicht untergehen kann, und in diesen Zeiten der Prüfung scheint sie allein bestimmt zu sein über ihre Feinde zu triumphiren. Was das Uebrige betrifft, so flößt mir die Erbitterung, mit welcher sich die Parteien gegenseitig bekriegen, Mitleid ein. Zu was führen diese gegenseitigen Beleidigungen und Verwünschungen, diese erbärmlichen Intriguen? Die Revolution, in der wir uns befinden, wird ganz allein ihren Weg machen. Was mich betrifft, so kann ich nur einer Partei angehören, und ich gestehe Dir, daß ich auch von dieser Seite den Horizont sehr umwölkt erblicke. Die Zeit einer Dynastie, welche zum dritten Mal gestürzt ist, scheint mir für immer vorüber zu sein. Trotzdem erkenne ich nur hier das Recht. Kann uns aber ein Kind, das außerhalb Frankreichs, und höchst wahrscheinlich in Grundsätzen erzogen wurde, die nichts gemein haben mit den Anforderungen des Jahrhunderts, das Glück geben? Ich zweifle ein wenig daran. Doch Geduld, unser Blick kann die Zukunft nicht durchdringen. Vielleicht ist der letzte Rest eines Prinzipes der Ordnung dazu bestimmt, uns aus der Anarchie zu ziehen, in welcher wir uns gegenwärtig befinden. Währenddessen wird die Religion gedeihen, und wenn wir eine neue Restauration erhalten, so gebe der Himmel, daß der Klerus sich nicht der Macht verbindet, gegen welche das Volk stets Mißtrauen hegt,

und mit welcher es ihn vermischen wird, wenn es ihn mit ihr vereinigt findet. Möchten unsere Priester den politischen Schauplatz verlassen ... Ist ihre Mission nicht eine ganz andere, weit erhabenere?

Ich habe vielleicht viel Unsinn gesprochen; ich bin darauf vorbereitet, daß Du mich strenge zurechtweisen wirst. Allein es schadet nichts, ich warte; möge Gott mich leiten. Ich bin sicher, daß mich mein Gewissen führen wird. Dann möge kommen was da wolle!

Adieu, schreib mir von Neapel aus. Erzähle mir von Rio. Unsere beiderseitige Freundschaft hat sich großes Unrecht zu Schulden kommen lassen, doch möge er sich versichert halten, daß sich mein Herz gegen ihn nicht verändert hat. Dich aber liebe ich mehr den je. Theile mir Deine Pläne für den Winter mit.

Albert."

Albert an Olga

(sie war damals etwas über 12 Jahre alt).

„Castelamare, den 5. Juni 1833.

Meine geliebte Schwester, der Vater ist zu beschäftigt, um Dir vor Abgang der Post noch schreiben zu können, er trägt mir seine Grüße für Dich auf. Du kannst Dir denken, mit welchem Vergnügen ich mich dieses Auftrages entledige, denn ...

Beunruhige Dich nicht, über diesen unvollendeten Satz. Der Vater hatte mich gestört, und nun habe ich vergessen was ich sagen wollte; es ist einerlei.

Ich werde Dir zuerst mittheilen, was Dir der Vater durch mich sagen läßt. In den nächsten Tagen wird ein gewisser Herr Guillet oder Guillot zu Dir kommen. Sein Besuch gilt Deinen Augen [1]). Er wird

1) Olga war schon seit ihrem achten Jahr kurzsichtig; ihre Augen waren seit jener Zeit der Gegenstand unaufhörlicher Besorgniß für meine Eltern, die nie ein Ende nahm, und die, wäre meine Schwester länger am Leben geblieben, sich gewiß in verhängnißvoller Weise gerechtfertigt hätte. Diese halbe Gebrechlichkeit diente dazu ihre Seele zu reifen, denn sie opferte sie in jedem Augenblicke ihres Lebens Gott, ohne zu murren, und erneuerte dieses Opfer jedes Mal, wenn eine neue Veranlassung es ihr fühlbarer machte. Diese Veranlassungen waren sehr häufig, denn Niemand war je dem Studium mehr zugethan als sie, und besaß mehr als sie Talente, welche die Liebe zu den Künsten und für die Schönheit der Natur erwecken, und in dieser Beziehung war ihr Opfer in der That ein tägliches zu nennen. Ich weiß nicht, wie die Augenärzte dieses Symptom erklären, aber es war gewissermaßen die Sonne, welche sie am Sehen hinderte. Bei gedämpftem Licht, oder nach Sonnenuntergang sah sie so gut wie jede Andere, doch bei hellem Tageslicht war sie wie geblendet, und verlor die Fähigkeit deutlich zu sehen. Man hat keinen Begriff davon, wie viel sie durch diese Schwäche entbehren mußte. Bald war es in einer Gemäldegallerie ein von der Höhe herabfallender Sonnenstrahl, der ein berühmtes Bild beleuchten sollte, der ihr das Augenlicht raubte; bald war es auf einer Promenade, die zu dem Zweck unternommen wurde, eine herrliche Aussicht zu genießen, wo sie mit völliger Blindheit geschlagen wurde, während Andere den Anblick der sich vom Sonnenlicht beleuchteten Landschaft vor ihnen erfreuten; bald war es in der Kirche, wo sie oft plötzlich, ohne Trauer, ohne Ungeduld das Buch schloß, weil sie nicht mehr lesen konnte, um zu denken, wie sie sagte. Das war es auch ohne Zweifel, was

sie ansehen, und dann dem Vater schreiben, was geschehen soll. Zeige diesen Brief der Frau von Corialis, damit jenes Individuum bei Dir vorsprechen kann. Ich glaube das ist alles, was mir der Vater für Dich aufgetragen hat. Hast Du mich auch wohl verstanden?

Jetzt will ich Dir erzählen, daß wir in Castelamare sind. Wir leben wie die Eremiten, besonders der Vater und ich, denn Ferdinand läuft ein wenig

---

ihre Seele so nachdenkend machte, und was ihr schon in ihrem sechzehnten Jahre eine so große Fähigkeit verlieh, sich in sich zu sammeln, und ihre Seele und ihren Geist in eine Sphäre zu versetzen, deren Höhe Personen von noch so zartem Alter sonst unerreichbar ist. Unter tausend Gelegenheiten, wo ich überrascht und gerührt von ihrer Sanftmuth und Resignation war, erinnere ich mich besonders eines Tages, es war im Jahr 1840, in Neapel (sie war damals 17 Jahre), wo wir eine Prozession sahen, welche die Straße Toledo passirte. Als wir im Schatten der Straße Chiaja gingen, sah sie vortrefflich und wir plauderten fröhlich zusammen. An der Ecke der Straße angekommen, warteten wir einige Augenblicke, dann kam die Prozession vorbei; doch Olga hörte nur die Musik derselben, denn als die von der Sonne glänzend beleuchteten Fahnen und die Soldaten mit ihren blanken Waffen erschienen, wurde sie buchstäblich blind. In diesem Zustande blieb sie einige Augenblicke stehen, dann sagte sie zu mir: „Ich habe nichts gesehen, allein ich bin darum nicht traurig, ich dachte eben an all das Schöne, das Gott mir im Paradies zeigen wird, um mich für das zu entschädigen, was ich auf Erden entbehren mußte.“ Liebe, kleine Schwester, welches Beispiel hast Du uns gegeben! und welche Gedanken kamen aus diesem Kindermund!

mehr. Doch ist er oft bei uns, und wenn wir alle drei zusammen sind, sprechen wir nur von den Abwesenden. Auch Du kommst oft an die Reihe, und alle Dich betreffenden Aeußerungen enden gewöhnlich mit dem Satz: „Wann werden wir sie abholen? Welch ein schöner Tag wird das sein! Nach so langer Trennung sich endlich wiedersehen!“

Liebe Freundin, vergiß niemals in Deinem Gebet Deines alten Alberts zu gedenken. Der schönste Tag Deines Leben ist Dir nahe, und Deine Wünsche finden dort oben ein geneigtes Ohr. Bitte für uns Alle. Du bist in diesem Augenblick unsere Schutzpatronin. Gott wird Dir nichts versagen! Mein Brief ist noch nicht lang, aber es ermüdet mich noch sehr längere Zeit hintereinander zu schreiben. Du wirst oft Briefe von mir erhalten, aber vergiß nie dem Vater zu antworten, denn Deine Briefe machen ihm große Freude. Am Ende magst Du immer einige Worte für mich hinzufügen. Adieu. Ich liebe Dich von ganzem Herzen. Küsse Albertine für mich.

In ganz kurzer Zeit werden wir uns wiedersehen, und sehr glücklich sein.

Es umarmt Dich Dein

Albert.“

Albert an Alexandrine.

(Dieser Brief war in einen Brief Ferdinands eingeschlossen, der seit der Krankheit Alberts sich des Privilegiums erfreute bald an Alexandrine, bald an ihre

Mutter zu schreiben, um ihnen Nachrichten von Albert zu geben.)

„Liebe, liebe Freundin, nur ein Wort, das Ihnen sagen soll, welche Freude mir Ihr Brief machte. Wenn ich nicht fürchten müßte, diese Behauptung sei Wahnsinn, so sagte ich, daß er mich geheilt hat. Ich bin ganz erstaunt, nicht unglücklich zu sein! Im Gegentheil, ich bin lustig, und voll Vertrauen. Sie stehen mir immer vor Augen, es ist als ob ich mit Ihnen spräche. Freilich sind wir Beide ja auch nur Eines. Nein, ich werde nicht zu Ihnen kommen; Geduld! ich finde, daß die Zeit sehr schnell vergeht. Der nächste Winter wird schön sein! Ich bitte Gott jeden Tag, er möge es fügen, daß Sie mich aufgeben, wenn Sie mit einem Anderen glücklicher werden könnten, als mit mir. Ich bin mein ganzes Leben lang glücklich, wenn ich Sie glücklich weiß. Dennoch fühlen Sie wohl, daß ich diesem Glück ein anderes vorziehe! Gut, hoffen wir! Gott ist ja so gut. Er hat mich nicht umsonst vor dem Tod gerettet in Civita=Vecchia. Ich versäume es nicht mich zu pflegen, weil ich Sie wiedersehen will. Wird Ihre Mutter einen Anstoß an diesen Zeilen nehmen? Ich glaube es kaum. Machen Sie es jedoch ganz nach Ihrem Gefallen. Sagen Sie mir, ob ich fortfahren darf Ihnen Alles zu sagen, was in mir vorgeht. Mein erster Brief wird für Ihre gute Mutter sein. Ich habe mit Ihnen den Anfang gemacht, das ist sehr natürlich, nicht wahr? Ich werde den Sommer mit dem Vater und meinem guten Ferdinand verleben. Ich glaube nicht, daß ich mich langweilen

werde, denn Sie sind immer bei mir. Adieu. Meine Epistel ist nicht lang, doch das ist einerlei, Sie wissen was in meinem Herzen ist. Ich liebe Sie. Gott ist so gut. Vertrauen.

Albert."

Eugenie an Alexandrine.

„Ich bete so viel für Dich, für Dich und Pauline! — Pauline und Du — nichts Anderes. Ich rede nicht von Albert. Er ist mit darunter verstanden; wenn ich für Dich bete, bete ich auch für ihn. Gott hat ihn geliebt, Gott hat ihn gerettet, Gott wird ihn segnen, und ihn segnen heißt Dich segnen. Mit welcher Innigkeit ich mein Lieblingsgebet täglich erneuere! Es wird täglich aufrichtiger! Ich beschwöre den lieben Gott mein Glück zu nehmen, um das Paulinens und das Deine vollkommener zu machen. Ich bitte Gott, dadurch nicht mich unglücklich zu machen; mein erhörtes Gebet wird für mich die Gewißheit des Glückes sein."

Alexandrine antwortet ihr:

„Gott segne und belohne Dich, liebe, vortreffliche, kleine Freundin. Weißt Du auch, daß, indem Du mein und Paulinens Glück erflehst, Du immer auch zugleich um das Deine bittest? Könnten wir denn jemals glücklich sein, wenn nicht auch Du unsere Seligkeit theiltest?"

Albert an Olga.

„Castelamare, den 1. Juli 1833.

Geliebte Olga, ich umarme Dich an des Vaters Stelle, der auch heute noch keine Zeit zum Schreiben

findet. Es ist stets für mich ein Vergnügen, wenn er mich beauftragt, an seine Stelle zu treten, weil ich dadurch gezwungen werde zu thuen, was mir angenehm ist, was ich jedoch aus Trägheit oft aufschiebe. Ich werde Dir also zu allererst sagen, daß Deine artigen Briefe nur einen Fehler haben, den nämlich, zu selten einzutreffen. Zweitens theile ich Dir mit, daß Du die Tante eines hübschen Jungen geworden bist, und daß Carl der glücklichste Mensch auf der Welt ist. Sein Sohn, den er Alfred nennen wird, ist die Ursache dieser außerordentlichen Freude.

Und Du, Du näherst Dich immer mehr dem Tage Deiner ersten heiligen Communion. Das ist der schönste Augenblick des Lebens, den ich nie vergessen werde. Ich war damals sehr gut, und bin sicher, daß der Himmel alle meine damaligen Gebete erhört hat; ich bitte Dich daher, mich in den Deinigen nicht zu vergessen.

Ich bin zum ersten Mal in Paris in Saint-Sulpice zum Tisch des Herrn gegangen. Wir waren sehr zahlreich, der Himmel war schön und schien uns mit Liebe zu betrachten. In dem Augenblick, wo wir die heilige Communion empfangen sollten, standen wir alle auf, und schritten je zwei und zwei zum Altar, und begaben uns dann wieder auf unsre Plätze, das Herz voll Seligkeit. Als die Messe beendet war, fielen wir Alle in die Arme unsrer Eltern, und verließen dann die Kirche. Dieser Tag wird immer eine kostbare Erinnerung in meiner Seele bleiben. Bitte recht sehr für uns Alle. Bete zu Gott, daß er uns so gut und glücklich machen möge, wie wir es damals waren.

Bitte für unsern guten Vater, unsere liebe Mutter, und wenn Du daran denkst, so bitte auch ein wenig für mich, der Dich von ganzer Seele liebt. Adieu. Ich küsse Dich und unsre gute Albertine. Sorge, daß sie recht artig und gut ist.

Dein Dich liebender Bruder
Albert."

„Bitte auch für A . . ., nicht meine Schwester, Du verstehst mich."

Albert an Pauline.

„Castelamare, den 19. Juli 1833.

Meine liebe Freundin, ich habe Deinen sehr lieben Brief erhalten und sage Dir ganz im Vertrauen, wie gerührt ich davon bin. Wenn es etwas gäbe, was meiner Eitelkeit zu schmeicheln im Stande wäre, so hätten es diese Zeilen gewiß gethan; doch füllten anderartige Gefühle mein Herz. Mit Wonne genoß ich des Gefühls geliebt zu sein, wie ich es bin, von den Meinen; aber dann war ich erstaunt darüber, denn, ohne Bescheidenheit, ich finde, daß ich eines jeglichen Interesses unwürdig bin. Allein es thut nichts, fahre fort Dir Illusionen über mich zu machen, denn es macht mich sehr glücklich.

Es thut mir leid, daß ich nicht bei Euch bin. Ich habe so viel Ruhe, so viel Heiterkeit, so viel Hoffnung! Ich danke Gott für diesen Seelenzustand. O, meine Freunde, nehmet Euren Theil an dieser Ruhe, laßt Euch von dem schlechten Weg nicht abschrecken! Sehet nur eine schöne Zukunft vor Euch!

Ich habe sehr gelitten, liebe Pauline, indem ich den zweiten Theil Deines Briefes las. Meine arme Freundin! sie ist also noch immer von ihren Gemüthsbewegungen ergriffen? Warum sie aber jetzt quälen? Hat ihr ihre Mutter nicht einst gesagt: „sie verstände sehr wohl, daß man um einen geliebten Gatten seine Religion wechseln könne?“ Wollte sie denn die griechische Religion annehmen? Nein. Aber so sind Diejenigen, welche in der Religion nur eine Meinung sehen. Was Eure Meinung betrifft, so kann und soll diese das Vorhergegangene und noch viele Gründe geringerer Art diese fesseln; jedoch in Sachen der Religion ist man nur Gott für seine Handlungen und Gefühle Rechenschaft schuldig, und Gott erlaubt nicht, daß man nicht auf die Stimme seines Gewissens höre, eine Stimme, welcher er sich bedient, um uns über unsere Irrthümer und Fehler aufzuklären. Arme Freundin! während ich so ruhig bin, ist sie das Opfer der heftigsten Erschütterungen. Das ist das Schlimmste, denn im Uebrigen hege ich Vertrauen. Gott wacht über sie, und wenn sie nicht litte, würde ich darüber lachen. Sage ihr, sie möge sich um nichts beunruhigen, sie möge ihre Befürchtungen, ihre Gewissensscrupel, und alle andern kleinen Miserien aufgeben, es sei verlorene Zeit. Gott will nicht, daß man in Unruhe lebt. Die Unruhe des Gemüthes ist der Freund des Bösen. Suchen wir ruhig zu werden, meine Freunde, vor allen Dingen ruhig. Wenn Du ihr schreibst, so sage ihr, daß ich sie ganz so liebe wie vorher, vielleicht sogar noch mehr, ich weiß es nicht. Ich werde ihr nicht schreiben,

denn ich liebe es nicht, daß meine Briefe geöffnet werden, bevor sie in ihre Hände gelangen. Adieu. Ich liebe Dich von ganzem Herzen, so wie auch Eugenie. Wenn Du an meine arme Freundin schreibst, suche die Ruhe in ihrer Seele herzustellen. Sie soll sich nicht aufregen, sondern Vertrauen fassen!"

Während das Vertrauen in Gott Alberts Brust mit einer heiteren Ruhe füllte, und wir in Frankreich auch unsere Zeit ganz angenehm verbrachten, reiste Alexandrine mit sehr bewegtem Gemüth nach Deutschland. Ihre Mutter, gut, sanft, mitfühlend wie sie war, war selber in Neapel von dem Zauber von Alberts Liebe zu ihrer Tochter ergriffen; sie liebte ihn, sie war tausendmal von seiner Zuneigung auf's Tiefste ergriffen, und es darf behauptet werden, daß von ihrer Seite derselben kein Hinderniß in den Weg gelegt wurde, in der Zeit wo das noch möglich gewesen wäre, ohne Beide unglücklich zu machen. Doch sobald sie Italien verlassen, sich von uns entfernt, und den Ihrigen und einer Sphäre wieder mehr genähert hatte, welche so verschieden von jener war, in welcher wir seit einem Jahr gelebt, fühlte sie sich bald von ihrer neuen Umgebung beeinflußt, und schien es eine Zeit lang, als ob sie nur die unvortheilhaften und beunruhigenden Seiten einer Vereinigung sehen wollte, die sie ehemals fast sanctionirt hatte, und sie sprach mehr als einmal in dieser Beziehung ein Bedauern aus, das für Alexandrine eine wahre Folter war. Dieses Bedauern hatte zuweilen das Alter, zuweilen die Gesundheit Alberts, zuweilen die schlechten Vermögensumstände und den Mangel an Carriere zum

Gegenstand, oft sogar nahm sie Anstoß daran, daß er in Frankreich geboren war, weil der Kaiser von Rußland dieses Land zu jener Zeit nicht liebte; so kam es denn, daß ungeachtet ihrer früheren freundschaftlichen Beziehungen zu meinem Vater ihre Bewilligung zu der projectirten Heirath wenig Wahrscheinlichkeit hatte, — und Alexandrine, welche eine der Ehrendamen der Kaiserin war, durfte sich ohne deren Zustimmung nicht vermählen. Die Freunde, mit welchen dieser Gegenstand besprochen wurde, waren alle mehr oder weniger von diesen Ideen befangen, keiner von ihnen zog Gefühle in Erwägung, die man wie viele andere dieser Art für gebrechlich und vorübergehend erachtete. Zu allen diesen Vernunftgründen gesellte sich noch die Religion, gegen welche die Gräfin Alopeus, seitdem sie in Deutschland verweilte, ein weit größeres Vorurtheil gefaßt hatte, als dies in Italien der Fall war. Ueber diesen Gegenstand fanden die peinlichsten Erörterungen zwischen Alexandrinen und ihrer Mutter statt, und wurde dieser Punkt noch mehr als alle anderen von den Verwandten und Freunden, welche sie umgaben, als ein Hinderniß betrachtet. Unter diesen befand sich Madmoiselle Catiche von B . . ., welche in dieser Erzählung schon genannt wurde; so vortrefflich und ergeben sie Alexandrinen und ihrer Mutter auch war, so gehörte sie doch zu den Personen, die in dieser Welt nur das Positive achten, und bei welchen nur das Materielle Werth hat. Von diesem Standtpunkt aus betrachtet, schien unser Albert freilich des Glückes wenig würdig, welches er beanspruchte, und Catiche brachte Alexandrinen durch

die Behauptung außer sich, daß sie Albert eine sehr große Ehre erweisen würde, indem sie ihn heirathe. Eines Tages rief sie bei der Erinnerung an die Generale, Gesandten, und russischen und deutschen Fürsten, denen sie Alexandrinens Hand zugedacht hatte: „O Sacha[1])! Du, einst mein Ruhm und meine Glorie!" Dieser Ausruf brachte Alexandrinen zum Lachen, die uns alles geschrieben. Wir antworteten ihr, daß die gute Catiche ihr wohl verzeihen würde, wenn sie es vorzöge mit Albert ihr Glück statt ihren Ruhm zu machen! Eugenie schrieb ihr auch in jener Zeit:

„O Alexandrine, liebe meinen guten Vater und gestehe, daß es süß ist zum Freund und Vertrauten, selbst der romantischen Gefühle seiner Jugend, einen Vater zu haben, der sie versteht und beschützt. Mir ist als liebte ich ihn jetzt noch mehr als sonst. Sage auch Du mir, daß er gut ist, und daß Du ihn liebst, gib Dich tröstlichen und süßen Gedanken hin, und Du wirst sehen, die Zukunft wird schön werden."

Catiche war wenig bewandert in religiösen Streitsachen, doch hatte sie eine bewunderungswürdige Auffassung für die materiellen Nachtheile, denen sich Alexandrine durch einen Religionswechsel aussetzte; sie stellte ihr unaufhörlich die außerordentliche Unzufriedenheit des Kaisers vor, die sich auf alle mögliche Weise kund geben würde, und erstaunte sich darüber, wie Alexandrine so thöricht verliebt sein könne, zu dieser Beschwerde noch jene hinzufügen zu wollen, einen Franzosen zu hei-

1) Abkürzung von Alexandrine in Rußland.

rathen. Die Gründe machten, wie man es sich leicht vorstellen kann, sehr wenig Eindruck auf Alexandrine; aber ein stärkeres und mächtigeres Hinderniß als alle jene Argumente plaidirte bei ihr dieselbe Sache. Dieses Hinderniß war der Widerstand ihrer Mutter, und der Schrecken, den ihr der Gedanke einflößte, sie zu betrüben.

Von diesem ließ sie sich derart beeinflussen, daß sie ihm das Glück opferte, welches ihre Vereinigung mit Albert hier auf Erden vollständig gemacht hätte, und daß sie nur ein einziges Mal die Süßigkeit genoß mit ihm zusammen zum Tisch des Herrn zu gehen.

Vielleicht der geheime Wille Gottes, daß es so kommen sollte; vielleicht hätte auch Alexandrine früher den Muth gehabt, ihre Mutter zu kränken und das Herz ihres Gatten zu erfreuen, ohne ihre Redlichkeits-Scrupel, die es ihr bei diesem großen Akte ihres Lebens mehr als je zur Pflicht machten, Alles zu untersuchen, Alles lang und reiflich zu erwägen, einer Hinneigung zum Katholicismus zu widerstehen, die ihr schon seit der Kindheit eigen war, aus Furcht es könne diese nur die Frucht ihrer Einbildung oder das Resultat ihrer zärtlichen Liebe für Albert sein, — Gründe, welche sie mit Fug und Recht als unzureichend erkannte, einen Religionswechsel zu rechtfertigen. Zu diesen vortrefflichen Gründen gesellte sich, ohne daß sie es wußte, glaub ich, der Wunsch, die Stunde hinauszuschieben, wo bei ihr die Ueberzeugung bis zu einem Punkte gediehen, wo ihre Seele nicht mehr widerstehen

konnte, und sie sich endlich entschließen mußte, ihre Mutter zu betrüben, wenn sie Gott nicht mißfallen wollte. Die Wahrheit ist, daß ihre Untersuchungen sich viel mehr in die Länge zogen, als man dieses von ihrer natürlichen Hinneigung zum Katholicismus, der Religion ihres Albert, hätte erwarten sollen. Für Diejenigen, welche später ihre große, reine Freude und den heiligen Eifer sahen, mit der sie ihre neue Religion umfaßte, war dieser Aufschub unverständlich.

Zu der Zeit dieser Erörterungen in Berlin war sie noch weit entfernt Katholikin zu sein; doch war es ihrer Mutter unmöglich, das Versprechen von ihr zu erlangen, niemals katholisch zu werden. Alle diese Erörterungen waren jedoch für sie die Quelle von tausend Leiden, und sie waren die Ursache, daß die Zahl ihrer guten Tage während dieser Reise eine sehr geringe war; ihr Tagebuch aus jener Zeit gibt Kunde von allen diesen Gemüthsbewegungen, die nur durch den Gedanken zur Ruhe gelangten, daß sie im Herbst (zu einer Zeit, wo wir uns alle nochmals dort vereinigen sollten) Italien wiedersehen werde. Es gefiel ihr in Blocket mehr als sonst an irgend einem anderen Ort auf dieser Reise. „Das war,“ sagte sie, „ein einsamer und schattiger Ort, umgeben von grünen Hügeln und Büschen, und von meinem Fenster aus sah ich, jenseits einer prächtigen Wiese, den Weg, welcher uns zu einem geliebten Ziel führen würde (in meinen Gedanken Neapel).“

An diesem Orte war es, wo sie die folgenden Zeilen schrieb:

„Mein Gott! mein Gott! mein Gott! Ich glaube ich kann nichts mehr sagen als das; meine Gedanken bekämpfen einander, und es gibt Momente, wo ich wirklich glaube an dem zu zweifeln, was ich am festesten glaube. Ich habe sehr gelitten, seitdem ich diese geliebten Freunde verlassen. Zuerst diese Abreise, dieser Abschied, dann gleich darauf diese unaussprechliche Herzensangst in Rom und Florenz; dann diese lange, lange Reise, während welcher mir niemals eine Nachricht von ihm wurde; dann, in Berlin alle diese Nadelstiche in das Herz, und dann der Gedanke, daß ich aller Wahrscheinlichkeit nach den Winter über ihn nicht sehen würde.

Dennoch fühle ich mit großer Freude, daß meine Liebe für ihn noch dieselbe ist, und ich kann sagen, o mein Gott! daß ich bereit bin Alles zu erdulden, wenn nur Albert glücklich wird; nur will ich nicht, daß er es auf Kosten Derer werde, die mir theuer sind. Wenn also, o mein Gott! du nicht beschlossen hast, daß wir alle zusammen mit einander glücklich werden, so schenke — ihm Vergessen, eine glückliche Unbeständigkeit, ein Glück ohne Klage und Gewissensbisse mit einer Anderen, nur laß sie seiner würdig sein, o mein Gott! — und mir — schenke ein wenig Muth (auf daß ich Andere nicht betrübe durch meine Traurigkeit), und eine völlige Ergebung in deinen heiligen Willen mein Gott! auf daß ich einst im Himmel die wiederfinde, welche ich geliebt auf Erden. Mein Schicksal ist sehr ungewiß; das Einzige, was ich von meinem Leben weiß ist, daß ich mich niemals mit Albert vermählen werde. Er, ich kann mir nicht denken, daß er mich je vergessen

könnte, oder auch nur eine Andere so lieb haben könnte als mich. Es kommt mir vor, als ob unsere Seelen dazu bestimmt wären, sich in dieser und in jener Welt zu lieben! O Gott! man erkauft gewiß das Glück, sich in der Ewigkeit zu lieben nicht zu theuer dadurch, daß man sein ganzes Leben lang auf Erden leidet.

Ich danke dir mein Gott, daß niemals der Gedanke an eine ewige Seligkeit in meinem Herzen erlöscht. Ich danke dir auch Gott der Güte, daß mich nie ganz die Hoffnung verläßt, noch den größesten Theil meines Lebens auf Erden mit Albert zu verleben. Ich danke dir, o mein Gott, weil ich will, daß diese Hoffnung von dir ausgehen möge! Du weißt, ich will kein Glück das nicht vom Himmel kommt, und wenn ich mich irren sollte, indem ich diesen Wunsch für aufrichtig halte, so mache ihn so, o mein Gott! Du kannst Alles. Mein Gott, im Namen des Erlösers, belohne meine Mutter für Alles, was sie für mich thut . . . .

Ich werde dieses Buch nur da wieder öffnen, wo wir den Winter verleben — ich wage nicht zu sagen in Neapel."

In Stuttgart, wo sie hierauf hinreisten, erneuerten sich die peinlichen Erörterungen in Betreff der Heirath Alexandrinens; sie wurden lebhafter als je, und es scheint, daß die Freunde, welchen sie dort begegneten, sich mehr als über alles Andere darüber aufgehalten haben, daß Albert keine Carriere gemacht habe, ein Umstand, welcher die Abwesenheit des Vermögens in ihren Augen noch fühlbarer machte. Man kann sich denken, wie sehr

Catiche ihrer Meinung war, und wie diese in der Länge und Breite besprochen wurde, wenn sie mit Alexandrine allein war. Diese ermüdet von den vielen Widersprüchen, ungeduldig und betrübt, ließ ihrer üblen Laune in folgenden Zeilen, die sie im Wagen geschrieben als sie Stuttgart verließen, den Zügel schießen:

„Ich werde zuweilen von einer gewissen Neugierde geplagt, zu wissen, ob man auch im Himmel Carriere machen muß. Ob die Generale und Minister auch dort angesehener sein werden als Diejenigen, von denen nicht gesprochen wird. Welchen Ruhm kann wohl ein Ehrenamt auf der Erde gewähren? Warum bemühen sie sich nicht lieber um ein solches im Himmel? Denken sie nie daran, daß solche sich nicht erkaufen oder auf unredliche Weise erwerben lassen? Carriere! Dies Wort ist mir unerträglich geworden! Zur Vertheidigung seines Landes beitragen, wenn es ihrer bedarf, das ist recht; aber um jenes Ziel zu erreichen lange Jahre in fast mechanischen Beschäftigungen schmachten, die nur dazu dienen, die Zeit hinzubringen, wie nennt man das?

Möge man einem jungen Mädchen sagen: Verheirathen Sie sich nicht eher, als bis Sie die Gewißheit haben (wenn man überhaupt diese Gewißheit auf Erden haben kann), daß Ihnen das Elend erspart bleibt, so ist das vernünftig gesprochen, und hat seine Quelle in einer vorsorgenden Herzensgüte; aber daß ein wenig mehr oder weniger Geld Achtung oder Verachtung erregt, das schreit um Rache zum Himmel.

Mein Fräulein, wenn Ihnen Jemand begegnet, der, wie Sie glauben, Ihr Herz gewinnen könnte, so

fragen sie nicht, ehe Sie sich zu sehr einnehmen lassen, ob er Religion und Grundsätze hat; wenn er nur nicht gestohlen und kein Verbrechen begangen hat, das genügt vollkommen. Machen Sie keine zu hohen oder lächerlichen Ansprüche, aber erkundigen Sie sich, ob er Ihnen und ihren Kindern während ihres ganzen Lebens nicht allein das Nothwendige, sondern auch mehr als das Ueberflüssige geben kann, um alle Annehmlichkeiten des Lebens zu genießen. Sobald Sie über diesen Punkt im Klaren sind, welcher der wesentlichste von Allen ist, so verheirathen Sie sich ohne Furcht, denn Sie werden glücklich werden. Wenn jedoch im Gegentheil Derjenige, welchen Sie gern heirathen möchten, nur eben so viel besitzt, als man zum Leben braucht, und Ihnen romaneske Köpfe sagen werden, daß die Frau, welche sich mit ihm vermählen würde, beneidenswerth sei, daß ihr die Solidität seines Charakters ein beständiges Glück an seiner Seite verspreche, daß seine religiösen Grundsätze unerschütterlich seien, daß seine einfachen Bedürfnisse und bescheidenen Ansprüche ihn niemals zu unsinnigen Ausgaben verleiten würden, ꝛc. ꝛc., so hören sie ja nicht auf so exaltirte, unvernünftige, jegliche Weltkenntniß ausschließende Worte [1])!“

Alexandrine fügt hinzu:

„Bald nachdem ich diese Galle entleert, fühlte ich mich ganz glücklich — jede Mißhelligkeit zwischen mir und meiner Mutter war verschwunden — ich gab mich

1) Alexandrine schrieb an jener Stelle an den Rand: „Es ist dies nur ein weiter ausgeführter Gedanke von La Bruyère, den ich stets sehr liebte.“

mit befreitem Gemüth dem Genuß der schönen Reise und dem köstlichen Gedanken hin, welcher mich seit Frankfurt nicht mehr verlassen, daß wir uns Albert immer mehr näherten."

Albert an den Grafen von Montalembert.

„Castelamare, den 5. September 1833.

Lieber, guter Freund, ich danke Dir für Deine zarte Sorgfalt in Bezug auf meine Gesundheit. Ich begehe nicht die geringste Unvorsichtigkeit, und befinde mich vortrefflich. In diesem Augenblicke kommt es freilich wenig darauf an, denn, obgleich mich die Hoffnung noch immer nicht verlassen, hat sich doch der Horizont in erschreckender Weise verfinstert. Ich weiß nicht was es zu bedeuten hat, doch gegen meinen Willen hat sich mein gutes Vertrauen vermindert. Möge nur allein Gottes Wille geschehen, und sie glücklich werden. Was mich betrifft, so sehe ich selbst in den Ruinen meiner Hoffnungen noch große Genüsse; ein solches Glück, wie es mir in der Vergangenheit zu Theil wurde, genügt für das ganze Leben, wenn es nicht etwa durch den Gedanken an die Leiden Derjenigen getrübt wird, für die man willig sein Leben opfern würde."

Er erzählt nun die Schwierigkeiten, welche sich erhoben, und fährt also fort:

„Al. hat sich über jene Schwierigkeiten gegen meine Schwester ausgesprochen, und da ihr Brief meinem Vater zu Händen kam, so habe auch ich ihn gelesen. Lieber Freund, wenn auch Du ihn gelesen hättest, würdest Du verstehen, wie so viel Liebe ein

Herz zu brechen vermag, das aufgehört zu hoffen. Hier ist ein kleiner Auszug aus jenem Brief, den ich verwahre und Dir zeigen werde, sobald wir uns wiedersehen:

„„Mir ist als ob Gott selber mir sagte, daß ich hoffen solle. Mir ist als ob ich die Gewißheit empfände, daß Gott unsere Liebe billigt, und über kurz oder lang unsere Verbindung segnen werde. Wie aber dann, wenn dies erst im Himmel der Fall wäre!““

„Wirst Du mir's glauben? Diese Zeilen ließen mich ruhig. Ich liebe sie zu sehr um momentan über ihre Worte in Extase zu gerathen. Meine Liebe hat sich zu einem höheren Standpunkt emporgeschwungen. Diese Zeilen wirkten nur wie ein heilender Balsam in einem Augenblick, wo meine Seele dessen am Meisten bedurfte. Ich danke Gott dafür von Grund meines Herzens; gewiß, das ist schon ein großes Glück, und ich weiß, daß ich die Erfüllung dessen nicht verdiene, was schon einen so wunderbaren Anfang genommen hat. Manchmal jedoch komme ich mir beklagenswürdig vor, denn es liegt in der Natur beständig zu wünschen; aber mein Lieber, wenn ich an Dich denke, der so viel würdiger des Glückes ist als ich, schweige ich verlegen still. O meine Freunde, wie gerne möchte ich Euch glücklich wissen! Möchte ich der einzig Geopferte sein! Ich habe ja so reiche Erinnerungen! Lieber Freund, ich glaube was ich hier ausspreche, ist keine bloße Phrase; wenn mir aber ein kleiner Theil von dem Glück das ich Euch wünsche zufiele, würde ich ihn mit großer Freude und Dankbarkeit annehmen.

„Adieu, ich liebe Dich so wie man nur lieben kann.

Ich erwarte meine Familie in zwölf oder vierzehn Tagen, und Alexandrine in drei Wochen. Welche Aussicht auf Genüsse! Vielleicht werde ich nach Rom gehen woselbst Olga, meine kleine Schwester, zum ersten Male die heilige Communion empfängt."

Alexandrine an Pauline und Eugenie.

„Mailand, den 10. September 1833.

Meine geliebten Freundinnen! Gott sei gelobt, ich bin in Italien! Ich habe jene schrecklichen Alpen passirt, die mich von Euch getrennt haben! Ich fühle wie nah ich Euch bin, und liebe Italien mehr als jemals!

Wir sind vorgestern Abend hier angekommen. Ich erkundigte mich, ob Ihr vielleicht in demselben Hotel logirt hättet; man bejahte meine Frage und sagte mir, daß Ihr seit drei Tagen von hier abgereist wäret. Pauline, ich hoffe Du wirst nicht finden, daß ich zu große Ansprüche an das Schicksal mache, indem ich mich freue zu hören, daß Ihr seit drei Tagen abgereist seid. Ich könnte vier Seiten nur mit der Beschreibung dessen füllen, was ich empfunden habe, als ich erfuhr, daß Ihr vor so kurzer Zeit hier gewesen und in demselben Hotel logirtet, das uns in diesem Augenblick beherbergt, und ich werde mich bemühen, Euch klar zu machen, wie viel freudige Hoffnung für mich in der bestätigenden Antwort auf die Frage lag: „Hat die Gräfin von la Ferronnais con due figlie in diesem Hotel logirt?" Die Antwort auf diese Frage war:

„Ja, und der Vicomte mit seiner jungen Frau logirte vis à vis, weil hier kein Platz mehr war."

„Mittwoch den 11. September.

Die Marionetten von Fiano, welche wir besuchten, haben mich gestern am Weiterschreiben verhindert, und heute bestieg ich mit Catiche den Thurm der Cathedrale, so hoch wie man nur kommen kann. Ich komme wieder zu Euch um Euch zu sagen, was für ein Glück für mich in der „Intelligence“ [1]) lag, daß Ihr hier gewesen seid. Zuerst habe ich dadurch erfahren, daß Ihr glücklich den Simplon bestiegen, dann, daß Ihr ganz gewiß in Italien seid und wir uns bald in demselben Lande wiedersehen werden; nun werdet Ihr wohl begreifen, daß mir dies einen Vorgeschmack Eurer geliebten Gegenwart gegeben hat, mir, die seit so langer Zeit die Trennung von Euch ertragen (ein Jahr!). Welch unaussprechliche Süßigkeit lag daher für mich in der Nachricht, daß Ihr soeben erst den Ort verlassen, an welchem ich angekommen war. Ich hatte dabei dieselbe Empfindung der Freude als ob ich Euren geliebten Schatten von Weitem auf dem Wege vor mir sähe. Findet Ihr mich komisch? Oder bewundert Ihr mich, den Schmerz überwunden zu haben, Euch so nahe gewesen zu sein, und doch nicht gesehen zu haben?

Pauline! Eugenie! Ich fange an, eine solche Seligkeit, etwas so sunny [2]) in meinem Herzen bei der Idee zu empfinden, Euch wiederzusehen, daß, so sehr ich mich auch bemühe diese stürmischen Gefühle ein wenig zu unterdrücken, indem ich mir sage, daß mein Ziel ja doch noch nicht erreicht ist, und daß noch mehrere Wochen

1) Intelligenz, in England: Nachricht.

2) Sunny: strahlend, buchstäblich: sonnenglänzend.

bis dahin verfließen werden, ich es doch nicht ganz vermag. Wie gut ist doch der liebe Gott gegen mich! Und dennoch darf ich nicht hoffen, vor dem ersten November in Neapel zu sein. — Aber es ist demungeachtet noch ein Glück, dann wenigstens sicher dort zu sein! Also Geduld! Kleinigkeiten und wichtige Dinge werden wir uns alsdann mittheilen, und meine Pauline wird mich, wie ehemals verdammen, oder absolviren.

Ich bin sehr neugierig Emma zu sehen. Liebe Freundinnen, ungeachtet des Glückes, das ich in diesem Augenblick genieße, herrscht doch viel Unruhe in meinem Kopf und Herzen. Werden meine Ideen jemals settled[1]) sein? Ich hoffe es. Gebt Albert Nachrichten von mir. O wie ich Euch alle liebe!"

Wir befanden uns in der That einige Tage vorher mit meinem Bruder Carl und dessen Gemahlin in Mailand, welche uns dieses Mal nach Neapel begleiteten. Ich erinnere mich nicht mehr, weßhalb wir unser Reiseproject veränderten, ich weiß nur, daß wir nach Genua gingen und den Simplon bestiegen, anstatt Lyon und den Mont-Cenis zu berühren, was schuld daran war, daß uns alle an uns gerichteten Briefe verfehlten, daß wir nach Florenz kamen, ohne zu ahnen, was sich während dieser Zeit ereignet hatte, und stets in dem Glauben lebend, unsern Vater in Rom anzutreffen. Es war die Prinzessin von Beauffremont, welche uns in dem Augenblick wo wir in dem Hotel de l'Europe in Florenz abstiegen,

1) Gesetzt.

benachrichtigte, daß die Herzogin von Berry sich in diesem Augenblick hier aufhalte, daß sie vor vierzehn Tagen meinen Vater hatte zu sich kommen lassen, ihn vor zehn Tagen mit einer geheimen Mission nach Prag geschickt habe, und dessen Zurückkunft sie in Florenz erwarte. Meine Mutter entschloß sich, gleichfalls seine Ankunft in Florenz zu erwarten, als sie diese unverhoffte Nachricht erhielt.

Wir sahen damals die Herzogin von Berry, welche um diese Zeit Blaye verlassen hatte, öfters, und in ihrer Gesellschaft traf ich zum ersten Mal Fräulein von Feauveau, deren seltsames Kostüm, Beredtsamkeit und leidenschaftliche Liebe für das italienische Mittelalter, deren große Talente uns sehr überraschten und uns die Zeit des Wartens höchst angenehm verkürzten.

Ich schrieb einen Brief an Alexandrine, den ich in Florenz für sie zurückließ, da ich wußte, daß sie, wie in Mailand wenige Tage nach unserer Abreise dort eintreffen werde. Ich ließ auch ein Armband zurück, an welchem ein Medaillon befestigt war, das eine Haarlocke von mir enthielt nebst der Weisung „dasjenige, was ihr gut dünken werde hinzuzufügen.“ Sie fügte in der That später in Neapel eine Locke Alberts hinzu, und sie gefiel sich, dieselbe mit der meinigen derartig vermischt zu tragen, daß man beide nicht von einander unterscheiden konnte.

In demselben Brief schrieb ich ihr:

„Gehe aus Liebe zu mir während der Zeit Deines hiesigen Aufenthaltes in die Kirche Santa-Maria No-

vella. Es ist dies erstens eine seltene, und für alle Menschen sehr interessante Kirche. Du aber sollst mit den Anderen dahin gehen, aber nicht wie die Anderen, denke an Albert und an mich, und bete: es ist seine Lieblingskirche [1])."

Mein Vater kam endlich an. Es ist hier nicht der Ort, von der Mission zu sprechen, deren Träger er gewesen. Alles was ich davon sagen will ist, daß er sie glücklich ausgeführt, und daß er beim Abschied von der Herzogin mit den lebhaftesten Zeichen ihrer Befriedigung und Dankbarkeit geehrt wurde.

Am 20. September kamen wir in Rom an, und am 21. schrieb Eugenie folgenden Brief an Alexandrine:

„Weißt Du, wo wir heute Morgen um halb sieben Uhr mit der Mutter waren? Auf der Scala Sancta, die wir auf unsern Knieen erstiegen für Dich! Wir haben sehr innig gebetet. O möge Gott uns erhören, geliebte Freundin! Es machte uns Freude, es den Pilgern gleich zu thuen, ich hoffe auch dabei so demüthig gewesen zu sein wie sie."

Alexandrine fügte, nachdem sie diese Stelle abgeschrieben, folgenden Satz hinzu:

„Mein Gott! welche Schwestern haben mich erwartet, und welche Gebete sind in Rom für mich zum Himmel gestiegen! die inbrünstigsten, welche jemals für

1) Es war in jener Kirche, wo Albert im Jahr 1832 so innig gebetet, und Entschlüsse faßte, die er seitdem so treu gehalten hat.

mich an Gott gerichtet wurden, die reinsten und uneigennützigsten meines guten Albert (denn er betete ohne Hoffnung auf eigenes Glück, und opferte Alles, was er opfern konnte dafür, daß ich katholisch werden möge), dann die Gebete seiner Mutter und Schwestern, der kleinen Olga, die zum ersten Mal zum Tische des Herrn ging ... O danke, danke Dir mein Gott! Du hast sie erhört! Du gabst mich Albert, und Albert gab mich Dir!"

Olga communicirte am 23. September, und da ich in meinem Tagebuch eine detaillirte Beschreibung von diesem schönen Tag finde, will ich sie hier wiedergeben:

Rom, den 23. September 1833, der Tag, an welchem Olga zum ersten Mal zum Tische des Herrn ging.

Samstag Abend waren wir allein in der Kirche Trinité-du-Mont; Olga war vor uns dorthin gegangen, um das heilige Bußsacrament zu empfangen. Sie trug einen schwarzen Schleier auf dem Kopf. Als sie aus dem Beichtstuhl trat, wurde ihr ein weißer umgehangen; sie ging an uns vorüber, verneigte sich tief vor dem hochwürdigsten Gute und kniete sich in weiter Entfernung von uns nieder. Olga war vom Himmel sehr begünstigt, da ihr das Glück zu Theil wurde, in Rom die erste heilige Communion zu empfangen. Doch niemals schenkte der Himmel seine Gnade einer Seele, die deren würdiger gewesen wäre. Die Religion hat ihren Verstand und ihre Phantasie entwickelt und sich des einen, wie der andern bemächtigt. Sie versteht besser als alles Andere die himmlischen Dinge; im Uebrigen ist sie kindlicher geblieben als An-

dere in diesem Alter sind: ich glaube, daß dies Gott wohlgefällig ist.

Wir wohnten dem Segen bei, dann kam eine Nonne zu uns, um uns zu unserer kleinen Schwester zu führen. Wir nahmen unsern Rückweg durch jenes schöne Kloster, das ganz erleuchtet war. Olga war glücklich und ruhig wie ein Engel. Wir waren endlich wieder zu Hause angelangt. Und nun legten wir den weißen Anzug Olga's in einen Korb; es war ein Mousselinkleid, ein Schleier und eine Krone von weißen Rosen. O wie lieblich war dies Alles! es war die Vorbereitung zu einem vollkommen schönen Tag! Die Engel, zu welchen unsere Olga so oft betet, und die sie so sehr liebt, konnten es sehen wie sie sich mit Wohlgefallen schmückte, denn es geschah ja für den Herrn, und der Gedanke an ihn allein strahlte in ihrem Angesicht, als sie am nächsten Morgen so geschmückt erschien. Sie sah nur so schön aus, weil sie so gut war.

Sie sollte vor der Messe gefirmt werden mit Albertine zusammen [1]), und da ich ihre Pathe war, lag ich die ganze Zeit über neben ihr auf den Knieen, was mich sehr beglückte. Es war der Cardinal Lambruschini, welcher die Messe las. Ich glaube nicht, daß irgend Jemand auf der Welt das Schauspiel dieses Morgens ohne Rührung sah, und was mich betrifft, so bitte ich Dich, o mein Gott! laß mich treu bleiben den Ent-

---

1) Diese wurde auch gefirmt, doch ging sie an diesem Tage nicht zum ersten Mal zum Tische des Herrn.



schlüssen, welche ich am Fuße des Altares faßte, laß mich stets dieser herrlichen Anrede, und des rührenden Augenblicks gedenken, wo Olga sich zum ersten Mal dem Tische des Herrn nahete, und wir ihr folgten. Die vollkommene Einigkeit, welche zwischen uns herrschte, der mit so viel Ruhe und Stille sich vollziehende Gnadenakt, und endlich der Augenblick, in welchem Olga aus der Kirche gehend, sich in unsere Arme warf, so voll von Glück und himmlischer Heiterkeit, während wir ihr himmlisches Entzücken theilten, und so heiter und friedlich waren wie sie selber, o so Etwas vergißt sich nie!

Um drei Uhr gingen wir wieder in die Kirche, wo Olga ihre Taufgelübde, die Hand auf dem Evangelium, in der Kapelle der heiligen Jungfrau erneuerte, wobei sie den Akt der Weihe mit lauter, vernehmlicher Stimme, doch fromm und ruhig aussprach.

Um halb sechs Uhr fand die Schlußfeier statt, die herrlich und feierlich und von jenen wundervollen Gesängen und allen jenen Ceremonien begleitet war, welche geeignet sind, uns schwache Menschen über uns selbst hinaus zu erheben. O welch ein Glück gleicht dem in einer Kirche die höchste Stufe der Begeisterung zu erklimmen, welche der Mensch hier auf Erden zu erreichen fähig ist! Man kann die ganze Welt herausfordern, wenn man katholisch ist, denn es gibt nichts, was dem Gefühl zu vergleichen ist, welches uns diese Religion gewährt.

O wie habe ich Gott gedankt, daß er mich in dem Schoß seiner heiligen Kirche geboren werden ließ.

Das war das Ende jenes schönen Tages. Am nächsten Morgen um halb sieben Uhr wohnten wir einer Messe des Gnaden-Aktes bei; dann, um zwei Uhr, ging ich allein in die Kirche zurück, und zu den Füßen des Altars der heiligen Jungfrau betete ich so inbrünstig, wie es mir während der drei vorhergehenden Tage nicht möglich war zu beten, denn ich war nun ruhiger geworden . . .

Nachdem ich mein Gebet beendigt hatte, ging ich in den Garten, wo ich der sanften Mutter Olympia begegnete, mit welcher ich ein langes, erbauliches Gespräch hatte; wir bestiegen dabei die oberen Garten-Anlagen von wo aus man eine wunderschöne Aussicht genießt; die Sonne ging hinter der Kuppel von Sanct Peter unter; der Himmel war glühend, hell, und wolkenlos; alles war so schön, und wir sprachen von Dingen, bei welchen man so gern den Himmel anschaut!

O ich hatte gute und schöne Empfindungen in dieser Stunde. An demselben Abend kamen wir alle wieder, um unsere Schwestern abzuholen, die, obgleich sie gern mit uns gingen, dennoch einen sehr langen, traurigen und zärtlichen Abschied von ihrem lieben Kloster nahmen, in welchem sie drei Monate verlebt, welche besonders in dem Herzen Olga's eine unauslöschliche Erinnerung zurückließen. Das reinste und strahlendste Mondlicht beleuchtete das Kloster. Ich benutzte es, um noch einen letzten Gang in die Kirche zu machen. Es war vollständig finster darin. Ich habe ein letztes Gebet darin zu Gott gesendet, und nahm dann von einigen im Kloster sich befindenden und mir besonders theueren

Personen Abschied. Endlich verließen wir diesen Ort, und als die Klosterpforte sich hinter uns geschlossen, hatte ich ein Gefühl, als wären wir plötzlich in eine bewegte, schreckliche Welt geschleudert worden, und als wären Frieden, Freude und alles Schöne und Süße hier auf Erden hinter jenen Mauern zurückgeblieben.

Ich glaube, daß nichts auf dieser Erde der Gnade gleichkommt, welche Gott denen verleiht, die von einem wahren Beruf geleitet, in das Kloster gehen. Sie haben das Glück auf Erden gewonnen, indem sie das himmlische suchen.

Mit diesen Worten schließt mein Tagebuch vom Jahr 1833, denn obgleich ich selber nicht den geringsten Beruf in mir fühlte, Nonne zu werden, so habe ich doch diejenigen Wesen stets für die glücklichsten gehalten, welchen Gott den beseligenden Willen eingeflößt, für ihn allein zu leben, und die er mit der glücklichen Gabe veranlagt hat, nur ihn allein zu lieben!

Wenige Tage nach Olga's erster Communion kehrten wir nach Neapel zurück, woselbst wir das Glück hatten, Albert zu finden und zwar so wohl und blühend, daß wir seine Gesundheit als für immer befestigt ansahen. Wir bewohnten wieder dasselbe Haus wie im vorigen Jahr, nur logirten diesmal Carl und Emma, mit Alfred, ihrem Neugeborenen, im ersten Stock, den ehemals die Gräfin Alopeus bewohnte; jene hatte, da sie vermählt wiederkehrte, ein größeres Haus nöthig, und deßhalb ein anderes, sich neben dem unsrigen befindlichen gemiethet. Alles schien also auch dies Mal unsere Lieblingswünsche

zu begünstigen, denn wir befanden uns auch in diesem Winter Alexandrinen so nahe, als ob wir unter einem Dach zusammen wohnten. Wir hofften ihr, wie in Mailand und Florenz, auch in Neapel nur um einige Tage vorangeeilt zu sein; allein es kam dies Mal anders, als wir es gedacht hatten, und mußten wir unser Glück durch vorangegangene Befürchtungen und Trauer erkaufen, wie es sich aus dem Folgenden ergeben wird.

Alexandrine an Pauline und Eugenie.

„Florenz, Donnerstag den 10. October 1833.

Liebe Freundinnen, die berühmten Papiere sind angekommen, und die Hochzeit meiner Mutter wird Sonntag über acht Tage, am 20. October, gefeiert werden. Bittet für sie. Ich bin ganz toll und so eilig, daß ich Euch unglücklicherweise nichts weiter sagen kann. Versteht mich, wenn Ihr könnt. Gott sei gelobt! Die Mutter und der Fürst sind sehr froh. Möge Gott diese Ehe zu einer glücklichen gestalten!

Ungeachtet des Ernstes der Umstände für Andere, kann ich mich nicht zu gänzlichem Stillschweigen verurtheilen. Der Brief meiner Mutter an Euren Vater vermehrt meine Herzensangst [1]). Werdet Ihr betrübt,

---

1) Durch diesen Brief erfuhr mein Vater, daß die Gräfin Alopeus sich ohne Erfolg bemüht hatte, einige Einrichtungen zu treffen, deren Zweck war die Vermählung Alexandrinens dadurch zu erleichtern. Herr von Montalembert, der damals Deutschland bereiste, sah zufällig diesen Brief auf dem Postbüreau zu Frankfurt zwischen anderen Briefen ausgestellt, die

betreten über seinen Inhalt sein? Werdet Ihr zurückzutreten wünschen? Berechnet ob ihr mir bis zum 20. noch antworten könnt. Vor diesem Datum werden wir bestimmt nicht Florenz verlassen. Habt Mitleid mit meiner Unruhe; sagt mir Alles; o wüßtet Ihr, welches Gewicht mein Herz beschwert! Hier findet man mich seit den verflossenen fünf Monden sehr verändert, sehr mager und bleich geworden. Ob Ihr mich wohl häßlich finden werdet? ich wäre untröstlich!

Noch vor einigen Tagen hegte ich die allerschwärzesten Gedanken; ein Mittel des Doctor Sauvan hat mir sehr wohl gethan. Wenn ich mit Euch sprechen könnte, würdet Ihr sehen, daß meine Klagen nicht übertrieben sind. Mein Gott! mein Gott! Hab ich denn unrecht? Bin ich strafbar? Nur Gottes Hand allein wäre im Stande, mein Herz für Euch zu ändern. Adieu, meine Freundinnen! Werden wir uns wiedersehen? O man kann wirkliche Schwestern nicht lieber haben, wie ich Euch habe. Zeigt diesen Brief nicht Albert, er ist zu traurig, zu bewegt. Beunruhigt Euch nicht, doch liebt mich immer. Auf Wiedersehen mit Gottes Hilfe."

Alexandrine fährt in ihrem Tagebuch fort:

Am Abende dieses Tages befand ich mich mit Catiche an einem Fenster des Salons gegenüber der Kirche

---

nicht expedirt werden konnten, weil sie nicht frankirt waren. Die Adresse fiel ihm auf, und da ein geheimer Instinkt ihm sagte, daß er etwas Interessantes für Albert enthalte, nahm er es auf sich, den Brief zu frankiren und an seine Adresse gelangen zu lassen.

San-Gaëtano, die mir während unseres ersten Aufenthaltes in Florenz einen sehr traurigen Eindruck gemacht hatte. Catiche sagte plötzlich zu mir, sie möchte gerne einen Augenblick in diese Kirche gehen. Ich aber hatte noch mehr Lust dazu als sie selber, und so gingen wir in's Geheim hinein. Catiche wollte, wenn ich mich recht entsinne, für die Vermählung meiner Mutter beten, deren letzte Hindernisse durch das Eintreffen der Papiere von Rom gehoben wurde; ich fügte derselben Absicht noch eine zweite hinzu. Es war in der Dämmerung, die Kirche war ganz dunkel. Als sich unsere Augen ein wenig an die Dunkelheit gewöhnt hatten, sahen wir einen Sarg. Das stimmte mich traurig. Da ich in die Kirche gegangen war, um für die Vermählung meiner Mutter und die meinige zu beten, frug ich mich, für welche von Beiden dies eine schlimme Vorbedeutung sei. Es war mir demungeachtet lieb, daß ich einige Augenblicke niederknieen (denn vor Catiche genirte ich mich nicht) und beten konnte, und ich bemerkte mit Freude, daß auch sie an meiner Seite kniete.

Albert an den Grafen von Montalembert.

„Neapel, 10. October 1833.

Mein lieber Freund, hier ist ein Brief für Rio, der bei Dir sein muß; im entgegengesetzten Fall schicke ihn an seine Adresse. Ich werde nicht unser gegenseitiges Unrecht detailliren; ich erwarte vielmehr unsere erste Wiedervereinigung für diese Erklärungen, wenn diese überhaupt noch nöthig sind; in Briefen hält es schwer, sich zu verständigen. Ein falsch angewendeter

Ausdruck genügt, um dem Gedanken eine andere Wendung zu geben. Denken wir in diesem Augenblick nur an unsere Freundschaft, die nichts verändern soll. Wir befinden uns in einer Zeit, wo Jeder sich unter seine Fahne stellt; vergessen wir nicht, daß wir alle drei zu derselben gehören. Wenn das Verständniß und die Einigkeit Denen mangelt, welche sich am Fuß des Kreuzes versammeln, was sollen dann wohl Jene beginnen, denen dieses Band der Liebe fehlt?

„16 October.

Lieber Freund, ich hatte vor acht Tagen diesen Brief begonnen. Beschuldige mich nicht der Trägheit, denn während dieser Zeit fühlte ich mehr als je das Bedürfniß an Dich zu schreiben. Warum bist Du nicht hier! Ich nahe mich dem Zeitpunkt, der meiner Ungewißheit ein Ende macht. Jetzt möchte ich diesen Augenblick hinausschieben; denn, mein Freund, zwei Jahre ungetrübten Glückes werden vielleicht mit einem ganzen Leben voll Leiden gekrönt! Mein Vater erhielt vor drei Tagen einen Brief von der Gräfin Alopeus [1])

(er erzählt ihm den Inhalt desselben.)

.... Ich weiß nicht was ich empfinde; mein Vertrauen in unser Glück war so fest, so groß, daß ich den Schlag, der mich getroffen, noch gar nicht begreifen kann, und die Hoffnung ist so fest gewurzelt in meinem Herzen, daß weder Furcht noch Verzweiflung einzudringen

---

1) Der durch Herrn von Montalembert in Frankfurt frankirte Brief.

vermögen. Ich fühle nichts, als eine ermüdende Verwirrung, die Ideen häufen sich in meinem Hirn ohne eine Spur zu hinterlassen. Sie lebt in Rußland! Du, der Du sie kennst, magst urtheilen, ob sie es erträgt. In acht Tagen werde ich sie wiedergesehen haben, und dann können wir den Abgrund ermessen, der unsere Schritte hemmt und der uns bald für immer trennen wird. Noch habe ich nicht daran denken können mich zu entfernen. Ich ersticke diesen Gedanken. Und doch werde ich mich entschließen müssen zu reisen. In diesem Fall werde ich zu Dir kommen, Freund. Mache mich vertraut mit allen Deinen Plänen und ändere keinen meinetwegen. Ein kaltes Klima hat für mich nichts Abschreckendes. Ich werde dort vielleicht weniger leiden. Das Studium wird mir Zerstreuungen verschaffen, welche mir nothwendig sind. Unser Leben wird so ruhig wie möglich verfließen. Nach einem solchen Schicksalsschlag kann ich keine bessere Stütze finden als Dich. Meine arme Freundin wird denselben Trost bei meinen Schwestern finden. O, und doch ist es unmöglich, daß ein so schöner Tag so enden kann! Ich gestehe Dir es ganz heimlich, daß ich nicht glaube, daß uns Gott ein solches Ende bestimmt hat; er will uns nur prüfen.

Ich bin sehr ermüdet, weiß nicht was ich denken, und wozu ich mich entschließen soll. Ich würde mit Freude diese Verbannung ertragen, wenn ich ein Ende sähe, oder wenn ich sie zum Wenigsten von Freundes Herzen umgeben wüßte. Aber allein! In Rußland! O mein Gott! beschütze sie!

O mein Lieber, der Kopf will mir zerspringen; dieser Brief ist absurd, ich fühle es; doch es ist einerlei; was kann in der Zeit, welche er braucht, um Dich zu erreichen, nicht alles geschehen? Ich wünsche so sehr, daß diese Ungewißheit ein Ende nähme! Jeder kommende Tag erschreckt mich. Adieu, mein guter, lieber Freund. Das wenigstens wird eine Freude sein, daß wir uns wiedersehen!"

Während Albert diesen Brief an seinen Freund schrieb, notirte Alexandrine folgende traurig Zeilen in ihr Tagebuch:

„Florenz, 7. October 1833.

... Meine Seele bricht unter einer Centnerlast. Ich kann nicht voraussehen, wie alles sich entwirren, sich ein wenig aufklären wird, und wie die stechenden Zungen jemals zum Schweigen gebracht werden! Ich befinde mich in einem beunruhigenden Labyrinth. Wohl besitze ich Stärke genug, um der Meinung der Welt zu trotzen und ihr entgegen zu arbeiten. Doch habe ich nicht den Muth Alles ertragen zu können, was ich sie sagen höre. Meine Seele, mein Blut wird dadurch vergiftet. Ich habe soeben die Frage an mich gerichtet, ob es nicht besser sei zu sterben; denn wie kann ich, aus tausend Wunden blutend, die mir ihre Schwerter schlagen, die Kraft behalten Albert glücklich zu machen?"

Ich selber schrieb um diese Zeit von Neapel aus einen Brief an Alexandrine, dem ich folgenden Auszug entlehne:

„Neapel, 7. October 1833.

... Albert und ich verbringen unser Leben mit einander; nie haben wir so vertraut mit einander gesprochen, nie uns so geliebt. Gott hat viel für mich gethan, als er mir ihn zum Bruder gab. Wir sprechen von seiner Religion, seiner göttlichen Liebe. Er sagte mir, daß, wenn er die Ereignisse seines Lebens überdenkt, er gezwungen ist, zu gestehen, daß Gott eine so seltene Güte gegen ihn bewiesen, daß er in seinem ganzen Leben nicht im Stande sein werde, ihm dafür zu danken. Zuerst seine Abreise von Neapel vor zwei Jahren, seine Zurückgezogenheit in Toscana mit Herrn Rio, seine Reue, seine Gewissensbisse, seine Entschlüsse. Dann endlich die Zeit seiner Reinigung, seines Fortschrittes, welche seiner Ankunft in Rom voranging, woselbst ihn Gottes Belohnung erwartete, dann jene außerordentlichen Gemüthsbewegungen und hierauf dieses Glück, der Vomero, der letzte Winter! und nun diese Ruhe, dieser Frieden, der es ihm nun möglich macht, Alles zu ertragen! Er fürchtet nicht mehr, daß Du jemals einem Anderen gehören könntest; im Uebrigen empfiehlt er sich und Dich der Liebe Gottes. Er hat in jeder Beziehung Fortschritte gemacht, und mit diesem Charakter, dieser Tugend wird er auch Denen gefallen, die ihm am wenigsten gleichen, weil er so einfach, so natürlich und so gut ist, daß ihn Jeder lieben und verehren muß. Albert hat weniger Talent, er hat eine geringere wissenschaftliche Bildung als sein Freund, Carl von Montalembert, doch er hat eben so viel Verstand wie er, einen eben solchen Enthusiasmus

für das Schöne, und mehr Sanftmuth in seinen Meinungen, Ausdrücken und Manieren. Mit einem Wort, er ist so, daß es strafbar wäre, wenn die elendesten Worte, die weder Dich noch ihn berühren können, Dich kränken würden. Im Uebrigen entwickelt sich sein Geist täglich mehr, und ich glaube ganz sicher, daß Du nach Verlauf von einigen Jahren stolz über das sein wirst, was die Gleichgültigen von ihm sagen, während Du schon jetzt stolz auf das sein kannst, was seine Freunde von ihm denken. Du lebst in großer Unruhe, liebe Alexandrine, im Grunde aber könntest Du ganz ruhig sein. Vorausgesetzt natürlich, daß wir uns wiedersehen und mit einander reden können! Zuletzt dürfen wir auf Gott vertrauen, der Alles in unserm Leben, das Große wie das Kleine zu unserem Besten gestaltet!"

Dieser Brief, der vielleicht Einiges Tröstliche für Alexandrine enthielt, traf sie außer Stand ihn zu lesen; sei es die Aufregung, in welcher sie sich in der letzten Zeit befunden, oder vielleicht das Gegentheil, genug, sie erkrankte in bedenklicher Weise. Die Vermählung ihrer Mutter sowohl wie ihre Abreise von Neapel erlitt dadurch einen Aufschub. Groß und allgemein war die Besorgniß, welche ihr Zustand einflößte. Einen Tag vor ihrer Krankheit schrieb Alexandrine in ihr Tagebuch, daß der Fürst Lapoukhyn ein Diner gegeben habe, zu welchem auch der Graf Maltus Putbus geladen war, welcher Florenz auf der Durchreise berührte, und welcher gleich darauf sich brüderlich von ihr verabschiedet habe, indem er ihr und ihrer Mutter alles nur erdenkliche Glück gewünscht. Sie sollte ihn nicht wiedersehen.

Alexandrine fährt fort.

„Am folgenden Tag hatte die Erregung meiner Seele ihren höchsten Grad erreicht. Ich sagte zu Catiche es komme mir oft vor als müsse ich wahnsinnig werden. In diesem Zustand antwortete ich der Lady S . . ., welche mir einen etwas verletzenden Brief über meine Vermählung geschrieben hatte, und ich antwortete in einer Weise, die mir den Kopf in Flammen setzte. Unmittelbar darauf ging ich zum Essen, und bemühte mich von meiner inneren Aufregung im Aeußeren nichts merken zu lassen, welcher Zwang viel zu meiner Krankheit beitragen mochte. Ich konnte erst am 27. den Bericht in meinem Tagebuch fortsetzen (am 15. October hatte ich zuletzt geschrieben). Ich hatte damals gesagt, daß ich an diesem Tag furchtbaren Seelenschmerz empfand, und mich auch körperlich sehr unwohl fühlte. Ein Zahnarzt hatte mir Opium gegeben, um dasselbe auf einen Zahn zu legen, ohne mir zu sagen, was es war. Ich hatte zuviel davon genommen, und ohne es zu wissen, seit einigen Tagen davon verschluckt. Dieser Zufall mit den übrigen Leiden verbunden, zog mir ein heftiges Fieber und ein furchtbares Kopfweh zu, wodurch ich sieben Tage an das Bett gefesselt war, was meine Mutter in große Sorge und Unruhe versetzte, welche Angst sich auch der ganzen Umgebung mittheilte; man plagte, man verwöhnte mich in jeder Weise. Von meinem Bette aus sah ich jene düstere Kirche San-Gaetano, welche ich schon beschrieben, und die mir stets einen melancholischen Eindruck machte. Was mich jedoch am meisten betrübte, war der Gedanke, daß meine

Krankheit den Augenblick unserer Abreise nach Neapel verzögerte."

Als Alexandrine von dieser Krankheit wiederhergestellt war, empfing sie folgenden Brief, welcher meine Antwort auf jenen war, in welchem sie von den vielen Schwierigkeiten sprach und dem entmuthigenden Brief, den ihre Mutter an meinen Vater gerichtet habe. Durch einen unerklärlichen Zufall erhielt sie diese Zeilen erst vierzehn Tage nach dem Zeitpunkt, in welchem sie dieselben empfangen sollte.

Pauline an Alexandrine [1])

„. . . Ich werde an dem Tage, an welchem Deine Mutter sich vermählen wird, für sie beten, und auch für Dich meine geliebte Alexandrine, die Gott nicht verlassen wird, welche Prüfungen er ihr auch schicken möge. Die Zuneigung, welche meine Eltern für Dich haben, gleicht so sehr derjenigen, die sie uns widmen, daß ihnen Dein Schicksal ganz dieselbe Unruhe verursacht, als gehörtest Du zu uns, und der Brief Deiner Mutter war mehr die Veranlassung als die Ursache von alledem, was über diesen Gegenstand gesprochen wurde. Wir verbrachten eine traurige Stunde mit der Besprechung dieser prosaischen, positiven und abscheulich unentbehrlichen Dinge. Mein Vater sagte: „Was die betrifft, so kann man den Luxus ganz aus ihrer Rechnung streichen, sie sind Beide in dieser Beziehung vernünftig!" Nun wohl, Alexandrine demungeachtet glaubt er

1) Alle Briefe, welche ich in diesem Band citire, sind Auszüge aus dem Manuscript Alexandrinens, in welches sie dieselben eingereiht hatte.

es würden Schwierigkeiten zu überwinden sein, von denen Ihr euch gar keine Vorstellung machen könntet, an welche jedoch Diejenigen denken müßten, durch deren Wille sie Euch aufgebürdet sind. Was Albert betrifft, so kennst Du seine Empfindungen, und weißt was er bei dem Gedanken an die Opfer leidet, welche Du bringen müßtest. Aber trotz allen diesen trostlosen Erörterungen haben meine Eltern und wir, ich jedoch ganz besonders, ein vollkommenes Vertrauen in die Zukunft. Auch denkt mein Vater nie, sogar bei Dingen, wo die Vernunft sich am meisten geltend macht, an etwas Anderes als abzuwarten. Das ist das Schlimmste, daß der Gedanke an Eure Trennung bei Niemand, und ganz gewiß selbst bei Deiner Mutter nicht mehr auftaucht! O sage mir, ob ich Dir sehr wehe gethan? ich schreibe zitternd, beinahe weinend. Dies Alles bringt eine vorübergehende Entmuthigung hervor, jedoch im Grund der Seele hege ich eine Hoffnung, die nichts zu zerstören vermag.

Gott wird uns helfen, meine geliebte Schwester, sei dessen versichert. Aber vertraue Dich ihm ohne Rückhalt an, bedenke, daß, so lange man des Anderen sicher, und der Kummer unabhängig von der gegenseitigen Neigung ist, man nicht, wenigstens nicht ganz unglücklich sein kann. Albert glaubt das auch. Bedenke auch wie viel Liebe, Poesie und Religion der liebe Gott schon Deinem Leben schenkte; es ist für immer dadurch erhellt, und wenn Ihr das Glück, Euch für die Zukunft ganz und für immer zu gehören noch durch einige schwere Proben erkaufen

müßt, so habet Muth, geliebte Freunde, jedoch vor Allem Glauben und Vertrauen. Im Uebrigen werden wir uns ja bald wiedersehen und dann von allen Diesem mit einander reden. Möchte doch dieser Monat erst vorüber sein! Halten wir uns tapfer, die Augen auf den Himmel gerichtet, und so wird Gott die Seinen nicht von uns abwenden. Unsere Kämpfe, unsere Gemüthsbewegungen, unsere Schmerzen, nichts von alledem ist verloren, und sei ganz sicher, daß wir eines Tages als Schwestern in derselben Kirche mit einander beten werden. Bis dahin wollen wir uns lieben und für einander beten."

Geschichte Alexandrinens.

(Fortsetzung.)

Ich habe zuweilen gedacht, daß Gott es nicht gewollt, daß dieser Brief Paulinens (der durch einen merkwürdigen Zufall so lange auf der Post liegen geblieben war) während meiner Krankheit in meine Hände kam, die er jedenfalls verschlimmert hätte. Ich konnte mich nicht enthalten, ihn meiner Mutter zu zeigen, die sehr begierig war zu wissen, welchen Eindruck er auf mich gemacht habe; allein ich zitterte, welchen Eindruck jene süßen Worte auf sie selber machen möchten: „Wir werden in derselben Kirche mit einander beten." Sie las sie jedoch ohne eine Bemerkung darüber zu machen: Doch erinnerte sie sich ihrer sehr wohl, denn sie rief mir dieselben drei Jahre später in das Gedächtniß zurück! Auch mit Paulinen las ich in Paris im Monat Juni 1836 dieselben wieder.

Es war am 29. October als ich den Brief Paulinens erhielt, einen Tag vor der Hochzeit meiner Mutter; ich fuhr an diesem Tag zum ersten Mal in offenem Wagen aus. Diese Fahrt machte mir viel Vergnügen, ich schrieb darüber in mein Tagebuch: „Die Vergnügungen müssen zuweilen eine Unterbrechung erleiden, wenn man ihren ganzen Werth fühlen soll. Unsere Spazierfahrt nach Poggio-Imperiale hat mich entzückt!“

Wenn man noch jung ist, wenn die Zukunft noch rosig vor uns liegt, ist es sehr süß aus einer Krankheit von Neuem zum Leben zu erwachen. O mein Gott, wenn wir nicht von diesem Leben, das nichts als eine Krankheit ist, hergestellt, uns aus dem Grab wie aus dem Bett erheben, welche Jugend wird dann in uns sein! Und vor uns das Glück, nicht unbestimmt und flüchtig, sondern ungetrübt und ewig! O mein Gott! gib mir den Glauben daran, und dann seine Erfüllung!

Meine Mutter vermählte sich am folgenden Tag, am 30. October, mit dem Fürst Paul Lapoukhyn. Sie wurden zuerst in der griechischen, dann in der protestantischen Kapelle getraut. Doch war ich noch so schwach, daß ich kaum wußte was ich dachte. Ich hatte bleiche und zitternde Lippen und vermochte es kaum mich aufrecht zu erhalten. Ich erinnere mich, daß ich während der Ceremonie dachte, es gäbe für mich auf Erden keine Hochzeiten und Feste und keine Blumen, und dennoch fand ich, daß mir dies mehr zukam als meiner Mutter. Mein noch sehr schwächlicher Gesundheitszustand machte

mich sehr melancholisch. Ich gestehe indessen, daß ich bald ein lebhaftes Gefühl egoistischer Freude empfand, daß diese große Sache, um derentwillen wir in Florenz geblieben, und welche meine Krankheit so lange hinausgeschoben hatte, nun beendigt war.

Endlich, am 30. October (Donnerstag), verließen wir Florenz. Als die Postpferde kamen, gingen meine Mutter und Catiche ohne mir ein Wort davon zu sagen, da sie fürchteten, es möchte mir nicht gut bekommen, wenn ich mitginge, in die Kirche San-Gaetano. Man hüllte mich in Decken, obgleich es so heiß war, wie es im Sommer in Deutschland ist, und setzte mich in den großen Wagen mit Krüger[1]). Ich war voller Freude mich endlich auf der Reise zu befinden, deren Ziel der Ort war, wo er weilte! ... Ich hatte nur den einen Wunsch, ihn noch zu treffen, ehe er abgereist war! um alles Andere kümmerte ich mich sehr wenig, wenn dieser eine Wunsch nur in Erfüllung ging!

Die Reise stärkte mich. Am Samstag, 2. November, der Tag der Todten, in Viterbo angekommen, war meine Mutter so leidend, daß wir einen längeren Aufenthalt daselbst für nothwendig hielten; allein die Aerzte, welche die Schwierigkeit, hier die nothwendigen Mittel zu beschaffen, in Erwägung zogen, riethen uns eine Fortsetzung der Reise bis Rom zu ermöglichen, wo wir dann auch am nächsten Tag, den 3. November, eintrafen.

---

1) Kammerfrau der Fürstin Lapoukhyn.

O welche Freude, den Ponte=Mole zu passiren, welche Freude in Rom zu sein!

Meine Mutter war dort krank, was unsere Abreise verzögerte; dann wurde auch ich wieder leidend, was mir neue Befürchtungen einflößte. Endlich, endlich, am 9. November, befanden wir uns auf dem Weg nach Neapel, woselbst wir den nächsten Tag eintreffen sollten; doch in Villetri gab es neue Hindernisse; die Furcht vor Räubern und die Besorgniß für unsere Gesundheit ließ uns in Erwägung ziehen, daß es vielleicht besser sei in, Viterbo zu übernachten. Ich weiß nicht, welchen Gefahren ich getrotzt haben würde, um endlich dieses so lange hinausgeschobene Ziel zu erreichen; man merkte mir an, daß ich vor Verlangen starb, die Reise fortzusetzen, und sie wurde fortgesetzt. Wir reisten zwölf Stunden in der Nacht. Noch hatte ich das Glück nicht erreicht, doch war es nicht entzückend zu denken, daß jeder Schritt mich ihm näher führte? Selbst in der Dunkelheit dieser Nacht lag für mich ein eigenthümlicher Zauber; es war mir als sei ich dadurch mehr allein mit meinen glücklichen Gedanken! Endlich brach der Tag an, vor uns lag Mola di Gaeta in seiner ganzen verführerischen Schönheit, Mola di Gaeta, vom Meer Neapels bespühlt, und von wo aus man ganz deutlich Ischia und den Vesuv erblickt . . . Mola di Gaeta, wo es schon so schön ist, und wo die Luft erfüllt ist von den Düften der Orangenblüthen, die aus den Gärten strömen, wo ich einige Jahre früher (im Jahr 1829) mich unter diesen Bäumen, die ihre Kronen über dem Meere ausbreiten, niedergekniet hatte,

den Himmel und das Meer mit Begeisterung angeschaut und dann voll Inbrunst die Hände gefaltet, und Gott gebeten hatte mich Neapel sehen zu lassen, und mir ein wenig Glück auf Erden zu gewähren!

Dieses Mal frühstückten wir dort, und verweilten daselbst bis die Postpferde kamen, die entsetzlich lange auf sich warten ließen. Schon glaubten wir, daß wir hier übernachten müßten, als sie uns endlich angekündigt wurden. Endlich! . . .

Mein Gott! es gibt jetzt keinen Ort mehr auf Erden, zu dem ich mich mit dieser heißen Sehnsucht hingezogen fühlte! Es gibt keinen einzigen Augenblick mehr in diesem Erdenleben, wo ich diese Wonne empfand, wie in diesem Augenblick, wo ich doch Albert noch nicht gesehen hatte; dieses Gefühl der Erwartung des Glückes war so lebendig, daß es mir nach dem darauf folgenden Glück fast wie ein Schmerz erschien!

Als der Mond aufging erreichten wir Capua, dann nach einer abscheulichen Fahrt Averso. Endlich kamen wir nach Neapel! doch nur im Schritt. In Chiaja wurde das Plaster ausgebessert, und ich war ganz verwundert über diese beständige, bis zum letzten Moment anhaltende Verzögerung, bis endlich unser Wagen an dem Hause anhielt, wo wir logiren sollten. Als er an dem sich neben demselben befindlichen vorbeifuhr, wehete ich mit dem Taschentuch in der Hoffnung, daß Einer oder der Andere am Fenster wäre. Ich dachte nicht daran, daß sie schon bei uns seien. Ich war außer mir! Als unser Wagen in die Einfahrt fuhr, kam mir zuerst Eugenie zu Gesicht, die den Kutschenschlag

öffnete, und den Fußtritt herunterließ. Ich stürzte aus dem Wagen, blickte empor, und sah Albert, ja es war Albert, der auf der Treppe stand! Ich sah ihn lebend! (das war, glaube ich, mein erster Gedanke, denn Civita-Vecchia stand mir immer vor den Augen). Seine Haltung war eine ruhige, dieser Anblick gab mir die meine wieder. Ich sah nun auch Pauline, Ferdinand, alle! . . . O mit welcher Seligkeit stieg ich die Stufen der Treppe hinauf! Es liegt etwas wie Wahnsinn in diesem Genuß, aber man genießt, selbst auf dieser Erde, die Gewißheit des Glückes, ich möchte sagen die Unsterblichkeit des Glückes, denn man glaubt in diesem Augenblick nicht, daß es jemals enden könne. Arme Sterbliche! . . . Aber Du, angebeteter Vater, wenn Dein Paradies dieser Seligkeit Dauer verleiht, o wie schön ist es alsdann!

Frau von la Ferronnays erwartete uns oben, auch Herr von la Ferronays erschien gleich darauf. Ich fand Albert wohler aussehend, als da ich ihn verlassen hatte. Ich fühlte nichts als Freude. Unsere Zimmer waren ganz reizend; das meinige war das Letzte und befand sich dicht neben dem la Ferronnais'schen Hause; ich konnte von meinem Balkon aus mit ihnen reden, wenn sie sich auf dem ihrigen befanden.

Wie glücklich war mein Erwachen am nächsten Morgen! Ich hatte nie geglaubt, daß es möglich sein könne, so glücklich zu sein! Ehe ich mich ankleidete, besuchte mich, wie ehemals, Pauline und Eugenie; später, im Salon, sah ich meinen Albert. An diesem Tage

machte ich auch die Bekanntschaft Carl's und Emma's, und küßte zum ersten Mal den kleinen Alfred.

Unsere Eltern fingen nun nach und nach an über die Ermöglichung einer Vermählung nachzudenken. Diese Gespräche erschreckten mich, weil sie peinliche Dinge berührten, die ich lieber nicht mit angehört hätte, um mich in Frieden des Glückes des Wiedersehens erfreuen zu können.

Als mich am 17. November (ich war noch schwächlich und besonders an diesem Tag sehr leidend) Herr Sauvan in einer etwas inquisitorischen Weise frug, ob nicht vielleicht meiner Indisposition eine moralische Ursache zu Grunde läge, brach ich in Thränen aus. Ich antwortete ganz sicher auf diese nur ein einfaches Nein. Aber meine Thränen sagten genug. Sie veranlaßten ein Gerede, das bis zu den Ohren des Herrn la Ferronnais gedrungen war, denn er erzählte Pauline, in welcher Verzweiflung ich den Kopf in die Kissen gedrückt habe, als Herr Sauvan jene Frage an mich richtete (ich war jedoch außerhalb des Bettes). Ich war sehr froh, Paulinen (die fand, daß mir ein solches Benehmen nicht ähnlich sehe) sagen zu können, was in der That an dem Gerede sei, das meinen Stolz verletzte. Man sollte mich wohl für betrübt und unruhig halten so lange es ungewiß war, daß ich Albert in Zukunft angehören sollte, doch jene Verzweiflung und Leidenschaft, welcher man mich zeihete, mißfiel mir außerordentlich.

Als ich am Abend jenes Tages melancholisch auf einem Sopha lag, trat Eugenie in das Zimmer. Ich

werde mich stets dieses süßen Augenblickes erinnern. Die Dämmerung war schon eingetreten, als Eugenie sich mir nahete, und mich mitleidig betrachtete, da ich noch leidend war, aber nichts auf meine Klage, daß wir wohl nie zusammen glücklich werden würden, antwortete. Endlich sagte sie: Du weißt es wohl nicht? O dies Wort, ich höre es noch heute! Hierauf erzählte sie mir was sie wußte; dann kam Pauline und sagte mir, ich könne mich als Alberts Braut ansehen.

Albert an den Grafen von Montalembert.

„Neapel, 10. December 1832.

Laß mich sehen, lieber Freund, ob es mir endlich gelingt, Dir einige Worte zu schreiben. Seit vierzehn Tagen versuche ich es vergebens, ich kann keinen Brief vollenden. Höre also, um mich zu verstehen, daß zu Ostern unsere Prüfung ein Ende haben wird. Liebster Freund, ich überlasse es Dir, es zu errathen, welches Glück mein Herz erfüllt. Es zu beschreiben will ich nicht versuchen. Ich weiß nicht, ob Du mich verstehen wirst, und ob Du nicht etwa mein langes Schweigen einem Mangel an Vertrauen zuschreibst. Ich habe ein unbeschreibliches Bedürfniß Dich zu sehen. Welche Pläne beschäftigen Dich? Werden sie Dich nicht hierher führen, um Theil zu nehmen an dem schönsten Tage meines Lebens? Ich habe das Bedürfniß zu wissen, was in Dir vorgeht und was aus Dir wird. O wenn ich einen Theil meines Glückes Dir zuwenden könnte! ich, der eines so großen Segens und eines Lebens des

Glückes und der Freude, das vor zwei Jahren für mich begonnen, und niemals enden soll, so wenig würdig bin!

Du wirst den Zusammenhang in diesem Brief vermissen, denn ich befinde mich in einem unglaublichen Zustand der Zerstreuung. Höre unsere Pläne: Gleich nach Ostern vermähle ich mich und wir reisen nach Frankfurt, wo uns meine Schwiegermutter verlassen wird, die nach Montigny geht. Meine Familie wird uns ungefähr um diese Zeit einholen. Ich rede Dir von diesen Dingen, als ob sie sich von selbst verstünden, und doch fühle ich vor Aufregung kaum, daß ich lebe. Sei nicht ungehalten wegen des geringen Zusammenhanges, welcher in diesen Zeilen herrscht, ich werde Dir ein anderes Mal einen besseren Brief schreiben. Ich kann Dir nicht beschreiben, welch Bedürfniß ich fühle Dich zu sehen.

Lieber Freund, bete für mich, und danke dem Himmel mit uns. Ich kann meines vergangenen Lebens nicht gedenken ohne die Erinnerung an Dich; Du warst ein steter Zeuge meines Glückes, und unter Deinen Augen hat es begonnen.

Was wird aus uns werden? Sind wir bestimmt uns wiederzufinden, und wie einstmals himmlische Stunden mit einander zu verleben? Zuweilen erfaßt mich die Furcht, daß Dein bewegtes Leben unverträglich mit der Ruhe ist, die das meinige erfüllen wird. Unsere Wege gehen auseinander! Und doch ist mir's Bedürfniß Dich zu sehen. Der Stern, der mich an Deiner Seite leitete, wird mein ganzes Leben erhellen, Dein Name,

die Erinnerung an Dich sind für immer mit ihm verwebt. O Freund, ich liebe Dich mehr als einen Bruder. Adieu. Schreibe mir. Alexandrine trägt mir alle Tage Grüße an Dich auf. Bedenke, daß Deine Freundschaft sich in Zukunft auf uns Beide erstrecken muß. Wenn Du an Herrn von Lamennais schreibst, empfiehl mich seinem Gebet."

Albert an den Grafen von Montalembert[1]).

„Neapel, den 20. December 1833.

Lieber, unglücklicher Freund, ich habe Deinen Brief aus Frankfurt erhalten, der mich ganz zerstört hat. Ach, was gäbe ich jetzt darum, bei Dir sein zu können! Ich weiß nicht ob ich meine Kräfte, Dich zu trösten zu hoch anschlage. Ich möchte mich mit Dir über den ersten Theil Deines Briefes besprechen; doch der zweite verfolgt

---

1) Albert hatte soeben den Widerstand erfahren, den Herr von Lamennais dem Richterspruch des heiligen Stuhles entgegensetzte. Der Einfluß, welchen er bisher auf H. v. Montalembert (noch so jung, und natürlich von seinem Genie beherrscht) ausübte, versetzte Albert in diesem Augenblick in so große Unruhe, daß er darüber Alles, selbst sein eigenes Glück zu vergessen schien. Man wird sich davon überzeugen, welchen Rath ihm bei dieser Gelegenheit sein Glaube und seine Zärtlichkeit für den Freund eingab, der sich damals in Deutschland befand, von wo aus er in dringendster Weise von Lamennais nach Paris gerufen wurde. Er kam von dieser Pilgerreise nach Marburg zurück, wo er die heilige Elisabeth besucht hatte am Tage ihres Wiegenfestes, den 19. November 1833.

mich wie ein Alp. Geliebter Freund, um's Himmels Willen, kehre in diesem Augenblick nicht nach Frankreich zurück. Sondire den Abgrund, in den Du Dich stürzen willst, und bedenke, daß wenn Du einmal dahin abgereist bist, Dir die Rückkehr vielleicht für immer abgeschnitten ist. Die Unterwerfung des Herrn Abbé von Lamennais erregte die allgemeinste Bewunderung. Einige Uebelwollende zweifelten an der Ehrlichkeit dieses Aktes; allein man verachtet die Zweifler, und der Autorität der Kirche ist durch diese That ein neuer Triumph bereitet. Die Worte, die Ihr in die Welt geschleudert, sind vielleicht vom Himmel gesendet, Alles jedoch berechtigt zu dem Glauben es sei genug. Wenn sie wirklich vom Himmel stammen, werden sie Früchte bringen, und eines Tages im Glanz der Wahrheit leuchten. Wir sind vielleicht noch nicht reif genug, um die Wohlthaten zu empfangen, welche sie uns sichern. Zittern wir bei der Betrachtung des Unglücks, welches zu viel Eifer hervorbringen könnte. Zittern wir vor Entsetzen bei dem Anblick einer Kirchenspaltung und versammeln wir uns um den Fuß des Kreuzes, der Basis der Kirche, nicht um sie zu untergraben, sondern um sie zu lieben und zu vertheidigen. Aus Mitleid, lieber Freund, zwinge Dich dem Drängen des Herrn von Lamennais zu widerstehen. Möge Gott Dich geleiten und Dich retten! Halte Dich zurück und führe Dein Project aus, ein oder zwei Jahre zu reisen. Ich würde Alles darum geben, sage ich Dir, um bei Dir sein zu können; Deine Einsamkeit erschreckt mich; ich zerbreche mir den Kopf, um das Mittel zu finden, zu Dir zu gelangen; aber welche

Schwierigkeiten! Wenn Du meinen letzten Brief erhalten hast, weißt Du, welches Glück mich im Frühjahr erwartet, doch ich schwöre Dir, daß ich es gern noch länger hinausschieben würde, um zu Dir fliegen zu können, mein armer Freund! Wie aber soll ich es bewerkstelligen? Die Fürstin reist im April. Wenn sie ihre Tochter mitnimmt, weiß ich nicht was daraus würde; das Glück an dem ich immer zweifle, trotzdem daß alle Hindernisse nun hinweggeräumt sind, wäre vielleicht für immer verloren. Ich will mit meinem Vater die Sache überlegen und werde Dir mit dem nächsten Courrier ganz sicher sagen, was ich thun kann. Mit welcher Ungeduld werde ich Deine Briefe erwarten! Wenn ich Deine Abreise nach Paris erfahre, weiß ich nicht was mit mir geschehen wird! Im Namen unserer Freundschaft, aller Jener die Dich lieben, Gottes, und unserer unauflöslichen Verbindung, laß die Pflicht über alle Rücksichten siegen, die man Dir entgegensetzen wird! Alle die Meinen, die Dich wie einen der Ihrigen lieben, zittern, Dich in einer solchen Alternative zu sehen. Mein Vater spricht von Dir mit der väterlichsten Besorgniß, und ich, mein lieber Freund, kann Dir nicht sagen, welche Herzensangst mir Dein letzter Brief bereitet. Ich werde am Montag ruhiger sein, und Dir, wie ich hoffe ausführlicher schreiben können. Bis dahin will ich sehen, ob es mir ganz entschieden unmöglich ist, zu Dir zu kommen. Lebewohl, mein guter und lieber Freund. O ich habe Dich niemals so geliebt. Meine Schwester und Alexandrine sagen Dir Alles, was die wärmste Freundschaft eingeben kann. Ich kann Dir ihren Schrecken und ihre Angst

nicht beschreiben, Dich im Begriffe zu wissen, nach Paris zu gehen.

Dein Freund für's Leben."

Geschichte Alexandrinens.

(Fortsetzung.)

Ich mußte wohl Alberts Liebe sehr sicher sein, um auf eine solche Freundschaft, welche er mir nicht verheimlichte, nicht eifersüchtig zu werden. Wenn er mich indessen damals verlassen hätte, um zu Herrn von Montalembert zu gehen, so hätte mich das wohl betrübt, doch würde ich deshalb nicht an ihm gezweifelt haben. Er hatte so viel Aufopferungsfähigkeit in seiner Seele, daß seine erste Regung war, seine Liebe aufzuopfern, weil sie ihm mehr persönliches Glück bereitete, und diese Großmuth gefiel mir an ihm; was aber, ungeachtet der Vielen, welche Albert liebten, machte, daß Jeder zufrieden mit seiner Zuneigung war, ohne die Anderen zu beneiden, das war, daß diese zärtliche Seele Allen viel gab, und daß sie sich immer hätte einer neuen Zuneigung öffnen können ohne den Anderen dadurch zu schaden. O mein süßer Freund! Du liebtest schon auf der Erde, wie man im Himmel liebt, Deine Liebe hatte etwas Unendliches, Ueberirdisches!"

Albert an den Grafen von Montalembert.

„24. December 1833.

Mein lieber Freund, Du mußt den Brief erhalten haben, den ich Dir unmittelbar nach dem Deinen

sendete: er ist gewiß sehr confuse, sehr unvollkommen ausgefallen, denn Dein Brief versetzte mich in eine unaussprechliche Verwirrung. Was hätte ich darum gegeben, um zu Dir fliegen zu können! Ich glaube sogar es Dir fast versprochen zu haben. Seitdem habe ich erfahren, daß ich mir mit einer eitlen Hoffnung schmeichelte. Ich kann nicht reisen, und glaube, daß uns der Frühling nur für einen Augenblick vereinigen wird. Ich empfinde unaufhörlich das lebhafteste Bedauern, diese zwei Jahre fern von Dir verbracht zu haben, und die Erinnerung an mein Glück verlöscht einen Gedanken, der, wenn auch sehr lebendig, nur vorübergehend war. Lieber Freund, ich fürchte nicht, Dir dieses Geständniß zu machen, denn Du weißt, daß Du einen der liebsten Plätze in meinem Herzen einnimmst. Warum kann ich Dich in meinen Augen nicht lesen lassen, was ich um Dich empfinde, und die Bitterkeit Deines Gemüthes durch die innigste Sympathie besänftigen! Wie könnte ich wohl nicht tiefes Mitleid mit Deinen Schmerzen haben, ich, dessen Herz im Himmel ist? Gott hat seinen reichsten Segen auf mich ausgegossen, der ich seiner Güte dessen so unwürdig bin und Dein Theil, o mein Freund, war bis jetzt nur das Leid.

Ja, ich zittere, indem ich Deiner Einsamkeit gedenke; schreibe mir schnell und oft, und sage mir was Herr von Lamennais für Pläne hat. Ich wage es nicht, meine Gedanken hierauf zu richten; die ganze Welt sieht auf ihn; was wird er in dieser Krisis beginnen? Warum beruft er Dich zu sich? Wenn Rom Euch verurtheilt, Freund, werdet Ihr Euch nicht unterwerfen? Das

ist unmöglich. Ich habe es nicht verstanden, nichtwahr?

Warum verfolgt mich dieser Gedanke wie ein Traum? und woher kommt es, daß ich die Häretiker bereit sehe, dieser neuen Abtrünnigkeit Beifall zu spenden? Unverträglichkeit der Freiheit mit der Religion, sagst Du? Das heißt Spaltung ein und derselben Seele. Ist es möglich? O nein, das sind nur eitle Schrecken. Die Freiheit ist das Kreuz, das Gott gepflanzt, um der Hord der Menschheit zu sein. Siehe den immer steigenden Fortschritt dieser Freiheit, seit sie vom Himmel zu uns niederstieg. Sie wurde größer und immer größer, aber sie geht langsam, um den Glauben in allen Herzen zu befestigen. Wir dürfen darum nicht glauben, daß sie gestorben sei, weil ihr Fortschreiten nicht mit unseren Wünschen gleichen Schritt hält. Wie! werden wir an der Zukunft verzweifeln, die nie glänzender uns erschien? Wenn Alles vorbei ist, woher kommt denn diese unendliche Sympathie zwischen allen Völkern? Woher dies allgemeine Bedürfniß des Lebens und der Religion? Nein, mein Freund, wir wollen die sträflichen Schrecken weit von uns schleudern. Freude fülle unsere Herzen! Ich sehe Gottes Finger in dem Halt! das Euch der Hof von Rom zuruft. Lasset Denen, welche jung sind, Zeit Euch einzuholen, und schreitet alsdann weiter. Bedenkt, daß das Feuer, welches in Euch brennt, sie noch kaum erleuchtet. Lieber Freund, ich verstehe wenig von Politik, und nur Dir allein vertraue ich, was ich meine politischen Meinungen nenne, die aber nichts weiter als meine Gefühle sind. Jeder hat seine Bestim-

mung, die meine ist die Ruhe und Verborgenheit. Dennoch, in den langen Wanderungen der Seele wird meine Lebensanschauung eine andere, und mein Glück verändert sich. Ich fühle mich Dir nahe, mein Auge ruht auf Dir und sucht Dich zu ergründen, und mir ist, als sei ich da, um Dir auf Deinem Lebensgang zu folgen, und Dich zu unterstützen, wenn Du müde bist! . . .

. . . Ich hatte diesen Brief auf meinem Tische liegen lassen, und als ich wieder zurückkam, fand ich diese Zeilen meiner Schwester Pauline hinzugefügt. Du wirst auch einen Brief von Alexandrine beigefügt finden. Sie frug mich sogleich ob sie Dir einige Zeilen schreiben dürfe. Du siehst also, daß Du hier mehr als einen Freund hast. Welche Freude mir das macht! O aus Mitleid, fasse Muth, Du wirst noch eine schöne Zukunft haben. Schreibe mir oft, denn ich kann die längeren Pausen in unserer Correspondenz jetzt nicht mehr ertragen, wo ich Dich niedergedrückt und unglücklich weiß. Mein Vater bedauert gleichfalls, daß Du Dich nicht mehr zu zerstreuen suchst. Er zittert bei dem Gedanken, daß Du nach Paris gehen könntest, wo Du vielleicht nicht Herr Deiner selbst sein wirst. Lieber, guter Freund, habe Rücksicht für Deine Freunde; ich glaubte immer an ein Glück für Dich, das Du verdienst, und ungeachtet der Wolken, die es umhüllen, ist dieser Glaube stärker denn je in mir. Erhalte mir Deine süße Freundschaft, die ich nicht mehr entbehren kann.

Dein bester Freund
Albert."

Alexandrinens Brief an den Grafen von Montalembert,

(der in den vorhergehenden eingeschlossen war).

„Lieber Herr von Montalembert, ich muß es Ihnen selber sagen, welchen Antheil ich an Ihrer Lage nehme. Ich weiß, Sie zürnen Albert nicht darum, daß er mir Alles mittheilte. Ich würde nicht an sein Vertrauen zu mir glauben, wenn er mir die Sorgen verheimlichte, die ihm Ihr Kummer einflößt; er macht ihn so unglücklich, daß ich es für meine Pflicht halte, Sie zu bitten, Sie zu beschwören, nichts zu unternehmen, was die Martern, welche Sie foltern, noch vergrößern könnte. Wie ungewöhnlich Ihnen dies auch vorkommen mag, ich füge den Bitten Alberts die meinigen hinzu: Bleiben Sie ruhig in München, und kommen Sie dann später zu uns nach Italien. Ich glaube nicht, daß ich zu anmaßend bin, wenn ich mir mit der Hoffnung schmeichle, daß Sie meinen Bitten Gehör schenken werden, denn ich erinnere mich, daß Sie mir einst sagten, Sie liebten mich, weil ich Albert liebe. Oft wiederhole ich mir diese Ihre Worte, weil ich jetzt diese Art geliebt zu werden allen anderen vorziehe. Obgleich das Glück, das ich genieße, mir durchaus genügt, so würde ich doch Ihre Freundschaft als ein großes Glück mehr in meinem Leben betrachten, und gebe ich mich der Hoffnung hin, daß sie es mir um Alberts Willen eines Tages gewähren. Von jetzt an hege ich für Sie die Gefühle einer Schwester. O könnte ich doch etwas für Sie thun! Aber ich beschwöre Sie, sich nicht für verlassen zu hal-

ten! Glauben Sie niemals, daß es für Sie keine Hoffnung gibt! Gott beglückt alle Menschen, und Sie sind mehr als jeder Andere fähig, das Glück zu genießen. Ich hoffe, daß er unsere Gebete für Sie erhören wird, ich sage unsere Gebete, weil auch ich für Sie beten werde. Sie verbieten mir es nicht, nichtwahr? ungeachtet Ihrer Strengigkeit gegen uns Andere, welche der einzige Vorwurf ist, den ich Ihnen mache. Verzeihen Sie mir Alles, was ich Ihnen sage, und sehen Sie darin nur die Freundschaft, die ich für Sie hege, eine Freundschaft, welche leider unnütz ist, die Sie aber deßhalb nicht verschmähen werden. Adieu. Versprechen Sie mir in einigen Monaten zu kommen, und hören sie niemals auf, auf Gottes Güte zu hoffen. Ich fühle es so sehr, wie unerschöpflich sie ist!

Alexandrine [1]).“

---

1) Albert erhielt am 2. Januar 1834 eine Antwort auf seine Briefe von Herrn von Montalembert, welche folgende Stelle enthielt:

„Ich gestehe, daß ich auf das Aeußerste überrascht war, als ich die Gedanken las, die Euch allen Dreien mein Brief von Frankfurt einflößte. Ich muß mich wohl sehr unklar ausgedrückt haben, wenn ich nur einen Augenblick den Zweifel in Euch erregte, daß ich nicht auf das Genauste Euren Rath befolgen würde. Es ist mir indessen, als habe ich Dir die directe Nachricht mitgetheilt, daß ich nach München gehen werde, und daß, wenn ich wirklich einen Augenblick den Gedanken hegte, nach Paris zu gehen, dies gewiß nicht in der Absicht geschehen sollte, meinen Einfluß auf Herrn von Lamennais geltend zu machen, um ihn von der Idee seines Widerstandes abzubringen. Alle vortrefflichen Gedanken, die Du mit so vieler Liebe, Ver-

Albert an den Grafen von Montalembert.

„25. Januar 1834.

Ich fange an, an meiner Zukunft nicht mehr zu zweifeln, sie erscheint mir hell und strahlend, ich sehe keine Wolken, die meinen Himmel trüben könnten. Dennoch kommt eine Art von Melancholie über mich, wenn ich bedenke, daß es mein Geschick ist, weniger verbun-

---

nunft und jener Beredtsamkeit, die aus dem Herzen kommt, ausdrücktest, ich habe sie alle selbst gehabt, und kein Wort in Deinem Brief stimmt nicht durchaus mit dem überein, was ich selber denke und seit dem verhängnißvollen Brief vom 5. October thun wollte. Ich vergaß auch kein Wort davon, als ich an Herrn von Lamennais schrieb, um ihn zu bestimmen, es so wie ich zu machen: sich vom Kampfplatz zurückzuziehen, sich unter den strengen Druck der Hand Gottes zu beugen, und in Demuth und Sanftmuth die Vollziehung des Willens von oben zu erwarten. Aber eine unglaubliche Sache, die ich zu erzählen zögere, Herr von Lamennais zeigte sich durch diesen Rath verletzt, obgleich ich mehr Zärtlichkeit, Sorge und Hingebung dadurch bekundet, als dies je bei einer andern Angelegenheit der Fall war, und wie ich sie noch keinem lebenden Wesen außer ihm bewiesen habe .... Seine Antwort ist nur ein zu deutlicher Beweis, daß diese abweichende Meinung ihn betrübt hat, und daß sein Herz für mich nicht mehr dasselbe ist! Ich hätte es niemals geglaubt, und bin überzeugt, es nicht zu verdienen. Und dennoch hat er gethan, was ich ihm rieth, und mehr als das, denn er hat nicht nur seinen politischen Plänen entsagt, sondern auch ganz einfach dem Rundschreiben beigestimmt, ohne Unterscheidung sich der vom heiligen Vater vorgeschriebenen Vorschrift fügend, nichts sich im Widerspruch mit diesem Rundschreiben Befindende gut zu heißen oder zu schreiben."

den mit Dir zu sein. Oft zieht sich bei diesem Gedanken mein Herz zusammen, ich fliehe ihn, aber er verfolgt mich, und ich war glücklich zu sehen, daß Du ihn theilst. Ja, oft beklage ich unsere liebe Gemeinschaft, und meine Seele triumphirt nur über diese Niedergeschlagenheit durch die Hoffnung, daß Du durch diesen Wechsel einen Zuwachs von Liebe bei mir finden wirst, und daß meine Freundschaft nur noch größer wird, indem sie sich mit derjenigen vereinigt, welche meine liebe Freundin schon für Dich hegt. O mein Lieber, wird unser Herd nicht auch stets der Deine sein? Und was nur die Freundschaft an Glück und Ruhe zu bieten haben möge, wirst Du es nicht stets in unseren Herzen finden?

Ich begreife die Ueberraschung, welche Dir der Inhalt unserer drei Briefe verursachen mußte, denn wir kennen Dich zur Genüge, um daran zu zweifeln, daß Du bei einer solchen Angelegenheit den rechten Weg einschlagen werdest. Aber demungeachtet, lieber Freund, quälte mich Furcht, ich gestehe es Dir; ich sah Dich zum Aeußersten getrieben und trostlos, daß ich Deine Verzweiflung fürchtete. Wohl hast Du mir gesagt, es sei Dein fester Wille Paris zu fliehen, und diesen Winter in München zu verleben, allein Du sagtest mir auch, daß Herr von Lamennais Dich in dringendster Weise zu sich beschieden habe, und wenn ich auch nie an Deiner Seele gezweifelt habe, so konnte ich mich doch der Furcht nicht ganz erwehren. Vergib, mein Freund, es war ein Uebermaß der Freundschaft . . .

O mein geliebter Carl, richte Dich auf! Laß Dich nicht entmuthigen! Danken wir dem Himmel, daß er

Dich aufklärte, wenn es wahr ist, daß Du im Finstern wandeltest, und mache Dir darum keine Vorwürfe, es war bei Dir ein Uebermaß des Eifers, eine fieberhafte Liebe für das Gute. Aus Mitleid, werde ruhig! Ungeachtet der Freude, welche ich empfand, als ich von Dir sprechen hörte, und Deinen Namen mit so viel Ruhm bedeckt sah, gewährt es mir doch eine unaussprechliche Beruhigung, Dich entschlossen zu wissen, den Schauplatz zu fliehen und im Verborgenen zu leben. Ich kenne Dein Gemüth, das Feuer, welches in ihm glüht, ich weiß, daß Du entschlossen warst, das zu verachten, was der Vorsicht gleicht, und daß Du die Gefahr gesucht; doch sah ich zu gleicher Zeit mit jedem Tag sich den Neid und vielleicht den Haß vermehren; o ich kann Dir nicht sagen, welche Angst ich um Dich ausgestanden, und ich hätte mein Leben darum hingegeben, um das Gewitter fern zu halten, welches sich mit Deinem eigenen Willen über Deinem Haupte zusammen zog! Welche Freude, Dich, den so lange vom Sturme gepeitschten, nun doch endlich vom Gipfel des Berges herabsteigen und Schutz in unserm Thal des Friedens und der Liebe suchen zu sehen! Komm! Bald wird die Freude auch Deine arme Brust erfüllen; ich habe das süße Vorgefühl, daß der Augenblick nahe ist, wo Gott seine Segnungen über Dich ausgießen, und Dir den Lohn für Deine Treue und Deinen Glauben reichen wird. O mein armer Freund, Gott segne Dich!"

Geschichte Alexandrinens.

(Fortsetzung.)

Am ersten Januar 1834 schrieb ich Folgendes in mein Tagebuch:

O Gott, ich bitte Dich im Namen unseres lieben Herrn, daß Du dieses Jahr für uns Alle segnen mögest!

Und am nächsten, oder noch an demselben Tag schrieb ich diese Stelle ab:

„Die, welche leicht genießen, werden nur leichte Leiden treffen; doch Denen großes Glück verliehen wird auf Erden, die werden auch von schweren Leiden heimgesucht.“ Das war ein Urtheil! O, wenn dies wahr ist, müssen wir einst zittern, wir, die so glücklich sind? In welchen Abgrund werden wir stürzen?

Am Freitag, den 7. März 1834 [1]), trat ich zu ungewohnter Stunde in das Zimmer meiner Mutter; sie vollendete ihre Toilette, und ich sah auf ihren Knien antike Steine, die der Fürst Lapoukhyn sehr liebte, und welche ihm beständig zum Kauf angeboten wurden. Ich betrachtete sie sehr nachlässig (denn ich war in dieser

1) An dem vorhergegangenen 18. December, als wir von einem, beim Grafen Stackelberg stattfindenden Balle zurückgekehrt waren, erfuhren wir, daß ein bedeutender Diebstahl bei der Gräfin Marcellus ausgeführt worden war, die auch diesen Ball besucht hatte. Was nur an Geld und Preziosen bei ihr vorgefunden wurde, wurde geraubt, und der Verdacht fiel auf einen neapolitanischen Diener Namens Carminello, der bei der Gräfin den Dienst versah, und der ungeachtet seiner Unschuldsbetheuerungen auf der Stelle festgenommen wurde.

Zeit sehr nachlässig) und sagte zu meiner Mutter, ohne die Wichtigkeit dieser Aeußerung zu ahnen: „Dieses Juwel hat ja eine ganz auffallende Aehnlichkeit mit jenem, welches die Gräfin Marcellus einst bei dem Souper an einem der Ostertage trug [1])." Diese Worte überraschten meine Mutter; sie brachten sie mit einem Diebstahl in Verbindung, welcher am 18. December im Hause der Gräfin Marcellus verübt wurde. Als ich das Juwel näher besichtigte, behauptete ich mit Bestimmtheit, es sei dasselbe, welches ich auf der Stirne der Gräfin gesehen hatte: eine kleine Kapsel von Emaille, welche zwei Figürchen, einen König und eine Königin enthielt. Dieser Schmuck war von so seltener Art, daß es ziemlich unwahrscheinlich war, daß ein entschieden gleicher existiren sollte. Man sandte ihn zu der Gräfin, welche ihn im Augenblick als den ihrigen erkannte. Diese Entdeckung führte auf die Spur des eigentlichen Diebes, und der arme Carminello, den man an demselben Tage als verdächtig eingezogen, wurde für unschuldig erklärt und frei gelassen. Am 15. März suchte er mich auf, um mir zu danken, denn er betrachtete mich als seine Retterin. Er hatte die Folter aushalten müssen, sein Bein hatte eine tiefe Wunde. Man hatte ihn aufgehängt, den Kopf nach unten, ihn geschlagen, mit kaltem Wasser begossen, und ihm dabei fortwährend die Worte zugerufen: „Man wird dich auf 25 Jahre auf die Galeere schicken." Der wirklich Schuldige litt nun diese Strafe.

Dieses Ereigniß war wie ein gutes Vorzeichen in

1) Siehe Anmerkung Seite 110.

dem Augenblick, wo ich im Begriffe stand mich zu vermählen: ich diente in der Hand Gottes als Mittel, um einen Unschuldigen zu retten, denn nur ich hatte dieses Juwel als das der Gräfin wiedererkannt. Der arme Carminello bezeigte mir und auch Albert, jedes Mal wenn er uns sah, seine lebhafteste Dankbarkeit. Dies that mir wohl.

Am 9. März schrieb ich in mein mit einem Schlüssel verschlossenes Buch, das ich seit Bocklet, wo ich die Worte hineingeschrieben: „Wo werde ich es öffnen? O ich wage zu sagen in Neapel!“ nicht geöffnet hatte:

In Neapel! in Neapel! Mein Gott, war es nicht undankbar von mir, dieses Buch erst nach acht Monden wieder zu öffnen, ihm noch nicht gesagt zu haben, daß sich alle meine Wünsche erfüllen würden? O mein Gott! Ich bin glücklich! Ich war es schon so sehr, und hoffte es immer zu sein; und dennoch ist in mir ein solches Gemisch! Oft bilde ich mir ein, zu sehr zu lieben, und das demüthigt mich; dann ist es wieder, als liebte ich ihn nicht genug, als könnte ich gar nicht lieben. Ich bin unzufrieden mit mir selbst, und oft bin ich es auch mit Anderen. Ich fühle oft, daß ich nichts tauge, und doch zürne ich den Anderen, daß sie mich nicht gut genug behandeln. O, wenn ich doch des Glückes würdig wäre, dann wäre ich gewiß glücklicher. Laß mich, mein Gott, nur wenigstens Niemand unglücklich machen, das bitte ich dich, im Namen unseres Erlösers! Ich werde mich also nun in einigen Wochen vermählen. Mein Gott, du wirst mein Gebet erhören, nicht wahr? Du wirst mich eher sterben lassen als

zugeben, daß Albert durch mich unglücklich wird. O warum bin ich seiner nicht würdig!

Ich bin so bange ihm zu mißfallen, daß ich nicht weiß was ich thuen würde, um ihm das zu sein, was ich ihm sein möchte, und doch vernachlässige ich mich. Ich denke noch zuweilen, daß mir nichts genügt, nicht einmal seine Liebe, die doch Alles für mich ist. Und dennoch bin ich nicht so gut, daß nur der Himmel mir genügen könnte. Dafür müßte ich mich sehr ändern. Ich bin so eigenthümlich! mißtrauisch, stolz, schwach, leicht zum Zorn gereizt und doch apathisch zuweilen. O wie werde ich später sein? Mißfalle ich oder werde ich unglücklich sein?

Mein Gott, ich danke dir für Alles, was du für mich thatest. Ich bin so lässig, doch erlaube nicht, daß ich undankbar gegen dich und gegen Andere bin, die mir Gutes thaten. Belohne du sie Alle, doch ganz besonders meine Mutter, und gewähre allen Denen, die ich liebe, das ewige und zeitliche Glück, o mein Gott! Im Namen deines Sohnes Jesus Christus, laß nichts mit mir geschehen gegen deinen Willen, und so bitte ich auch für Die, welche ich liebe!

An einem der folgenden Abende schrieb ich an Albert diesen Brief:

„Geliebter Freund, warum sind Sie fortgegangen? Mein Bruder ging gleich nach Ihnen weg, und mein Herz blutet mir deshalb, so daß ich an Sie schreiben muß. Wir hätten eine und eine halbe Stunde zusammen sein können. O mein Gott! mein Gott! ich hoffe er wird mich nicht strafen, daß ich nun einer so unbe-

deutenden Ursache wegen leide, da wir ja alle Tage unseres Lebens mit einander verbringen werden [1]). Ich verlange zu viel. Aber welch ein Abend! und ich zittere, daß es morgen nicht besser sein wird. Suchen wir es zu verhüten. O mein Freund, ich fühle wie sehr ich Sie liebe! und wie süß ist es mir, es Ihnen sagen zu dürfen! . . . Vielleicht beten Sie in diesem Augenblick. O sagen Sie mir, daß Gott Alles gewollt hat, was uns begegnet, daß er es wollte, daß wir unser Leben mit einander verbringen!

Auf Wiedersehen, morgen! Gott sei mit Ihnen!"

Er hat diesen Brief aufbewahrt und stets in dem kleinen Portefeuille, von welchem ich sprach, bei sich geführt, und vor seinem Sarge war es, wo ich es zwei Jahre darauf wiedergefunden und wiedergelesen habe . . . .

An demselben Tag erhielt ich die Antwort des Herrn von Montalembert auf meinen Brief, worin er mir die lebhafte Zuneigung schildert, welche ihn schon vom ersten Tage an an Albert fesselte, und er fügte hinzu, daß meine Liebe der Lohn sei, den Gott „diesem Herzen voll Liebe und Hingebung für die Menschheit, diesem zärtlichsten und treuesten Herzen, welchem er jemals auf Erden begegnet sei," aufbewahrt habe.

O süßes, wohlverdientes Lob für meinen Albert!

Es war in derselben Zeit, und mitten in der Unruhe, der ihn persönlich betreffenden Geschäfte, wo Albert

1) Später schrieb Alexandrine auf den Rand: „O, das Leben! was heißt alle Tage unseres Lebens?"

diesen Brief an einen jungen Engländer schrieb, den er das Jahr vorher in Italien kennen gelernt hatte. Er ist zu interessant, um hier nicht eine Stelle zu finden.

Albert an A. M. S. O.

„Ich glaubte nicht, mein lieber Freund, daß, als wir einen so ernsten Gegenstand berührten, wir ihn jemals ergründen würden. Ich sagte Ihnen, daß meine Religion ganz mit den Gefühlen übereinstimme, welche in mir die Natur erwecke. Von hier aus sind wir, wenn ich nicht irre, ausgegangen; da wir nun aber zu einem intimeren Gegenstand gelangt sind, freue ich mich davon mit Ihnen sprechen zu können.

Ich habe nur eine geringe Kenntniß von der Bibel, wie ich Ihnen sagte, doch werde ich Ihnen so gut ich es vermag die Vorliebe für meinen Glauben auseinanderzusetzen suchen. Ich erachte es für eine unendliche Güte Gottes uns eine Religion gegeben zu haben, die uns vor den Verirrungen des Dogmas schützt. Wenn es wahr wäre, daß wir alle die Mission und das Recht hätten, unsern Glauben selber zu bestimmen, und uns in dieser Sache nur auf unsere eigne Einsicht zu verlassen, sagen Sie mir, mein Lieber, welche Ueberzeugung wäre diese, die nicht bei zwei Individuen dieselbe wäre. Wäre nicht der Glaube eines Jeden von seiner größeren oder geringeren Fähigkeit und Herzensgüte abhängig? Was würde das für ein Chaos sein! Sehen Sie nicht einerseits, wie weit uns unsere Einbildung führen könnte, und wie weit anderseits

der Mensch von nur geringer Fähigkeit und Bildung zurückbleiben würde? Wo wäre die Gerechtigkeit, wenn nur unsere Erkenntniß und Untersuchung uns die Wahrheit zeigen könnte?

Gott gab uns dafür in seiner Gnade eine Leuchte, die uns vor dem Irrthum bewahrt. Die Kirche ist die sichtbare Form des Gesetzes. Sie ist die Basis, von welcher aus wir uns durch beständige Besserung zum Himmel schwingen sollen; während, wenn wir unser Leben damit verbringen wollten, den Ausgangspunkt zu suchen, uns der Tod überraschen würde ehe wir unser Hauptwerk vollendet hätten.

Sie können unsere Religion nicht verstehen; ich will Ihnen nicht von dem Glücke sprechen, das sie uns gewährt; man muß es genossen haben, um seinen ganzen Werth zu kennen. Aber, mein lieber Freund, wenn, wie Sie sagen, Jeder weiß, daß er gut sein soll, denken Sie deßhalb es sei überflüssig dieses wiederholen zu hören, und daß die eigene Ueberleguug genügend sei? Es ist in dem menschlichen Wort ein Leben, wie man es selten in Büchern und in seinen eigenen Gedanken findet. Der Mensch, dessen Leben ein fortgesetzter Kampf gegen seine Leidenschaften ist, ist durch eigene Erfahrung mit unserm Elend und unserm Leiden vertraut. Er weiß, wo das Uebel ist und wie man es überwinden kann; er erweckt uns aus unserer Apathie, tröstet uns in unserm Schmerz und erlöst uns durch Hoffnung und Vertrauen aus unserer Niedergeschlagenheit. Es wird keine Entschuldigung vor Gott sein, sagen Sie, daß meine Irrthümer mir durch einen

Priester eingeschärft wurden; allein davor eben sind wir geschützt. Der Priester kann weder sich täuschen, noch uns, denn die Grundsätze, welche er uns lehrt, sind nicht die seinen, sondern die der Kirche, in welcher wir Alle nur einen einzigen Glauben haben, denn wir Alle bilden nur einen Körper.

Sie sind erschrocken, sagen Sie, über den großen Nachtheil des Cölibates der Priester: vor Allem ist dieser ein einfacher Punkt der Disciplin; doch möchte ich Ihnen beweisen, wie viel Weisheit und Schönheit in dieser Ordnung liegt. Alle Menschen, welche mit ihren Gedanken hohe Dinge erstrebten, sei es nun in der Religion oder Philosophie, enthielten sich aller menschlichen Berührung. Die ersten Christen hatten eine so hohe Achtung vor dieser Tugend, daß sie glaubten, es könne keiner ohne sie zur höchsten Stufe der Vollkommenheit gelangen. Fragen Sie mich nicht wie dies möglich ist; um es zu verstehen, muß angenommen werden, daß, wenn das Heiligthum vorbereitet, Gott nicht verschmähen wird, hinabzusteigen; und daß dieser Zustand große Freuden in sich birgt, wenn diese Tugend in ihrer ganzen Fülle vorhanden ist, und daß Gott Denen, welche sich in dieser Weise seinem absoluten Einfluß anheimgeben, durch unendliche Freuden reichlich für die elenden Genüsse dieser Welt entschädigt; die Visionen in der Wüste, die Inspirationen der Höhlen, und die Verzückungen der Heiligen lassen hier keinen Zweifel bestehen. Authentische Offenbarungen entkräften das entschiedenste Mißtrauen, und es ist gewiß nicht wunderbar, daß eine so lange, von den Be-

dürfnissen und Wünschen dieses drückenden Fleisches geschiedene Seele endlich zu jener erhabenen Begeisterung sich emporschwingt, welche in der Welt Wahnsinn und in der Ewigkeit höchste Weisheit genannt wird [1])! ... Mein lieber Freund, ich bin weit entfernt davon, diesen Gegenstand erschöpft zu haben; ich beklage in dieser unvollkommenen Weise darüber gesprochen zu haben, und ich wünschte von ganzem Herzen, daß Sie Jemand begegnen möchten, der besser als ich im Stande wäre, ein so interessantes Gespräch fortzusetzen.

Der Ihrige von Herzen
Albert."

Albert's Tagebuch.

Angefangen den 21. März 1834. — (Auszug) — Neapel.

Ich entschließe mich ein Tagebuch zu schreiben. Warum heute eher als gestern? Ich weiß es nicht; vielleicht habe ich in Erwägung gezogen, daß Derjenige, der alle seine Erlebnisse aufzeichnet, sein Leben besser anwendet.

Byron gelesen; spät aufgestanden; einige Zeilen an Montalembert geschrieben; Moore übersetzt, und seit

---

1) Anführungszeichen, welche sich in dem Brouillon dieses Briefes befinden, welches Albert lange Zeit verwahrte, mögen andeuten, daß es vielleicht irgend eine schöne Stelle ist, die er citirte, allein ich weiß nicht, woher er sie genommen.

zwei Stunden verfließt mein Leben in dem gewohnten, einförmigen Glück; viel gedacht und gesprochen von unserer Reise nach Jerusalem. Gewiß, ich glaube nicht daran; doch was gäbe ich darum, wenn ich sie machen könnte, mit ihr zusammen, natürlich!

Neapel, 22. März.

Spät aufgestanden; schlecht geschlafen; Englisch gelesen mit Miß Mac-Carthy; ausgeritten; große Freude beim Anblick des Meers; im Galopp geritten. Ich möchte mich oft in's Meer stürzen, um inmitten von etwas Unendlichem zu sein. Deshalb vielleicht liebe ich die Einsamkeit so sehr.

Als ich nach Hause kam, meine gewöhnliche Visite. Die Salons der Welt, in denen man so viel Zeit verliert. Sie würden mich nicht oft dort sehen, wenn sie nicht zu ihrem Glück einen Engel dort beherbergten, der die Leere darin ausfüllte! * * * ist ein komischer Mensch; ich liebe ihn; er interessirt mich, er ist unglücklich, sein Leben ist verfehlt; aber ich weiß, was für ihn angemessen gewesen wäre. Eine lange Gewohnheit der Unabhängigkeit macht alle Ketten unerträglich, so sanft sie immer sein mögen. Ich danke dem Himmel, daß er mich jung gebunden hat.

23. März.

Früh aufgestanden; gelesen in einem Buche Moore's, ein Frauen-Porträt gefunden, das sehr meiner Pauline gleicht.

Nehmen wir unser Tagebuch wieder zur Hand.

Ich war in der Messe: gut; um zwei Uhr bei Alex. Arme Freundin! Ich fand sie traurig. Sie quält sich mit der Idee es sei besser für mich gewesen, wenn nichts aus der Sache geworden. Und doch war es zu unser Beider Glück, daß wir uns begegneten, und daß Gott uns segnete: aber ich sage das so kalt dahin und schweige über die innere Freude meiner Seele. Unsere Liebe ist in Gott und durch ihn gesegnet. Ich habe den vollkommensten Glauben an die Erfüllung meiner Träume. O Herr! laß deine Liebe wie Thau über uns kommen [1])!

Samstag 24. März.

Früh aufgestanden; bei Mgr. Porta; ich verdiene nicht so viel Barmherzigkeit: das heil. Sakrament der Buße empfangen; Messe gehört; nach Hause gegangen; gefrühstückt. Ich möchte in exacter Weise eine Art Diät befolgen, weniger für meine Gesundheit, als weil ich glaube, daß dies günstig ist für die Intelligenz. Ausgeritten; ein wenig an

---

1) Alexandrine fügte dieser Stelle die Worte hinzu: „O mein Gott! diese Gebete meines Albert sind bis zu dir gedrungen. Das sind solche Gebete, die die Wolken durchbrechen, um bis zum Throne Gottes zu gelangen. An diesem Tag wohnte ich einer protestantischen Confirmation bei, und es war, wie ich glaube, während des Rückweges, in einem Gespräch über Religion mit meinem Bruder (der erst vor Kurzem eingetroffen war), wo ich mich weigerte meiner Mutter zu versprechen, niemals katholisch zu werden, und es war wahrscheinlich noch an demselben Abend, wo ich mit Albert in einer Weise sprach, die ihn folgende Worte zu schreiben veranlaßte: „Ich habe den bestimmtesten Glauben an die Erfüllung meiner Träume."

Montalembert geschrieben; meine Freundschaft für ihn wird von Tag zu Tag inniger. Bei Alex., in guter Stimmung; wir plauderten; sie machte Toilette, um zum Diner des Grafen Stackelberg zu gehen: prächtiger Anzug! sie war reizend. Am Abend war ich ein wenig in Emma's Salon; es gefiel mir dort; allein es scheint als habe ich alle Tournüre eingebüßt, denn alles was dieser gleicht, setzt mich in Erstaunen, und ich fühle mich nicht at home. Ich liebe so sehr meine stillen Abende! Gemüthliches Stillleben, was kann mit dir verglichen werden?

Als die Fürstin wieder nach Hause gekommen war, ging ich zu ihr; gesprochen von allerlei Dingen; einen Streit mit * * * gehabt: welch ein Widerspruchsgeist steckt in ihm! Er würde ganz gewiß meiner Meinung sein, wenn er zufällig mit einem Andern spräche, denn ich glaube ganz sicher, daß er so denkt wie ich. Um 11 Uhr, Gott sei Dank, Alle fort; entzückende Stunde! so schnell entschwunden! O ich liebe sie mehr, als ich es auszudrücken vermag! Mehr als sie es selber glaubt! Wie schwer wird es mir sie zu verlassen! Es ist immer herzzerreißend [1]).

Am Ufer des Meeres spazieren gegangen; Mondschein, bewegtes Meer, Wind, ich liebe solches Wetter; wieder nach Hause gegangen; Tagebuch geschrieben;

---

1) Alexandrine schreibt auf den Rand: „O! mein Gott, ja; diese kurze Abwesenheit war immer herzzerreißend. Das kommt daher, weil das Herz unersättlich ist, und eines ewigen und vollkommenen Glückes bedarf!"

einen Brief an Montalembert geendet, aber ich habe Schlaf; gute Nacht.

Am 26. März.

Um acht Uhr aufgestanden, überzeugt, daß ich eine Masse Dinge vorhatte; es war beinahe ein Uhr als wir frühstückten.

Um zwei Uhr bei Alex., wir waren in schlechter Stimmung: sie hat geweint, der arme Engel! Schöne, große Thränen! O wie sie mir so gefiel!

Um vier Uhr verließ ich sie, um in die Rumpelmette zu gehen; verschiedene Kirchen auf dem Wege dahin besucht; ich liebe diese Sitte, das Fahren der Wagen am heiligen Donnerstag und Freitag zu untersagen. Die Soldaten strecken ihre Waffen zum Zeichen der Trauer; rührender und schöner Gedanke; es liegt auf den südlichen Sitten ein Hauch von Poesie!

Um sieben Uhr dinirt, um acht bei Alex. Köstlicher Augenblick neben ihr am Kamin im Zimmer des Fürsten. Ich fühle mich immer fruchtbarer, reicher, wenn ich allein mit ihr bin; ein Dritter stört, eine Gesellschaft vernichtet mich.

Ist es möglich? in zwanzig Minuten ein Uhr; ich gehe zu Bett. Mein Gott, segne uns.

Neapel 28. März, Charfreitag.

In der Schloßkapelle schöner Gottesdienst; ein fast eine Stunde dauerndes Frühstück. Um zwei Uhr bei der Fürstin. Alexandrine war in ihrer Kirche, eine

Stunde darauf kam sie nach Hause; ich blieb eine halbe Stunde bei ihr, und ging dann in die Rumpelmette; um acht Uhr wieder zu Haus. Immer Gesellschaft; nur einen Augenblick waren wir am Theetisch allein. Alexandrine sprach davon, nicht nach Mola, sondern nach Castelamare zu gehen. Mir ist es eben so lieb, vielleicht noch lieber. Wir werden wieder darauf zurückkommen. Welche Tage des Glückes öffnen sich vor mir! Mein Vater ging gegen Mitternacht weg; ich ging mit ihm. Wieder nach Hause gekommen; gebetet; nach Mitternacht zu Bett gegangen.

Charsamstag, 29. März.

Um acht Uhr aufgestanden; ich wäre gern zum Abendmahl gegangen, obgleich ich mich dessen sehr unwürdig fühle; ich war bei Monsignore Porta. Es war in der Kirche; Priesterweihe; rührende Ceremonie. Welches Leben ist in unserem Cultus! Wie er das Herz bewegen und rühren kann! Welch schönes, ehrwürdiges Antlitz, welche Patriarchenfrömmigkeit in diesen Zügen, welche Reinheit und Inbrunst, in denen der jugendlichen Priester, welche ihn bedienen, ein Franziscaner und ein Benedictiner, glaube ich. Es war ein glücklicher Gedanke dahin zu gehen; mein Herz war kalt, ich habe es erwärmt, ich fühle mich von Neuem belebt; Monsignore Porta war zu ermüdet, um mich anzuhören, er bestellte mich auf morgen.

Bei Emma, wo auch Alexandrine war. Ich führte sie nach Hause und blieb bis zum Essen bei ihr. Am Abend ging ich wieder hin. Wir sprachen von dem

Cultus der heiligen Jungfrau Maria; sie bezweifelt ihre Protection. Das betrübt mich, ich möchte sie eines Andern belehren. Mein Gott! gib ihr den wahren Glauben, die Einfalt des Herzens! Wieder nach Hause zurückgekehrt, suchte ich in meinen Büchern die Stellen auf, welche sich darauf beziehen, schrieb sie für mich ab und übersetzte sie für sie.

Um neun Uhr zu ihr zurückgekehrt; schöner Abend. Ich bin früh wieder nach Hause gegangen. Engel! O Gott, beschütze sie! Zurückgekommen fand ich noch Gesellschaft bei Emma; um Mitternacht ging Alles fort; am Feuer allein geblieben, las und dachte ich.

An demselben Abend schrieb Alexandrine in ihr verschlossenes Buch:

Ich gehe Morgen zum Abendmahl, und mein Herz ist so trocken! Ich bin, als ob ich kein Gefühl hätte, nicht einmal für die Erdenfreuden, und für die himmlischen Dinge habe ich keinen Eifer und sehr wenig Glauben. Und dennoch verschließt sich nicht mein Herz dem Glauben ... O mein Gott! stütze mich bei jedem Schritt, den ich wandle, damit ich in diesem Zustand keine Sünde begehe, welche ich in einer besseren Zeit fern von mir gehalten hätte. Mein Gott, ich bitte dich im Namen deines Sohnes, mich lieber in diesem Augenblick sterben zu lassen, als zu erlauben, daß ich mich unwürdig deinem Tische nahe. Ich beschwöre dich, mich lieber sterben zu lassen, als dich so zu beleidigen, o mein Gott! Was Diejenigen betrifft, die mit mir an den Tisch des Herrn gehen, und die sich ungeachtet dessen, daß sie gesündigt haben, nicht in Ge-

fahr glauben, o mein Gott! ich bin sicher, daß du ihr Vertrauen nicht täuschen wirst. Dein Sohn hat dich gebeten, denen zu verzeienh, die nicht wissen was sie thun.

Mein Gott! Gott des Erbarmens! Gott, den ich fürchte und den ich doch liebe mir voll Sanftmuth und unendlicher Güte vorzustellen! Mein himmlischer Vater, verlasse mich nicht in der Dürre meines Herzen, gib mir den Glauben, die Liebe und die Hoffnung wieder und erleuchte mich über alles, was ich glauben soll. Lehre mich deine wahre Religion, ich bitte dich im Namen Jesu Christi[1]).

O mein Gott! verzeihe mir Alles, und verzeihe auch Denen, die ich liebe, und mache, daß duch ich nicht den kleinsten Groll gegen irgend Jemand in der Welt im Herzen behalte. O mein Gott! ich bin so schlecht! Komm mir zu Hilfe, entziehe dich mir nicht. Amen.

Alberts Tagebuch.

(Fortsetzung).

21. März 1834, Montag.

Um acht Uhr Morgens mit meinem Vater ausgeritten. Wir waren bei den Camaldulensern und hörten eine Messe dort; es war schön! Welches Leben regt sich beim Gebet in unseren Herzen! Diese Mönche haben eine schöne Bestimmung. Wie imposant ist diese

---

1) Alexandrine schrieb folgende Stelle auf den Rand: „Niemals wurde ein solches Gebet vom Himmel nicht erhört."

Ruhe, wie erfüllt von großen Gedanken! Fern von den Städten und der Welt, haben sie keine Ahnung von ihrer Verwirrung, und man sieht an der Heiterkeit ihres Antlitzes, daß das Glück nur in dem Guten wohnt, und das Gute nur in Gott. Wohl wird die Welt, die Secten, der böse Feind immer, doch stets vergebens versuchen, den Glanz der Reinheit dieser Engel = Menschen zu trüben. — O was bin ich im Vergleich zu diesen Wesen, die ihr Lebens=Glück dem Himmel opferten, ich, den der geringste Kummer traurig macht, und das geringste Hinderniß seiner Leidenschaft beunruhigt. Ich bewundere die Abtödtung des Fleisches, denn nichts ist so schön als die Reinheit!

Diesen Abend habe ich mit Alexandrine gesprochen. Ach, ich wünschte ihr mehr Glauben. Gott liebt die Kinder um ihrer Einfalt Willen, wegen ihrer Offenheit und Liebe; der Glaube ist schön wie der Himmel! O Worte! Worte!

Dienstag, 1. April.

Spät aufgestanden; englische Stunde. Um vier Uhr bei Alexandrine. Ueber Einrichtungen gesprochen. Den Tag unserer Hochzeit auf den 17. festgesetzt. Wir reisen an diesem Tag nach Castelamare; nach drei oder vier Tagen wird uns meine Schwiegermutter dorthin nachkommen; wir werden zusammen die Umgegend durchstreifen, dann werden Alexandrine und ich sie nach Neapel zurückführen. Welches Glück! Ich sterbe vor Furcht es nicht zu erreichen; werden nicht unvorhergesehene Ereignisse eintreten, die meine Hoffnungen

zerstören? Gott der Güte! segne uns! Diesen Abend Gesellschaft bei der Fürstin, langweilig; eine halbe Stunde mit meinem Engel; einen Ring verlangt, in welchem die Worte für das Leben eingravirt waren; sie verweigerte ihn mir, denn unsere Liebe soll ohne Ende sein, sie kommt vom Himmel und geht dahin zurück[1]). Nach Hause gegangen; in mein Tagebuch geschrieben; Byron und die Nachfolge Christi gelesen; um halb zwei Uhr zu Bett gegangen. Ich hatte Schlaf, und das letzte Kapitel der Nachfolge hat dies empfunden.

Mittwoch 2. April.

Ausgegangen, um mit Ventiguano umherzulaufen; morgen vereinigen sich die Zeugen bei dem Grafen Stackelberg, um Alexandrinens Taufe zu beglaubigen. Um vier Uhr bei meiner Schwiegermutter; schöner Augenblick mit Alexandrine, bei ihnen gespeist; es war eine Dummheit, daß ich bis zu Ende blieb. Die Soiree wollte Dank den ***, die mich zu Tode langweilten, kein Ende nehmen. Ich wurde so nervös, daß ich fast in Verzweiflung gerathen wäre, und es eine Scene gegeben hätte. Zwanzig Mal wollte ich mich verabschieden; es wäre besser gewesen, denn nachdem sie und auch mein Vater fortgegangen, hatte meine

1) Alexandrine schrieb folgende Worte auf den Rand: „O ich erinnere mich sehr wohl dieses Abends: er betrachtete meine Ringe, und wollte jenen von mir haben, der meinem Vater gehört hatte; ich verweigerte ihm denselben mit den Worten: „das Leben ist zu kurz!“

Ungeduld einen solchen Grad erreicht, daß kaum ein tête à tête mit Alexandrine meine Aufregung beschwichtigen konnte, und ich verabschiedete mich. Es war unrecht, und ich würde meine Vermählung um zwei Tage verschieben, wenn ich es dadurch ungeschehen machen könnte. Ich bin ein Dummkopf. Ich will ein wenig in der Nachfolge Christi und den Bekenntnissen des heiligen Augustinus lesen und zu Bette gehen; ich wollte es wäre schon Morgen, und ich hätte sie wiedergesehen.

Donnerstag 3. April.

Um acht Uhr aufgestanden, zu Ventiguano gelaufen, dann zum Goldschmied; dann um drei Uhr großer Zug; sieben versammelte Zeugen, beinahe sämmtlich große Staatsbeamte, Staatsräthe, Generale ꝛc., alles das um ein Falsum oder etwas dergleichen, glaube ich, zu begehen, was sich auf Alexandrinens Taufe bezog [1]). Der verwünschte Gerichtsdiener fand das Mittel, vier Seiten wegen einer Sache zu beschreiben, die mit vier Zeilen hätte gesagt werden können. Diesen Herren gedankt,

---

1) Es wurde durch eine abgeschmackte Förmlichkeit die Bestimmung getroffen, daß sieben Zeugen bestätigen mußten, daß Alexandrine getauft war. Diese Bestimmung sollte den Mangel eines Papiers ersetzen, und was Albert ein Falsun nannte oder etwas dergleichen, war die Erwägung des Umstandes, daß jene sieben Personen bei der Taufe Alexandrinens gar nicht gegenwärtig gewesen waren, und nur die Aussage ihrer Mutter, daß eine solche stattgefunden habe, (eine Aussage, die auch ohne dieses Zeugniß Glauben finden mußte) bekräftigten.

und mich in den Richterwagen gesetzt, einen Wagen, den ich bezahlt habe . . . Spitzbube!

Zu Lapoukhyn zurückgekehrt, dinirt; Anfang einer dummen Soiree; eine halbe Stunde allein geblieben; schöner Augenblick. Lieber Engel! ich muß genommen werden wie ich bin, zwei Männer sind in mir; sie liebt sie Beide, um so besser oder um so schlimmer, ich weiß es nicht. Alles was ich weiß ist, daß ich sie liebe. Noch zwölf Tage, Gott sei mit uns!

Albert an H. v. Montalembert.

„Neapel, den 5. April 1834.

Ich habe Dich vernachläßigt mein lieber Freund, doch Du hast keinen Begriff, in welche Zerstreuung mich meine nahende Vermählung stürzt; es ist natürlich. Mein Glück ist unbeschreiblich, ich bin ganz verwirrt davon; dennoch kann ich es nicht unterlassen, ein wenig schwarz zu sehen, ich bin oft traurig; das ist abgeschmackt und außerdem vielleicht undankbar; allein ich muß genommen werden wie ich bin. Ich erschrecke über die Verantwortlichkeit, welche auf mir ruhen wird, wenn ich diesen Engel durch dieses Leben führe, das vielleicht voll Bangigkeit sein wird. Mein Charakter erschreckt mich, meine wechselnde Laune, mein Mangel an Erfahrung, und was ich mehr als Alles fürchte, lieber Freund, das ist mein Mangel an wirklichem Werth. Ich fühle Liebe für alles Schöne, ich fürchte Alles was herabzieht und erniedrigt; aber jenen Werth, den die Bildung, der Geist und Charakter verleiht, besitze ich nicht. Du

kannst Dir nicht vorstellen, wie dieses Bewußtsein mich quält. Ich kenne meinen geringen Werth, und meine angeborene Schüchternheit vermindert noch meine geringen Gaben; nur Deine Briefe, mein Freund, richten mich ein wenig auf. Du hast das Talent, mir eine Meinung von mir selber beizubringen, die ich nicht besitze. Wenn Du es nicht wärest, würde ich an Schmeichelei glauben; und Alexandrine hatte wohl Recht zu sagen: „Ich wollte, daß Diejenigen, welche Sie nicht kennen, Sie durch die Briefe ihrer Freunde kennen lernten.“ Freilich stellen diese mich in das günstigste Licht. — Was diesen Gegenstand betrifft, machst Du mir große Freude durch die Art, wie Du über meinen Styl sprichst. Lieber Freund, es war mir sehr schmeichelhaft, was Du darüber geäußert hast, und diesen angenehmen Eindruck konnte selbst Dein Ausspruch, daß meine Ideen oft sehr unzusammenhängend wären, nicht vermindern. Ich erkenne sehr wohl die Wahrheit dieses freundschaftlichen Rathes: glaube nicht, daß ich ohne Wissen sündige, ich bin mir nur allzusehr der Verwirrung in meinen Ideen bewußt. Wird sie eine vorübergehende sein? O mein Freund, suche die Ursache des Uebels, anstatt dir Illusionen über mich zu machen, weine mit mir über meine Unfähigkeit; ich habe von einem durch schlechte Erzieher geleiteten Unterricht wenig profitirt, und das Wenige wurde noch durch eine schwache Gesundheit und den Mangel an gutem Willen vermindert. Das ist ein Zustand, welchen Du nicht kennst, ein Zustand, welcher tödtet. Ich möchte Alles einholen, und ungeachtet der Zerstreuungen, die mich umgeben und welche

vor mir liegen, läßt mir mein berufsloser Stand die Freiheit, die Leere ein wenig auszufüllen, welche die Wissenschaft in mir gelassen. Aber mein Freund, zu verstehen zu arbeiten ist schon die halbe Vollendung der Arbeit, und ich verstehe es nicht. Ich möchte Alles unternehmen, ein gutes Mittel nichts zu thuen; die Gewohnheit zu träumen, die ich als eine sehr schädliche erkenne, hat diese beklagenswerthe Zerstreuung in mir hervorgebracht: mit einem Wort, ich habe Durst, doch ich verstehe nicht zu trinken. Ich habe Dir schon gemeldet, was meine Vermählung eine Zeit lang unsicher gemacht, und was mich befürchten ließ, daß es für alle Zeit aus mit meinen Hoffnungen sei. Allein der Himmel hat es anders gewollt, und alle Hindernisse sind beseitigt. Meiner Schwiegermutter habe ich dies zu verdanken, denn nur von ihr hat Alles abgehangen.

Der Fürst Lapoukhyn ist sehr gut gegen Alexandrine. Mein Schwager ist Derjenige, der mich am wenigsten liebt, wodurch nicht gesagt sein soll, daß er kein guter Mensch ist; er hat Bildung, edle Gefühle, das Herz am rechten Fleck, aber sein Widerspruchsgeist stellt im Umgang mit ihm alle diese guten Eigenschaften in den Hintergrund. Sie hat noch einen andern Bruder, der sanfter ist, und ein sehr schöner Junge, wie man sagt, doch diesen kenne ich noch nicht.

Eine Person, die ich nie gegen dich erwähnte, die Du jedoch von Ansehen kennst, ist der Graf Putbus; Du erinnerst Dich seiner von Rom her. Nun wohl, dieser vortreffliche Mann hatte keine andere Häuslichkeit, als die Alexandrinens und ihrer Mutter, denen er

überallhin folgte; sie waren seine einzige Familie. Als die Gräfin Alopeus sich vermählte, verfiel er in einen Zustand düsterster Melancholie; während der Trauung rollten große Thränen aus den Augen dieses kalten und blasirten Menschen. Doch hielt er sich bei dieser Prüfung tapfer, und kam nach ihnen hierher. Ich kann mir keine rechte Vorstellung von seinen Gefühlen für Alexandrine machen. Wenn es, wie ich glaube, nur Freundschaft ist, so ist diese so groß, daß die Prüfung, einen Andern im Besitz seines Theuersten zu sehen, eine zu schwere für ihn wird. Er verläßt uns in einigen Tagen, da er durchaus nicht zum Bleiben zu bewegen ist. In jedem Augenblicke sehe ich seine Augen voll Thränen; er sucht sie mir zu verbergen, doch das beweist, wie weit entfernt von der Wahrheit jene Hülle der Kälte ist, mit der er sich umgibt. Ich zweifle aber trotz alledem nicht, daß er nach einiger Zeit zu uns zurückkehren wird. Er sagt, er wolle uns nach Aegypten begleiten. Das ist ein schöner Traum; auch Du sollst ein Mitglied dieser Caravane sein. Was meinst Du dazu?

Ich wollte mit der Antwort auf Das, was Du mir über Herrn von Lamennais mittheiltest, diesen Brief beginnen. Ich bitte, sprich mit ihm von mir, erzähle ihm unsere Geschichte, sag ihm, er möge den Segen des Himmels für uns erflehen; wenn ich nicht fürchtete, ihn zu belästigen, würde ich ihn selber darum ersuchen. Bitte ihn, mir ein wenig Wohlwollen zu erhalten und mir zu erlauben, für ihn jene Bewunderung zu hegen, welche er Jedem einflößt, und jene stille Zuneigung, zu

welcher seine Güte gegen mich mir ein Recht verleiht. Der Aufenthalt in Rom ist mir für immer in das Herz gegraben.

Du sprichst mir von Montigny! Montigny ist verkauft [1]). Du kannst Dir keine Vorstellung davon machen, wie es mich betrübt, denn, jetzt wo die Politik Alle zerstreut, fehlt es Einem an einem Orte der Vereinigung in seinem Vaterland, und man ist verurtheilt, bis an das Ende seines Lebens in fremden Landen umherzuirren. O, welche Luftschlösser hatte ich gebaut! Denn, lieber Freund, wenn man sich von den schönen Eindrücken unter dem Himmel Italiens genährt, ist die Seligkeit erst dann eine vollkommene, wenn man sich ihrer in seinem traulichen at home erinnern kann. Ich gestehe Dir, daß ich oft Heimweh habe.

Albert."

„Erzähle mir viel von Rio. O liebster Freund! glaube an mein Vertrauen und an Dein Glück!

P. S. In Rom hat Peter von Brézé [2]) zu allgemeiner Erbauung vor Kurzem seine erste Messe gelesen."

Alberts Tagebuch.

(Fortsetzung.)

Neapel, Sonntag 6. April.

Um acht Uhr ausgegangen, um ein Geschenk für Catiche zu kaufen, meine Karten und die meiner

1) Mein Vater hatte um diese Zeit das Gut an den Herzog von Montmorency verkauft; der gegenwärtige Besitzer desselben ist dessen Enkel, der Graf von Levis-Mirepoix.

2) Gegenwärtig Bischof von Moulins.

Frau bestellt; wie merkwürdig, so weit gekommen zu sein. Bei dem Grafen Stackelberg dinirt; bis zehn Uhr bei Emma, dann bei Alexandrine. Noch nicht aus dem Theater zurück. Endlich gekommen, mit Putbus gesprochen, Alle fort. Nichts kann mit dem Leben verglichen werden, welches ich seit zwei Jahren führe, und jetzt ist mein Glück so vollkommen! Solche Bande sind unauflöslich.

Um Mitternacht nach Hause gekommen; Gesellschaft bei Emma gefunden; nachdem Alle entfernt waren, mich angenehm unterhalten.

Jetzt bin ich in meinem Zimmer; ich habe zwar keinen Schlaf, aber die Kälte (denn mein Zimmer ist nicht geheizt) gibt mir den Rath, zu Bette zu gehen.

Ich liebe es, in meinen vier Pfählen zu wachen, die Stille sagt mir sehr zu, Niemand sieht mich, und wenn Alexandrine schläft, denkt Niemand an mich, was mir zuweilen sehr angenehm ist.

Hier ist ein kleines Gedicht über Buondelmonte; ich will es zu Ende lesen, es ist hübsch, interessant. Welche Wichtigkeit hatten damals die Privatauftritte! Jetzt ist alles gewöhnlicher, die edlen Leidenschaften schlummern oder sind todt, der Egoismus durchdringt Alles, Jeder lebt für sich. Die Gesellschaft würde zusammenfallen, wenn wir uns nicht am Vorabend einer Wiedergeburt befänden, die sich schon in unbestimmter Weise fühlbar macht. Wir empfinden die ersten Stöße eines nahen Umsturzes, allein die Geister bereiten sich vor, Alles deutet darauf hin, daß die neue Aera ohne Erschütterung zu erfahren ihren Platz einnehmen wird.

Die Religion, glaube ich, ist die Seele der Zukunft, die letzte Umwandlung der Gesellschaft. Unser Vervollkommnungsvermögen wird dann seinen höchsten Grad erreicht haben und uns unsere erste Bestimmung wiedergeben, den Glanz, den Tag, das Licht, das Glück, den Himmel.

Dienstag, 8. April.

Endlich für Catiche etwas gekauft, es ist häßlich, aber ich bin aus dieser Unsicherheit heraus, was das Wichtigste ist. Eine schöne schottische Casquette bestellt, die mich gut kleiden wird; um so besser! ich möchte schön sein.

Fast meinen ganzen Tag verloren, geritten, abscheuliche Einrichtung. Buondelmonte beendigt. Er wird an dem Tage ermordet, wo er sich mit der Geliebten vermählen soll; vielleicht ein beneidenswerther Tod, der ihn entführte, ehe eine Wolke zwischen ihn und seinen Himmel gleitete!

Donnerstag, 10. April

In acht Tagen werde ich um diese Zeit seit elf Stunden vermählt sein!

Abend bei den Lapoukhyns, Alexandrine von dem Gedanken betrübt, ihre Mutter zu verlassen. Sie hat geweint; das geht vorüber, wie ich hoffe. Wenn mir es jedoch nicht gelingen sollte, die durch die Trennung von der Mutter verursachte Leere in ihrem Herzen auszufüllen, werde ich sterben oder mit ihr nach Rußland gehen, was eine Art geistiger, vielleicht auch physischer Selbstmord ist. Ich bin dumm, toll, oder etwas der-

artiges. Das Vorgefühl, Alexandrine unglücklich zu machen, quält mich. Ich möchte Mönch werden. Doch ich fasele; ich will den Kopf so lange in das Kissen stecken, bis mir vernünftigere Gedanken kommen.

Neapel, Freitag 11. April.

In der Mairie gewesen. Dann bei Monsignore Porta; lange mit ihm gesprochen. Er will das Kloster in Amalfi wieder kaufen; ich begreife diesen Wunsch, es gibt keine geeignetere Lage für ein Ordenshaus. Was kann die Welt im Vergleich mit den reinen Freuden dieses großen Berufes bieten, im Vergleich der unendlichen Liebe, die sich in Gott verliert, das heißt die unauslöschlich ist[1])?

Samstag, 12. April.

Um acht Uhr nach Castelamare gereist, um alle Vorbereitungen zu unserem Aufenthalte dort zu treffen, der sehr schön sein wird. Welche Tage des Glückes erwarten uns dort!

Nach Neapel zurückgekehrt. Bei Temple[2]) Diner, zum Sterben langweilig.

---

1) Monsignore Porta war der Provinzial der Capuziner, und wollte das früher seinem Orden gehörende Kloster wieder ankaufen, das in Amalfi sich befand und in ein Wirthshaus umgestaltet war; es hat eine ganz unvergleichlich schöne Lage, welche allen Malern und Reisenden bekannt ist, die in jener Gegend waren.

2) Sir William Temple, Bruder des Lord Palmerston, damals und lange Zeit nachher englischer Gesandter in Neapel (von 1832 bis 1858).

Nach dem Diner bei der Fürstin, lange melodramatische Scene. Putbus reist ab, Jeder will ihn zurückhalten, er widersteht, er ist abgeschmackt, ich liebe ihn von ganzem Herzen, und wünsche aufrichtig, daß er unser Haus als das seinige ansehen möge; er glaubt nicht an das Interesse der Menschen oder will nicht daran glauben; noch ein Mal, er ist abgeschmackt, ungerecht. Ich wollte ein wenig allein mit Alexandrinen bleiben, die in Thränen schwamm, doch war es schon halb eins. Sie gingen nicht, ich verabschiedete mich zuerst.

Geschichte Alexandrinens.

(Fortsetzung).

Moritz Putbus reiste wirklich in dieser Nacht ab. Man fand mich seit einigen Tagen ein wenig melancholisch. Ich war wegen meines Glückes unbesorgt, mein Albert war mir theurer als die ganze übrige Welt; doch das Nahen einer so wichtigen Lebensepoche hat etwas Ernstes, Feierliches; dann dachte ich auch an die Trennung von der Mutter, die mir wie ein Gespenst vorschwebte. Sogar die von Putbus verursachte mir Leid. Der Gedanke mich von etwas zu trennen, das ich am liebsten noch mit dem glücklicheren Etwas, das mir bevorstand, vereinigt hätte, verursachte bei mir dieses unbestimmte Gefühl der Trauer, die indessen immer durch das Gefühl wieder zerstreut wurde, welches die erste und Hauptursache war; kann nicht in diesem so ungewissen Leben das schönste Glück ganz plötzlich

eine schlimme Wendung nehmen? Jede Veränderung erschreckt! ....

Ich war so glücklich, sowohl in dem Salon der Mutter, als auch in meinem kleinen Zimmerchen, wenn ich über das nachdachte, was er mir gesagt hatte und noch sagen würde! Dennoch hatte mein Herz das Bedürfniß, ihm vor Gott und den Menschen den Schwur der ewigen Liebe zu leisten.

Albert speiste am 14. bei uns mit seiner Mutter, seinen Schwestern und Herrn Valette, unserem evangelischen Geistlichen, von welchem er in seinem Tagebuch Folgendes sagt:

„Er sieht ganz aus wie ein Reformirter. Warum haben sie sich getrennt? ... Warum haben sie die Kirche zerstückelt und zerrissen? Die Einheit ist so schön! Warum wurde der Aufschrei der Liebe zum Himmel getheilt, der doch nur Einer sein sollte?"

Den 16. April (Mittwoch). — Albert führte mich zu seinen Verwandten, von da zu Monsignore Porta, ich versprach, daß alle meine Kinder katholisch werden sollten. Ich erinnere mich, daß, als ich das Ja aussprechen sollte, die Gräfin la Ferronnays mich ansah, als ob sie fürchtete, daß es mir Ueberwindung kostete, und mir mit Sanftmuth sagte: „Es ist doch Ihr Wille, nichtwahr?" Sie wußte nicht, wie es mich beglückte, dieses Versprechen zu geben, das mich mit der lieblichsten Freude erfüllte. Es ist merkwürdig, daß ich zu keiner Zeit gewünscht hatte, daß meine Kinder protestantisch werden möchten; lieber noch hätte ich es gesehen, daß sie griechisch geworden wären, doch am liebsten katholisch.

Es war an einem dieser Tage, oder vielleicht an demselben, wo ich mit Pauline plaudernd, zu ihr sagte, daß drei Todesfälle oder eine Geburt mich selber auf der Stelle katholisch machen würden. Ich wollte sagen mein eigener Tod (denn ich fühlte seitdem, daß ich nicht gern in einem anderen Glauben gestorben wäre) oder der Tod meiner Mutter, der mich von dem Schmerz befreit hätte, sie zu betrüben, oder endlich der Tod Alberts. Ich dachte auch; wenn ich eines Tages ein Kind zur Welt bringen sollte, so würde ich dadurch den Muth erhalten meine Mutter zu betrüben.

Die schmerzlichste dieser Vorhersehungen traf ein.

Den 16. April, den Tag vor unserer Hochzeit speiste Albert bei uns zu Mittag. Am Abend war ich einige Zeit allein mit ihm, und er sprach in einer Weise mit mir, die mich mit Liebe und Bewunderung für ihn erfüllte; alles was er sagte, seine ganze Art machte ihn mir zugleich liebens- und verehrungswürdig wie ein vollkommneres Wesen als alle übrigen Menschen. Er hatte mir oft diesen Eindruck gemacht, doch war er nie so lebhaft als an diesem Abend, am Vorabend unserer Vermählung; ich war erfüllt von einem so überirdischen Glück, daß selbst die Traurigkeit meiner Mutter, als ich ihr den Gutenachtkuß gab, mich nicht verwirren konnte.

Als ich allein in meinem Zimmer war, schrieb ich folgende Zeilen in mein verschlossenes Buch:

Mein Gott! Morgen vermähle ich mich mit Albert und ich fühle mich in jeder Beziehung seiner unwürdig. Es betrübt mich, und ich bitte dich im Namen deines Sohnes, unseres Heilandes und Erlösers, dieses Bünd-

niß durch meinen Tod zu lösen, wenn es jemals in irgend einer Weise meinen Albert belästigen sollte. Mein Gott! mein Gott! Ich empfehle dir meine Mutter, Albert, meine Brüder, schenke ihnen das ewige Glück im Himmel, und wenn es sein kann, auch das auf Erden. Mich aber, o mein Gott, erleuchte. Nimm Albert und mich in deine Liebe auf, segne meinen Vater, der im Himmel ist und der mich so geliebt auf Erden. O mein Gott! sei mit uns! Mein Gott, gib, daß eines Tages nur Unschuld und Glück auf Erden ist.

Dann sandte ich dieses Buch mit folgendem Billet an Pauline:

„Meine gute Pauline, ich vermache Dir dieses Buch. Es ist Mitternacht vorüber. Ich bin traurig der Mutter wegen; im Uebrigen genieße ich eine köstliche Ruhe, die ich Albert, diesem Engel verdanke, dessen ich nicht würdig bin. Ich hoffe, daß Du mit dieser meiner geistigen Verfassung zufrieden bist, sie verspricht mir für Morgen eine Ruhe, und sogar ein erstaunliches Glück. O, wie kann ich Gott dafür danken? Gute Nacht, meine geliebten Schwestern, bis Morgen; liebt mich und betet Beide für meine Mutter.

Alexandrine von Alopeus.“

Das letzte Wort in meinem Tagebuch, am Ende dieses Lebensabschnittes war:

Mein Gott, segne uns im Namen deines Sohnes.

Und in dem Buch der Abschriften sollte auch das

letzte Wort ein frommes sein, ich hatte daher an diesem letzten Tag geschrieben:

Es gebe Jeder je nachdem er es beschlossen hat in seinem Herzen, nicht ungern und auch nicht gezwungen, denn Gott liebt nur was fröhlich gegeben wird. (II. Corinth. IX., 7.)

Aber wie weit entfernt war ich davon ein christliches Leben zu führen! Manchmal fürchte ich, es sei um mich zu strafen für mein häufiges Vergessen, für meine Nachläßigkeit ihm für mein Glück zu danken, daß Gott es mir genommen!

Am Morgen meines Hochzeitstages, am 17. April 1834, weckte mich Catiche um sieben Uhr. Ich frug sie sogleich, was es für Wetter sei. Es regnete zwar nicht, doch war der Himmel bedeckt. Ich hatte eine abergläubische Furcht, daß es an diesem Tage regnen werde. Ich stand nun auf, ging zu meiner Mutter, frühstückte mit ihr, und kleidete mich dann an.

Ehe ich meine Toilette noch völlig beendet hatte, kamen Pauline und Eugenie; sie waren Beide himmelblau; meine Mutter trug ein Kleid von weißem Cachemire mit roth gefüttert. Ich trug ein hohes Spitzenkleid mit weißer Seide gefüttert; mein Schleier war durch eine Krone von Myrthen und weißen Rosen befestigt [1]). Meine Mutter wollte nicht, daß ich das Collier anlegen sollte, was sie mir geschenkt hatte, weil Perlen Thränen bedeute; ich trug dafür ein

---

1) Die Fürstin Lapoukhyn wollte, daß Alexandrinen auch Myrthen in ihren Brautkranz eingepflochten werden sollten, weil das eine deutsche Sitte sei.

Kreuz, das Albert mir gegeben hatte. Es war ein schönes, kostbares Diamantenkreuz, das mir um so theurer war, weil ich es von ihm hatte und weil es das Zeichen des Heiles war. Das Kreuz der Liebe, von der Liebe gegeben, was seitdem mir sehr bedeutungsvoll erschien!

Während der langen Zeit meiner Toilette war meine Mutter sehr bewegt, doch ich ruhig und glücklich. Pauline erzählt noch die Worte, die ich beim Ankleiden gesprochen; sie lachte darüber, weil sie es erstaunlich fand, daß ich an einem so denkwürdigen Tag nur wenig anders war als sonst. Albert kam. Ich war bereit; ich ging in das Zimmer meiner Mutter, kniete vor ihr nieder und bat um ihren Segen, und auch um den meines Vaters.

Hierauf ließ man mich den Contract unterzeichnen, dann gingen wir alle zusammen in das Palais Acton (wo die katholischen Ehen eingesegnet wurden). In diesem Augenblick bemerkte ich einen Sonnenstrahl, der mich erfreute, doch er war bleich und kurz.

Monsignore Porta segnete uns in der Kapelle. Er war im schönen priesterlichen Schmuck, und sein weißer Bart gab ihm ein sanftes, und zugleich imposantes Ansehen. Ich kniete neben Albert nieder, und that was man mir sagte. Ich war mit allen Gebräuchen der katholischen Kirche völlig unbekannt; und wie bei allen großen Angelegenheiten des Lebens, war ich betäubt und ohne eigentliches Bewußtsein von dem, was um mich vorging.

Als wir getraut waren, umringten mich Alle und umarmten mich, dann gingen wir in die protestantische

Kapelle, wo Herr Valette uns eine sehr schöne Rede hielt, welche zur großen Zufriedenheit meiner Mutter selbst die gegenwärtigen Katholiken rührte.

Als wir wieder nach Hause zurückkehrten, setzte sich die Mutter auf den Vordersitz des Wagens und ließ uns im Fond sitzen; so fuhren wir zu Alberts Verwandten zurück, wo ein großes Dejeuner gegeben wurde. Dann machte ich noch in meinem Brautstaat der Gräfin Stackelberg eine Visite, welche aus Versehen nicht zum Dejeuner geladen war. Dann ging ich nach Hause, und zum letzten Mal in mein Zimmer, das ich für immer verlassen sollte. Hier zog ich mein weißes Spitzenkleid aus, zog Eines von grauer Seide an, und setzte einen Strohhut mit rosa Futter auf, um mit Albert nach Castelamare zu reisen. Als ich so zur Reise vorbereitet war, fühlte ich mich sehr bewegt und sogar traurig, als ich um mich herum alle die Personen und Orte sah, die ich verlassen sollte. Ich wollte nochmals alle Zimmer sehen. Ich umarmte noch einmal meine Mutter und alle Anderen. Dann stieg ich endlich mit Albert in den Wagen, und wir reisten ab .... Wir glaubten alle Beide zu träumen! ...

Zweiter Theil.

Wer nicht geprüft ward, was weiß der?
Eccles. 39, 9.

Wenn diese Geschichte ein Roman wäre, oder wenn sie nur der Erinnerung der glücklichen Tage gewidmet wäre, so wäre sie ihrer Vollendung nahe, und nur wenige Seiten wären noch hinzuzufügen. Allein Diejenigen, deren Leben sie beschreibt, sind keine erdichteten Persönlichkeiten. Es sind Christen, die des Leidens würdig befunden wurden, und deren irdisches Glück nur deshalb in gesegnetem Andenken bleibt, weil, nachdem es mit Dank empfangen, ohne Murren zurückgegeben wurde. Man könnte was nun folgt den Anfang der Geschichte nennen, weil sie von jetzt ab erst eigentliche Bedeutung gewinnt.

Die Zeit der Prüfungen war indessen noch nicht gekommen, als wir einige Tage nach der Vermählung Alberts und Alexandrinens dieselben in ihrem reizenden Häuschen in Castelamare, wohin sie uns vorangeeilt, einholten. Dieser Sommer war vielleicht der glücklichste in unserm Leben; ohne es zu wissen, hatten wir den Culminationspunkt unseres Glückes erreicht, und es

war dies das letzte Mal auf dieser Welt, wo wir Alle vereinigt waren.

Eine von Weinreben und Rosen überdachte Treppe führte vom Wege aus in dies zierliche Haus, dessen Fenster des Erdgeschosses, welches Albert und Alexandrine bewohnten, sich auf den Garten öffneten. Carl und Emma bewohnten den ersten Stock. Meine Eltern, Ferdinand, meine Schwestern und ich den zweiten, und jede Etage hatte ihre besondere Terrasse, die durch von Außen sich befindliche Treppen mit den Uebrigen in Verbindung stand. Außer den verschiedenen Tagesmahlzeiten, an denen wir Alle Theil nahmen, und den Vorlesungen, die uns gleichfalls Alle vereinigten, waren wir stets durch diese Terrassen mit einander in Verbindung, und jeder Vorwand uns einander zu nahen, wurde von allen Seiten stets mit Freuden begrüßt, und glaube ich, daß niemals Brüder und Schwestern, Schwager und Schwägerinnen so fröhlich und herzlich mit einander vereinigt waren.

Es war im Laufe dieses Sommers, wo auch ich mich vermählte, und dieses Ereigniß beschäftigte nicht weniger als mich selber diese liebe Freundeszunft, die mich umgab. Die Tage, die der Festsetzung meiner Vermählung folgten, waren sehr friedliche, sehr glückliche, und besonders einer, den ich wie den schönsten und ruhigsten dieser glücklichen Epoche in der Erinnerung bewahre.

Ich habe schon gesagt, daß Albert und Alexandrine im Erdgeschoß wohnten, dessen Fenster auf den Garten gingen, zu welchem einige Stufen herabführten. An

dem Abend, dessen ich mich erinnere, war ihr Salon ganz erfüllt von Licht, Musik und Blumen. Eugenie sang, und wir Anderen saßen auf den Stufen des Perrons und hörten plaudernd ihrer unvergleichlich schönen Stimme zu; wir athmeten dabei die Düfte der Rosen und Orangenblüthen und genossen die herrlichste Aussicht auf eine vom Mond und Sternenlicht erleuchtete Landschaft, die sich vor uns ausbreitete, und die auch der Vesuv, welcher in diesem Jahre spie, mit seinen Flammengarben erhellte, und von dessen Gipfel ein Flammenbach herabströmte, der sich in die Ebenen der Gegend von Ottagano ergoß. Ach, wir waren Alle ganz vollkommen glücklich damals. Das Glück Alberts und Alexandrinens erschien uns wie ein Vorbote des Eigenen; das Unsrige machte das Ihrige vollkommen. Die hingebende Zärtlichkeit Eugeniens, die mehr als sonst aus sich heraustrat, machte sie munter wie ein Vögelchen, glänzend wie einen Sonnenstrahl, und mit ihr trug Ferdinand dazu bei die Tage zu erheitern, welche durch ihre Wichtigkeit etwas Ernstes erhielten. Der Abend wurde gewöhnlich bei Carl und Emma beschlossen (deren herzliche und zärtliche Sympathie gleichfalls nichts zu wünschen übrig ließ). Ihre Terrasse war die größte von Allen, hier versammelten wir uns gewöhnlich Alle, und blieben oft bis spät in der Nacht dort, — diese italienischen Nächte sind im Sommer noch schöner wie die Tage, und man wird nicht müde im Freien zu sitzen! Niemals waren meine Eltern so zufrieden, nie so glücklich im Schoße ihrer Kinder. Wir waren auf dem Gipfel, und dieser Gipfel war vom Sonnenstrahl des

höchsten Erdenglückes vergoldet, doch wenn es jemals eine Wahrheit gab, so war es diese, daß ein zu großes Glück nicht lange dauern kann[1]).

Die Wolken, die es so bald trüben sollten, fingen schon an ihre Schatten zu werfen; schon sechs Wochen vorher hatten wir einen Tag der Bestürzung um Albert; jedoch die Unruhe, dieser am Glücke nagende Wurm, achtete noch das unsere, und, obgleich einen Augenblick erschrocken, gewannen wir bald wieder die Sicherheit der Unerfahrenheit. Erst viel später, als für Alexandrine das Ende der Prüfung erschienen war, und sie alle Stufen der Angst bis zum ersten Augenblick der Unruhe noch einmal durchlief, führten sie ihre Erinnerungen auch zu jenem Tag zurück, an welchen sie Albert lebhaft das Taschentuch an seinen Mund bringen, und es mit Blut bedeckt von seinen Lippen nehmen sah. Und dieser Tag .... war der zehnte nach ihrer Vermählung!

Zehn Tage ohne Verwirrung, Unruhe und Herzensangst; zehn Tage des Vollbesitzes alles nur erdenklichen Erdenglückes; es waren privilegirte Existenzen, denen dieses Glück zu Theil wurde; denn gibt es viele Menschen, die auch nur ein momentanes Glück, eine momentane Verwirklichung ihrer Hoffnungen erleben? Alexandrine jedoch genoß für eine kurze Zeit die Verwirklichung ihrer

---

1) Es war während dieses Sommers, wo Eugenie inmitten der allgemeinen Fröhlichkeit oft zu mir sagte: „O meine Liebe, wie schön ist es auf Erden! Wie muß es dann erst im Himmel sein? Der Tod ist also noch besser als dies Alles?"

schönsten Träume. Albert vereinigte nicht allein alle Eigenschaften, die sie an ihrem künftigen Gemahl am meisten gewünscht, doch nie in dieser vollkommenen Vereinigung zu finden gehofft; sie flößte ihm nicht allein ein Gefühl ein, das an Tiefe und Stärke Alles übertraf was sie je ersehnt hatte, sondern es trugen auch noch andere Umstände dazu bei, sie vollkommen glücklich zu machen. Alexandrine hatte niemals Schwestern gehabt, sie lebte fern von ihren Brüdern allein bei ihren Eltern, und litt stets sehr unter dieser Einsamkeit; es war daher immer einer ihrer Hauptwünsche, einer großen Familie anzugehören. Die Unsrige hatte sie seit unserer ersten Begegnung (lange vor ihrer Bekanntschaft mit Albert) schon angezogen; und seitdem hatte sie ihre Freundschaft auch auf Eugenie und meine anderen Brüder ausgedehnt. Auf diese Weise hatte sie meinen Vater bewundern und lieben, und meine Mutter verehren lernen, und es ist sicher, daß der Gedanke ihre Tochter und unsere Schwester zu werden, das Glück Alberts Frau zu sein, sehr erhöhete. Außerdem gehörte er einer Nation an, die sie stets vor allen anderen geliebt; Französin zu werden gehörte mit zu den Dingen, welche sie am meisten wünschte. Und endlich gefiel ihr der Name sehr wohl, welchen sie annehmen sollte. Man kann daher sagen, daß das Geschick, das sie erwählte, dem sehr ähnlich sah, welches sie sich in ihren schönsten Träumen ausgemalt hatte. Was den Reichthum betraf, der ihrem Glück allerdings mangelte, so hatte sie sich diesen niemals gewünscht, und sie hat später bewiesen, daß diese Verachtung des Vermögens, die fast allen

jungen Mädchen eigen ist, (der man jedoch mißtrauen muß, weil sie sich gewöhnlich nur in ihrer Fantasie befindet,) die jedoch bei Alexandrine in Wirklichkeit vorhanden war. Obgleich Tochter eines Hauses, in welchem nach russischem Zuschnitt, Pracht und Aufwand herrschten, verleugnete sich seit ihrer Vermählung auch keinen Augenblick ihr Geschmack für das einfache, sparsame häusliche Leben, mit dem sie Eleganz und Großmuth zu verbinden wußte. Später freilich entsagte sie Allem; nicht aus Nothwendigkeit, sondern aus Barmherzigkeit; sie gab den Bedürftigen Alles; sie opferte ihnen sogar jenes Wohlleben, an welches sie seit der frühesten Kindheit gewöhnt war.

Der kleine Unfall, von welchem ich gesprochen, hatte im Anfang weiter keine schlimmen Folgen, später jedoch folgten andere Leiden, welche zu dem Glauben Veranlassung gaben, daß die Luft von Castelamare Albert nicht gut bekomme, und man ihm daher den Rath gab, nach Sorrento zu gehen. Diese Trennung brachte schon eine große Veränderung in unserem gemüthlichen Familienkreise hervor: nicht ohne großen Kummer zu empfinden, begleiteten wir sie am Abend des 27. Juli nach der Marine von Castelamare, woselbst sie sich einschiffen wollten. Der prächtige Weg, der jetzt von Castelamare direct nach Sorrento führt, existirte damals noch nicht; man mußte, wenn man zu Land dahin wollte, den Weg zu Pferd oder zu Esel machen; man machte ihn gewöhnlich zu Wasser, weil das die bequemste und am wenigsten ermüdende Art zu reisen war. Diesen Abend jedoch war das Wetter stürmisch,

und der Himmel bedeckt; als wir daher unsere Reisenden sich in ihrer kleinen Barke auf einem düstern und bewegten Meere vom Ufer entfernen sahen, erschien uns das so traurig, daß Eugenie in Thränen ausbrach. Diese Thränen waren jedoch wenig gerechtfertigt, da wir sie schon am nächstfolgenden Tag wiedersehen sollten. Wenn es jedoch ein Vorgefühl war, welches sie verursachte, so waren sie leider nur zu sehr gerechtfertigt, weil diese Trennung ein Vorspiel aller anderen Trennungen war, welche ihr folgten, und dieser Tag endigte für sie jenes gemüthliche Familienleben, das Alexandrine sich so sehr gewünscht hatte, und welches Beide so sehr zu schätzen wußten, für immer!

Einige Stunden darauf erhielten wir von Alexandrine folgende Zeilen, die uns der Schiffer brachte, welcher sie nach Sorrento gefahren hatte.

An meine Schwestern.

„Sorrento, Villa Cesari, Montag Abend.

Meine Schwestern, alle drei, Pauline, Eugenie, Emma, wenn ich Euch nicht liebte wie ich Euch liebe, würde ich Euch nicht schreiben, denn ich bin „Knoiked up.“ Stellt Euch vor, daß ich die Seekrankheit gehabt habe! Aber das Entzücken über diesen herrlichen Aufenthalt, und ein guter Thee haben mich wieder neu belebt, so daß ich im Stande bin, Euch diese Zeilen zu schreiben. Ihr könnt Euch nicht denken, wie sehr wir hier „a mio genio“ wohnen. Hattet Ihr ein wenig Furcht für uns? Es sah freilich abentheuerlich genug aus,

aber ich war zu krank, um das Geringste dieser Romantik zu genießen. Ich hoffe, daß der Schiffer Euch die Versicherung (von Albert beim Sternenschein geschrieben), daß wir glücklich angekommen, übergeben hat. Man braucht fünfviertel Stunden, um die Seeküste von Cassano zu erreichen, und von da bis zu unserer Villa Cesari wenigstens eine halbe Stunde. Morgen erwarte ich Alexander, übermorgen meine kleine Eugenie und ihren Vater; jeden Tag also ein Wiedersehen, o wie schön ist das. Ich habe ungeachtet der Reize dieses Ortes schon die Smania... Meine kleine Eugenie, thue mir die Liebe, Dich Morgen zu erkundigen, ob keine Briefe von der Mutter für mich angekommen sind. Dieser Mangel an Nachrichten vergiftet mein Glück. Gott segne Euch alle! Auf baldiges Wiedersehen. Gebt keinem Ueberlästigen unsere wahre Adresse. Ich glaube wir sind gut versteckt und schwer zu entdecken, das ist sehr angenehm. Nicht wahr wir fehlen Euch doch mehr als Ihr dachtet? Aha!

Eure Alexandrine."

Man merkt, daß sie an diesem Abend, nicht denselben traurigen Eindruck empfangen, wie wir. Später als sie dieses Billet ihrer Geschichte einreihete, fügte sie diese Worte hinzu: „Ich habe vielleicht seitdem nie wieder etwas mit so großer Herzensfreudigkeit geschrieben."

Zwei Tage darauf besuchten wir Alle sie. Wir fanden sie in der That in Sorrento sehr angenehm eingerichtet,

und wir besuchten sie abwechselnd sehr häufig daselbst, so daß diese Trennung gar keine eigentliche Trennung genannt werden konnte, und uns Allen dieser Monat sehr rasch und angenehm verging. Dennoch war Albert während dieser Zeit zwei Mal krank; ein Mal hatte er Blutspeien, und die Aerzte meinten, er müsse, anstatt den Winter mit uns hier zu bleiben, Neapel verlassen und sich in Pisa niederlassen. Das Alles war schon sehr betrübend, allein wir waren in diesem Augenblick so zu sagen ganz getränkt vom Glück, so daß die Unruhe sich nicht ernstlich unserer Geister bemächtigen konnte. Während ihres Aufenthaltes in Sorrento setzte Alexandrine ihr Tagebuch in heiterer Weise fort, und auch Alberts Briefe trugen den Stempel des Frohsinns. Dennoch ist diese Heiterkeit zuweilen durch Schmerzensblitze unterbrochen, die man nicht eigentlich Vorahnungen nennen konnte, denn das Unglück drohete schon ersichtlich, und wenn die Furcht sich geltend machte, so war es später die Wirklichkeit selbst, welche die arme Alexandrine unsanft aus ihrem Traume von einem dauernden Glück emporriß. Unter dem Einfluß dieses Schreckens und dieser unwillkürlichen Melancholie war es, wo sie bei dem Anblick eines Leichenzuges folgende Worte niederschrieb:

„Da wir nahe bei einer Kirche wohnen, kommen oft Leichen an unserem Fenster vorüber, deren Angesicht entblößt ist, und welche eine Blume im Munde haben; ich hatte mehrere vorüberkommen sehen, ohne zu erschrecken; doch jetzt (sie will sagen seit Albert krank ist) eile ich mit ganz anderen Gefühlen an das Fenster, wenn ein Leichenzug vorbeikommt; ein unbe-

stimmtes, aber so schreckliches Gefühl ergreift mich dann, daß mein Gedanke es nicht zu fassen wagt, und ich erinnere mich, daß ich eine abergläubische Befriedigung jedesmal empfand, wenn die Leiche eine Frau, ein alter Mann oder ein Kind, und kein junger Mann war ....“

Es war in derselben Zeit wo die Unruhe, und, wie sie es selber ausdrückt, „die Prosa“ durch die Krankheit in ihr Leben und ihre Liebe gekommen war, wo sie einen Seufzer gegen die Ewigkeit sandte, und sich in folgender Klage erging:

„Mein Gott! mein Gott! Ist denn wirklich nur der Schatten des Glückes hier auf Erden? Alles erscheint uns aus der Ferne so schön, doch es verliert die Farben, sobald wir es ergreifen. Ist denn nur wahre Poesie in der Gottesliebe, und sind wir denn so elend, daß dies uns nicht genügen kann, und wir von dem beständigen Verlangen heimgesucht werden, Alles auf Erden idealisiren und vergöttlichen zu wollen? ... O, ist man nicht oft wie verzehrt von dem Wunsche in ein Land zu kommen, wo Alles wirklich ist, was man sieht, wo man gewiß ist, immer zu lieben, wo man nicht beständig von der Furcht gefoltert wird und ohne Unruhe ein uns gleiches Wesen lieben kann? Dieses Land, wenn wir es je erreichen, ist der Himmel; wir sterben vor Sehnsucht nach ihm, und dennoch thuen wir aus Schwäche, aus Nachlässigkeit nichts, um dieses Land zu erreichen.“

Der folgende Brief ohne Datum wurde von Albert während seines Aufenthaltes in Sorrento geschrieben.

Albert an den Abbé Martin von Noirlieu.

„Sorrento.

Welche Freude habe ich beim Anblick Ihrer Handschrift empfunden! Ich zweifelte nicht an Ihrer Freundschaft für mich, allein Ihr fortgesetztes Schweigen ließ mich befürchten, ich habe vielleicht Ihnen gegenüber etwas versäumt. Ich wußte nicht Ihre Adresse und blieben ein oder zwei meiner Briefe an Sie ohne Antwort. Ich befinde mich auf dem Gipfel des Glückes. O lieber Herr und sehr geehrter Freund, wie Sie mir bei dieser großen Angelegenheit fehlten, und wie ich Sie noch jetzt in unserer Mitte wünschte! Mit welcher Freude würde ich ihren Worten lauschen, um sie alsdann in ein Herz zu senken, das ich allein zu befruchten mich zu ohnmächtig fühle. Welches Licht wäre uns durch Ihre heiligen Worte aufgegangen! Ich denke nie ohne tiefe Bewegung, an die Zeit unserer sanften Gespräche, von denen ich leider damals nicht genug profitirte, denn unsere Natur ist so geartet, daß man selten die Schätze kennt, die man besitzt, und sie erst dann nach ihrem vollen Werth zu schätzen weiß, wenn man sie verloren hat.

Wie oft habe ich es beklagt nicht länger in Ihrer Nähe bleiben zu können, welch wohlthätigen Einfluß hätte dies auf mein Leben ausgeübt. Ich ersuche Sie durch die Correspondenz, dem Uebelstand mich nicht mit Ihnen unterhalten zu können, ein wenig abhelfen zu wollen. Gott allein weiß, wann der Tag erscheinen

wird, wo ich das Glück haben werde, meinen Engel unwiederruflich als einen der Unsrigen zu betrachten! Bis dahin wird mir der Trost zu Theil, sie täglich von selber unsere Kirche aufsuchen zu sehen; sie gefällt sich darin und liebt sie. Wenn aber die vollkommenste Ueberzeugung ihr Herz durchdrungen haben wird, bleibt immer noch der Schmerz zu überwinden übrig, eine geliebte Mutter durch das Abschwören ihres Glaubens zu betrüben, die sich bis jetzt dieser Veränderung durchaus abgeneigt zeigte. Hoffen wir auf Gott für dies Alles. Wir lesen jetzt ein Buch, welches vor einiger Zeit erschienen ist, und das Sie vielleicht auch kennen werden; es heißt: Reise eines irischen Edelmannes, um die wahre Religion zu suchen, mit Notizen von Thomas Moore. Er geht auf die Anfänge des Christenthums zurück, und beweist durch seine Citate, daß der Katholicismus seine Constitution ist, wenn man sich so ausdrücken darf, und daß Dasjenige, was wir heute glauben, der Glaube der Apostel war. Er beweist, daß die Fasten, die Wandlung, die Unfehlbarkeit des Papstes, die Messe, die mündliche Ueberlieferung, die Verehrung der Bilder, die Gebete für die Todten, das Fegfeuer, die Beichte einen Theil der Ausübung des primitiven Glaubens ausmachten. Er erinnert auch an die Einführung des Geheimnisses bei den ersten Christen, welche Einrichtung sicherlich den Protestanten oft den Stoff zu falschen Auslegungen bot, und ihnen Waffen gegen uns in die Hand gab, welche freilich sehr gebrechlich sind.

Ich hoffe, Sie werden einen Brief von meiner

Schwester Pauline empfangen haben; im entgegengesetzten Falle will ich die Nachricht wiederholen, welche Sie Ihnen anzeigte: sie vermählt sich, was uns Alle sehr glücklich macht. Indessen könnte es fast verdächtig erscheinen, daß wir, als eifrige Katholiken uns alle protestantisch vermählen. Und doch müssen wir Gott danken, der sich unserer bedient, um Liebe für seine Religion und Kirche einzuflößen. Diese Hoffnung ist frei von jedem Eigendünkel, denn unser Einfluß auf die, welche sich bekehren, ist ein sehr indirekter, und würde das Werk der Bekehrung wahrscheinlich auch ohne unser Hinzuthun vollbracht werden. Mein zukünftiger Schwager ist im Herzen katholisch, und wird gleich nach vollzogener Vermählung seinen Glauben abschwören. Nur allein die Furcht vor falschen Auslegungen und Verleumdungen ist schuld daran, daß er nicht früher schon katholisch wurde. O wäre auch uns dieses Glück so nahe! allein ich fürchte, daß dieser schöne Tag für uns noch in weiter Ferne liegt. O wenn Sie doch diesen Winter in Italien verlebt hätten, welche Freude wäre es für meine Schwester und für mich gewesen, wenn Sie unsere Ehe eingesegnet hätten! Monsignore Acton wird nun Ihre Stelle vertreten, er kommt von Rom, um Pauline zu trauen, die er schon als Kind gekannt hat . . . Die Arbeit des Abbé von la Mennais circulirt hier [1]). Sie hat Epoche gemacht, wie Sie sich denken können; doch Dank der Beweglichkeit einer durchaus weltlichen Gesellschaft, genügten drei Tage, um ein Werk

1) Worte eines Gläubigen.

vergessen zu machen, welches die Geister in so hohem Grade beschäftigte. Obgleich ich zum Theil Ihre Ueberraschung theilte, litt ich doch unter dem Urtheil, das von solchen Gegnern über einen solchen Mann gefällt wurde. Welche Mischung von Zärtlichkeit und Zorn drückt jede Zeile dieses Buches aus! Kann die Poesie, die über dieses Werk ausgebreitet ist, nicht ein wenig die Stürme beschwichtigen, welche sein Eifer und seine glühende Einbildungskraft erregt? Ich gestehe indessen, daß ich mit einer gewissen Freude die Prophezeihungen dieser neuen Gesellschaft höre. Wird denn der Egoismus nie in dieser Welt ein Ende nehmen? Müßten wir nicht begierig nach jenem Thaue lechzen, der unsere trockenen Herzen erfrischen soll? Entfernt das Blut von den Zeilen des Herrn von Lamennais, und sagt mir dann, ob Ihr seine Hoffnungen nicht segnet. Zu gleicher Zeit mit diesem erschien ein Buch von Silvio Pelico, das durch seine engelgleiche Sanftmuth einen überraschenden Contrast mit diesem bildet. Das ganze Leben dieses Mannes liegt in den wenigen Worten: Dei doveri degli uomini. Diese Ruhe füllt die Seele mit jenem Wohlsein, das Pelico selber zu empfinden scheint; jene überströmende Zärtlichkeit in ihm geht auf uns über, reinigt uns und gibt uns Thränen. Wie gern, mein lieber Herr Abbé, möchte ich mir Ihr Werk anschaffen! Sie gehören auch zu jenen Menschen, die uns durch die Reinheit und die Ruhe ihrer Seele in eine bessere Welt versetzen. Wie begierig bin ich auf sein Erscheinen, ich, der so zu sagen bei seiner Geburt gegenwärtig war. Adieu! Vergebung für mein Ge-

schwätz; ich finde freilich nun nicht mehr Gelegenheit, durch solche Gespräche, wie wir sie ehemals im Mondenschein in einem Zimmer im dritten Stock auf einem gewissen Platz in Rom[1]) zu führen, die mir durch ihre himmlische Ruhe und erhabene Begeisterung Herz und Gemüth stärkten und erhoben.“ —

Sie kamen noch etwas vor Ausgang des Monates nach Castelamare zurück, und der folgende Satz befindet sich in dem Tagebuch Eugeniens:

„Am 19. August. Ich habe bei Lady Mary Paget[2]) in Boccapiano (das war die der unsrigen am nächsten gelegene Villa, welche in diesem Jahr der Marquis d'Anglesey und seine Familie bewohnte, mit welcher wir befreundet waren) gespeist. Nach dem Diner sahen wir von der Terrasse aus Albert und Alexandrine, Pauline und August, die im Garten mit einander spazieren gingen; — mit Lady Marie angenehm über französische und englische Ehen geplaudert. Die Vier, zwei und zwei zurückkommend, bleiben wie Alte alle fünf Schritte stehen, um besser mit einander plaudern zu können.“

Nachdem Alexandrine diesen Satz aus dem Tagebuch Eugeniens citirt hatte, fügte sie hinzu: „O ich entsinne mich sehr wohl jener Promenade zu Vieren. Ich saß an jenem Tag lange Zeit mit Albert, der sich oft

1) Palazzo Panfili, auf dem Platz Navone, wo der Abbé Martin von Noirlieu im Jahr 1831 gewohnt hatte.

2) Im Jahr 1838 mit Lord Sandwich vermählt; auch sie wurde noch in jungen Jahren ihrer Familie entrissen.

ausruhen mußte, an einer Stelle, von wo aus man die schönste Aussicht der Welt genoß. Die beiden Anderen sollten sich in acht Tagen mit einander vermählen. Wir waren alle vier sehr glücklich zusammen, und schmiedeten Pläne für die Zukunft, die wohl nur mir allein etwas Unruhe einflößen mochten.“ Sie erzählt hierauf, daß sie zwei Tage später Alberts Ungeduld dadurch erregt habe, daß sie sich scheinbar für ein Buch, welches er las nicht interessirte, weil sie gerade mit dem Anprobiren eines Kleides beschäftigt war, welches sie zu meiner Hochzeit anziehen wollte, und war sie nun in diesem rosa Kleid auf den Balkon gegangen, um das Urtheil meiner beiden anderen Brüder zu hören, die auf der unteren Terrasse waren. Sie kam jedoch sehr bald wieder zurück, und las mit Albert in dem Buche, weil sie gegen das, was ihn interessirte, nicht gleichgültig erscheinen wollte.

Das Buch, welches ihn an diesem Tage so sehr beschäftigte, war von Victor Hugo; es hieß Claude Gueux, und der Satz, welchen er las, war folgender:

„Gebt, gebt dem Volke, das arbeitet, dem Volk, das leidet, dem Volk, für welches diese Welt schlecht wird, den Glauben an eine bessere Welt, der für dasselbe gemacht ist, und es wird ruhig sein, geduldig. Die Geduld ist durch die Hoffnung erzeugt. Was ihr auch thun möget, das Schicksal der Menge, der großen Majorität, wird relativ immer armselig, traurig und unglücklich sein. Ihr wird die harte Arbeit zufallen, die Lasten zu tragen. Untersuchet diese Wagschale: Alle Genüsse in der Schale des Reichen, alles Elend in der

des Armen. Sind beide Theile nicht ungleich? Muß sich die Wage nicht nothwendigerweise nach einer Seite beugen und der Staat mit ihr? Und schüttet nun in dem Loos des Armen, in die Schale des Elends die Gewißheit einer himmlischen Zukunft, das Paradies, durch welch herrliches Gegengewicht werdet Ihr hier das Gleichgewicht herstellen. Der Theil des Armen ist so reich, wie der des Reichen. Das hat Christus gewußt."

Victor Hugo dachte gut an dem Tag, an welchem er diese Zeilen schrieb, und solche Gedanken fanden leicht ein Echo in der großmüthigen Seele Alberts.

Ich vermählte mich am 28. August, und meine Eltern kehrten einige Stunden nach unserer Abreise nach Rom, nach Castelamare zurück. Meine arme Eugenie empfand einen so heftigen Schmerz als sie in die Räume allein zurückkehrte, die sie mit mir zusammen bewohnt hatte, daß er fast demjenigen glich, der mich später erfaßte, als ich den Ort wiedersah, den sie bewohnt hatte, und wo ich die Geliebte niemals wiedersehen sollte. Sie schrieb auf der Stelle an mich, und dieser Brief ist der erste einer Correspondenz, welche von diesem Tage an zwischen uns ihren Anfang nahm, und welche meine häufigen Abwesenheiten so bedeutend machte. Hier ist er und alle anderen; ich habe ihn aufbewahrt und er soll in diesen Memoiren seine Stelle einnehmen; aber ich gestehe, daß wenn es einen Augenblick gibt, wo die Arbeit, die ich unternommen, mir fast über meine Kräfte gehend erscheint, so ist es dieser, wo mir diese allzuliebe, allzuzärtliche Erinnerung vor die Seele tritt, die eine so unaussprechlich schmerzliche Saite in meiner

Brust berührt. Ich habe andere Schmerzen erfahren, Schmerzen von nicht geringerer Tiefe, dieser jedoch ist von einer Rührung begleitet, deren ich nicht Meister werden kann, und der ich mich nicht ohne bittere Schmerzen hingeben kann; es ist eine Rührung, die mich zu Allem unfähig macht, nur nicht zum Weinen. Von ihr zu sprechen ist es nicht, was mich so sehr bewegt, nein — ich liebe es, mir sie zurückzurufen, sie zu schildern, wie sie war; — nein, es ist die Erinnerung an ihre Zärtlichkeit, an diese Zärtlichkeit voll Leidenschaft, welche mit nichts verglichen werdeu kann, deren, wenngleich übertriebene Aeußerungen, so lang ich lebe, ich niemals wiederfinden werde, ohne das mir das Herz bricht vor Sehnsucht nach meiner Vergangenheit, die nur in der ewigen Seligkeit unendlicher Liebe eine Zukunft haben wird.

Eugenie an Pauline.

„Castelamare, 28. August 1834, um Mitternacht, während ich ganz allein war.

O meine Pauline, ist es denn möglich? Sie schicken mich zu Bett, allein ich will nicht gehen. Ich glaubte mich an den Gedanken gewöhnt zu haben, daß Du mir nicht fehlen würdest. Wie aber konnte mir der Gedanke kommen? Dieses Haus ist schrecklich ohne Dich, und dieses Zimmer! O Pauline, unser Zimmer ohne Dich! ... Ich kann nicht mehr ... aber gewiß, es ist recht schlecht von mir, Dir alles dies zu sagen!

Nach Deiner Abreise (Gott, wie sonderbar dies Wort

klingt: Abreise!) reisten der Vater, Emma, Alexandrine, alle außer der Mutter und mir, ab; ach, da fühlte ich mich recht, recht sehr allein; ich küßte Alles, was mir von Dir in die Hände kam: Deine lieben kleinen Handschuhe, Dein Bouquet, alles weinend, ach, ich hätte mir die Augen ausweinen mögen!

Dann ging die Mutter mit mir zu Dir, wir brachten Dir Deine Kleider. Es dämmerte schon, doch was ich von Deiner Wohnung sehen konnte, hat mir gefallen. Endlich reisten auch wir ab, doch machten wir noch vorher einen Besuch bei Monsignore Porta. Denke Dir, dort habe ich auch weinen müssen. Er sprach lange von Euch leiden, und endigte sein Gespräch damit, daß er Euch nochmals segnete, und versprach, dies jeden Tag zu thun, wenn er für Euch bete; dann sind wir fortgegangen und erst sehr spät hier angekommen. Man setzte sich zu Tische. Der obere Salon war erleuchtet, das erinnerte mich so sehr an die erste Zeit unseres hiesigen Aufenthaltes! Wie schnell ging doch die schöne Zeit vorüber!

Pauline, ich höre ein sonderbares Geräusch, mir wird bange so allein in diesem Zimmer zu sein. Wie ich zum ersten Mal allein wieder hineintrat, fühlte ich, daß ich es hassen werde. Ich kann Dir nicht sagen, wie es mir in diesem Augenblick zu Muthe ist. Ich rufe Dich, ich gehe in diesem Zimmer wie verzweifelt umher, und versuche es gar nicht, mich zu fassen. Wie unrecht das ist! Und dann werfe ich mir vor, Dir alles Das zu sagen, aber gräme Dich darum nicht, mein Engel, es ist der erste Augenblick. Wahrhaftig, ich fürchte mich

hier, ich glaube ich werde zur Mutter gehen . . . doch alle Thüren sind verschlossen.

Pauline, meine Pauline . . . nein, ich werde Dir das nicht sagen, und überdies ist es gar nicht wahr. Ich wäre sehr betrübt gewesen, wenn Du nicht gereist wärest. Wo bist Du jetzt? Sie sagten um Mitternacht wäret Ihr in Mola; es ist Mitternacht. O wie schnell der Monat doch vorüberging! Ich möchte zu Bette gehen, allein ich fürchte mich, der Vesuv macht ein so eigenes Geräusch, so traurig hört sich's an. Gute Nacht, ich glaube, ich werde noch einmal anfangen zu weinen, ich bin zum Tode betrübt; o wie schlecht ist das von mir! Allein es ist der erste Eindruck, den dies Haus, dies Zimmer auf mich macht, das ich allein betrete. Gute Nacht Pauline, August, o, ich liebe Euch alle Beide!

Ich habe gelesen, was Du in mein Tagebuch geschrieben, mein Liebchen; es war recht lieb von Dir!"

„Freitag 29. August, 7 Uhr Morgens.

Es ist mir nun viel wohler, ich weine nicht mehr, und erhole mich. Wenn ich an den Tag denke, an welchem ich Dich wiedersehe, klopft mir das Herz. O ich hätte nie geglaubt, daß mir diese Abreise so bitter schmerzlich wäre.

Der Vesuv setzt noch immer Alles in Flammen. Wir gehen heute Abend dahin. Man fährt im Wagen bis zu der Lava; es ist sehr weit.

„Freitag um 3 Uhr Nachmittags.

Mein lieber Engel, es geht mir besser. Seit zwei Tagen habe ich nicht geweint. Ich liebe Dich; doch ist es erlaubt, so zu lieben? Es ist fast Anbetung. Alexandrine zeigte mir eben Dein Bild, da fing's von Neuem bei mir an. Ich bin doch noch nicht gut. Dein liebes Gesicht, Deine Augen, oh! komm bald zurück, daß ich sie wiedersehe. Mein lieber August, in drei Wochen, nicht länger, nicht wahr?"

„Freitag Abend.

Emma, Carl und Ferdinand sind nach dem Vesuv gegangen, ich habe gesagt, ich sei müde. Aber eigentlich habe ich gedacht, daß ich dann nicht an Dich schreiben könne, wenn ich mit ihnen ginge, und ich habe doch auf der Welt nur noch die eine Freude. Ich bin noch nicht geheilt; eben noch hat der bloße Gedanke einen Brief von Dir zu bekommen, Deine Handschrift wiederzusehen, mir die Augen mit großen Thränen gefüllt.

Der Vater trägt mir auf, Dir zu sagen, daß er zwanzig Mal im Tag Dein Bild küßt, daß er Dich liebt und segnet.

Und die Mutter! ... sie ist so traurig ... aber sie liebt Dich, oh! quanto! Sie ist so zärtlich! Sie ist so gut!

Ich kann mit diesem Brief nicht zu Ende kommen. Ich kann Dir nicht sagen, wie mir es gestern Abend um's Herz war, als ich mich so verlassen und allein fühlte, und dann die neue Kammerjungfer, die mir auch lange nicht so gut gefällt als unsere Saunois;

es machte mir Freude, sie diesen Morgen wieder zu sehen, sie liebt Dich so sehr! Ich habe alle Deine kleinen Schühchen wiedergefunden, es wurde mir schwer, mich davon zu trennen .... Mein liebes Brüderchen, komm wieder, komm bald."

„Freitag Mitternacht.

Guten Abend. Es ging mir gut diesen Abend, ich war nicht zu traurig, mein häßlicher Anfall von Egoismus wird vorübergehen, ich weine nicht mehr, ich freue mich, daß Du glücklich bist, ja wirklich, es gibt Augenblicke, wo ich ausgelassen lustig bin.

Ich war lange auf der Terrasse und dachte an die Zeit, wo wir zusammen dort waren. — Da kommt Emma wieder; diese Lava sei herrlich sagen sie; aber es ist schrecklich, diese Menschenmasse, die aus den Häusern flüchten mußte. Jetzt endlich, Gott sei Dank, verlöscht das Feuer.

Es ist zwei Uhr, und es will mir immer noch nicht gelingen schläfrig zu werden. Die Mutter sagte mir, ich soll Dich küssen, als sie mich verließ. Meine Pauline, ich habe eben gebetet, sehr innig gebetet, denn es war für Dich! Gott segne Dich!"

„Samstag Morgen, 30. August.

Guten Morgen, ich stehe soeben auf, ich habe gut geschlafen; ich habe nur noch im tiefsten Grund der Seele eine Trauer, die ich abzuschütteln mich bestrebe; ich will, daß sie mich verläßt. Ich habe schon für

Dich gebetet, und für Sie, mein lieber Freund; ich denke nun nicht mehr an Eines ohne zugleich auch an das Andere zu denken.

Ich bin recht traurig über die Abreise Alexandrinens[1]). Sie ist so zärtlich, so gut gegen mich, und seitdem Du fort bist noch viel mehr als sonst! Sie reisen diesen Abend nach Neapel; ich begleite sie dahin, und kehre morgen zu Wasser wieder zurück. Montag um zwei Uhr Morgens, gehe ich mit Marie von Mortemart[2]) nach Capri, und wir kommen über Sorrento wieder zurück. Ich freue mich nicht sehr darauf, ich fürchte, ich bin krank. Wie sonderbar kommt es mir vor, alle diese Pläne ohne Dich zu machen, überall ohne Dich hinzugehen! Es ist zu sonderbar, als daß ich mich so bald daran gewöhnen könnte. Ich werde von Neapel aus diesen Brief fortsetzen. Ich liebe Dich, meine Pauline, o ich habe ein wahres smania nach Dir."

„Neapel, Vittoria, 9 Uhr Abends, 30. August.

Wir sind hier in der Vittoria. Albert war vor der Reise ein wenig unpäßlich; das ist beunruhigend. Ich wollte sie wären schon am Ziel ihrer Reise angelangt.

Ich schreibe so eng als möglich, um Raum zu sparen.

---

1) Sie reisten nach Pisa.

2) Tochter des Fürsten Borghese und Schwester Desjenigen, welcher heute diesen Titel führt. Sie war damals erst vor Kurzem mit Heinrich Graf von Mortemart (Abgeordneter des Volkes im Jahr 1849) verheirathet; sie starb wenige Jahre später, von den Ihrigen schmerzlich betrauert, und ein freundliches Andenken bei Allen zurücklassend.

Aber Du wirst es vielleicht nicht lesen können. Ich habe Dein Billetchen von Averso erhalten. Liebe Paula! O, welche Freude Deine Handschrift wiederzusehen!

Jetzt muß ich aufhören . . . doch nicht für lange. Mein theures Herz, ich liebe Dich fast zu sehr! Adieu, mein guter Freund, meine zwei guten Freunde.

Der Vater trägt mir auf, unter jeden Brief wie einen Refrain die Worte zu setzen, daß er Dich liebt . . . Und die Mutter, unsere gute, arme Mutter denkt nur an Dich.

Adieu."

Meine Mutter! . . . O! Eugenie hatte Recht. Sie liebte uns Alle zärtlich, allein ihr Herz hegte eine kleine Vorliebe für eines ihrer Kinder, und ich glaube dieses eine war ich; es ist mir, als ob auch ich mit größerer Hingebung an ihr hing, wie an allen Anderen. Meine Liebe zu ihr war mit großer Bewunderung gemischt, und ich hatte ein unbegrenztes Vertrauen zu ihr. Dieses Vertrauen war derartig, daß es mir nicht möglich war, ihr von Kindheit an auch nur den kleinsten Gedanken meiner Seele zu verbergen, und ich erinnere mich, daß, als ich sechzehn Jahre alt war, und sie ohne mich in Gesellschaft ging, ich Alles an sie schrieb, was mir während ihrer Abwesenheit in den Sinn kam, und dann diese Art von Gewissens-Prüfung auf das Nadelkissen befestigte, welches auf der Toilette lag, damit sie es finden und lesen konnte, wenn sie wieder nach Hause kam. Ich hätte nicht schlafen können, wenn ich ihr nicht Alles gesagt hätte, was während ihrer Ab-

wesenheit meine Seele bewegte. Dieser Umstand genügt, um zu sagen wer sie war, denn es gibt (auch unter den besten, glaub' ich) nicht viele Mütter, denen ihre Töchter so ohne Rückhalt ihr ganzes Herz öffnen. Um ein solches Vertrauen zu verdienen, genügt es nicht in gewöhnlicher Weise gut, weise, und zärtlich zu sein, denn es hängt nicht von der Tochter ab, selbst von der ergebensten und liebevollsten nicht, ein Gefühl zu hegen, welches der Segen und Schutz meiner Jugend war. Es hängt von der ab, welche es einflößt; nicht von der, welche es empfindet. Meine Mutter! O, wenn ich daran denke, daß sie sich jetzt dort befindet, wo keine Demuth ihr die Glorie, keine Selbstverleugnung ihr das Glück rauben kann, wo jede Tugend ihren Lohn findet, wo jedes Leid sich in Freude auflöst, o dann fühle auch ich mich auf Augenblicke unendlich beglückt und fast getröstet ohne sie zu leben!

In den ersten Tagen des October kehrten wir von Rom zurück. Wir gingen direct nach Castelamare (wo noch meine Eltern waren) und reisten dann alle mit einander nach Neapel. Sie etablirten sich für diesen Winter im Palais Gallo [1]), dessen zweite Etage sie bewohnten, wir wohnten im Palais Serra-Capriola, welches nicht weit entfernt von dem ihrigen war, und so bezog ich zum ersten Mal ein eigenes Haus. Eugenie war so häufig bei uns, daß es uns fast vorkam, als lebten wir noch wie ehemals zusammen unter demselben Dach. Und wäre dieser Winter uns ganz so angenehm, wie die

1) In Chiaja.

vorhergehenden verflossen, wenn nicht durch die Abwesenheit Alberts und Alexandrinens sich eine große Lücke in unserem Kreise fühlbar gemacht hätte, der bisher ein so großer und vollständiger war.

Sie hatten sich am 9. September in Pisa häuslich niedergelassen, und zwar in der Casa-Soldaïni, am Lungo l'Arno, Nr. 672., welches Exil zuerst Alexandrine als ein sehr trauriges erschien, die an den großen Familienkreis gewöhnt war, den sie so sehr liebte. Sie schilderte die Eindrücke, welche sie empfangen, die nur vorübergehend waren, und welche sie sich zum Vorwurf machte, folgendermaßen:

„Ich glaube nicht, daß es ein Mangel an Zärtlichkeit für Albert war, daß mir unser Aufenthalt in Pisa so melancholisch erschien; es war wohl mehr die süße Gewohnheit eines heiteren und so angenehmen Familienlebens, das ich nun entbehren sollte, was mich traurig stimmte; und dieses Haus mit seiner für Pisa sehr lachenden, doch mit Neapel nicht zu vergleichenden Aussicht, machte auch auf Albert in der ersten Zeit denselben melancholischen Eindruck. Doch erinnere ich mich mit Vergnügen, daß dieser Eindruck nicht sehr lange währte, und daß schon nach wenig Tagen uns unsere kleinen Zimmer sehr freundlich erschienen, und wir uns in unserem tête á tête nicht zu einsam vorkamen. Es scheint mir sogar, daß es ein besseres Zeichen ist, daß es uns nicht gleich im Anfang gefallen hat, und wir erst nach und nach einen gewissen Reiz in dieser Abgeschiedenheit fanden, als wenn wir von der Neuheit unserer Lage angenehm überrascht, im Anfang

fröhlich, und später gelangweilt davon gewesen wären. Ich glaube endlich, daß es verzeihlich ist, noch lieber mit seiner ganzen Familie zusammen, als immer nur allein mit seinem Gatten zu leben. Das Familienleben hat das Gute, daß man die Momente des Alleinseins nur um so höher schätzen lernt. Die Familientafel ist immer so lustig, und ich liebte es immer einer großen Familie anzugehören und intime Freunde zu haben, auch Albert findet daran Geschmack. Ich glaube nicht, daß die Freundschaft der Liebe schadet. Ist nicht unsere Seele nach dem Bilde Gottes gestaltet, dessen Liebe unendlich ist und das Weltall umfaßt?“

Alexandrine verfiel bald nach ihrer Ankunft in Pisa in eine unbedeutende Krankheit. Man glaubte, dieser Zustand schreibe sich von einem Umstand her, der leider niemals existirte (denn Alexandrinen blieb das Mutterglück versagt). Es war in der Zeit, wo Albert diese Hoffnung nährte, und folgende Zeilen an seine Schwiegermutter schrieb:

„Mein Herz ist ganz erfüllt von dieser Hoffnung, und doch ist es vielleicht nur eine falsche Freude. Gott scheint meine Gefühle prüfen zu wollen. Sein Wille geschehe. Er weiß was uns gut ist, und was uns mangelt; wenn er uns daher auch das große Glück nicht gewährt, dem wir jetzt schon mit so unendlicher Freude entgegenharren, so wollen wir ihn auch dafür segnen, weil dadurch meiner armen Gattin Schmerzen erspart bleiben, denen sie vielleicht erliegen müßte, und deshalb bleibe ich dabei: Sein Wille geschehe.“

In demselben Brief drückt er sich folgendermaßen über den Religions-Wechsel seines Schwagers aus:

„Er hat eine andere Religion angenommen, jedoch nicht aus Gründen, welche die Welt ihm unterlegt. Mein Vater, meine Mutter, und selbst Pauline hätten sich niemals damit einverstanden erklärt, wenn so unwürdige Interessen die Motive gewesen wären, die seine Handlung geleitet. Nur das Gewissen, und die vollkommenste Ueberzeugung können die Urheber einer solchen Handlung sein, die im entgegengesetzten Fall eine unreligiöse wäre. So gut ich den Schrei des Gewissens verstehe, welches gebieterisch den Religionswechsel fordert, sobald die feste Ueberzeugung gewonnen, daß nicht auf jener, sondern auf dieser Seite die Wahrheit ist, so sehr verurtheile ich den Religionswechsel, der sich auf ein blos menschliches, ja selbst auf das Interesse der Liebe gründet.“

Die Mutter Alexandrinens, früher so duldsam, so tolerant, und die sogar während der Krankheit Alberts in unserer Kirche gebetet, Kerzen vor den Bildern angezündet und sich davor hingekniet hatte, war seit der Heirath Alexandrinens wie verwandelt, und weit davon entfernt es natürlich zu finden, wenn Alexandrine eines Tages den Glauben ihres Gatten annehmen sollte, schrieb sie an ihn bei Veranlassung jenes Religionswechsels, daß, wenn ihre Tochter jemals eine solche Handlung begehen könne, dies ihr Tod sein werde. Das waren verhängnißvolle Worte, die nicht wenig dazu beitrugen, Alexandrine in Kampf zu bringen mit der Ueberzeugung, die von Tag zu Tag ein

helleres Licht in ihrer Seele verbreitete. Und dennoch, arme Mutter! wurden niemals so wenig prophetische Worte ausgesprochen. Denn sie ertrug nicht allein diesen so gefürchteten Wechsel, und sah mit einer Bewunderung, welche sie ihr nicht versagen konnte, das fromme und heilige Leben, welches Alexandrine seit ihrem Eintritt in die katholische Kirche führte, sondern sie wurde durch das unerwartetste Unglück dazu verurtheilt ihre Tochter zu überleben. Und wenn es etwas geben konnte, was sie für den Verlust dieses so heiß geliebten Kindes trösten konnte, so war es die Erinnerung an jene Tugenden und Liebeswerke, welche, von der Wahrheit belebt, einen so reinen, hellen Glanz auf Alexandrinens letzte Tage ausströmten.

Doch in der Epoche, in welcher wir uns jetzt befinden, war Alexandrine noch weit entfernt von jener Ueberzeugung, die über alles triumphirt. Es schien im Gegentheil, daß, seitdem sie von Katholiken umgeben war, eine gewisse Gegenwirkung in ihr das Bedürfniß erweckte, den Protestantismus mit einer Wärme zu vertheidigen, welche sie früher nie gezeigt hatte. Sie schrieb mir in dieser Geistesverfassung Briefe, Einwendungen und Angriffe, welche ich so gut ich konnte, und mit jener Freiheit beantwortete, mit welcher wir stets diesen Gegenstand behandelt hatten. Sie schien, seitdem sie in unserer Mitte lebte, unserer Religion ferner zu stehen, als früher. Und dennoch sagte sie zu sich selbst in ihrem Tagebuch, daß es ihr in Pisa nicht in den Sinn gekommen wäre, sich nach der lutherischen Kirche zu erkundigen, und daß es ihr das größte Vergnügen ge-

währe, Albert in die Messe zu begleiten. „Seltsamer Zustand geistiger Unabhängigkeit," sagte sie, „der jedoch diese natürliche Consequenz meines früheren Glaubens ist."

Ich finde überdies die folgende Stelle in einem meiner Briefe, welche von ihr in ihre Geschichte eingereiht wurde:

... „Ich bin damit zu Stande gekommen, den Theil Deines Briefes zu entziffern, in welchem Du mir Deine religiösen Einwürfe machst. Ich kann Dir auf den Hauptpunkt nur eine Sache erwiedern, diese schreckliche Trennung von Deiner Mutter, wovon Du immer sprichst. Ich weiß, es kann nichts Schlimmeres geben, als eine solche Idee, allein Du vergißt immer, daß sie in dieser Hinsicht unser Glaube ist. Wir glauben, daß unsere Religion gut ist, folglich die einzig gute, denn Du kannst nicht annehmen, daß Gott mehr als eine solche auf der Erde zuließ. Wir glauben also, daß man katholisch sein müsse, um auf dem rechten Weg zu wandeln, oder man müßte denn gar keine Ahnung davon haben, sich im Irrthum zu befinden, wenn man andersgläubig ist, in welchem letzteren Fall mir Deine Mutter zu sein scheint, Du jedoch nicht mehr. Ich glaube, daß niemals ein ernster Zweifel an der Wahrheit des Protestantismus Deine Mutter beunruhigt hat. Könntest Du wohl das Gleiche von Dir sagen? Und wird sie nicht eher Gnade vor Gott finden, indem sie einen Glauben beibehält, der ihr als der rechte erscheint, als Du, indem Du in demselben Glauben ohne Ueberzeugung beharrst? Mit einem Wort, ist nicht das sicherste

Mittel im anderen Leben zusammen zu sein, der Stimme Deines Gewissens zu folgen, wie sie der ihrigen gehorcht? Ich glaube Dir schon einmal diesen Beweisgrund gegeben zu haben, allein Du vergißt immer alles wieder und kommst von Neuem mit Deinen Einwendungen wie es Dein heidnischer König in der Geschichte macht, die, wie Du siehst, hier keine Anwendung findet, weil seine heidnischen Verwandten, die nach ihrer Ueberzeugung den rechten Glauben hatten, gerettet werden konnten, während er selber der Verdammniß verfallen war, weil er in einem Kultus verharrte, von dem er wußte, daß es ein Irrthum war [1])."

In einem anderen Briefe sagte ich ferner:

„Ich bemerke mit Kummer, daß die protestantische Weise insofern besser für Dich war, als sie Dich unserem Glauben geneigter machte. Was willst Du aber inzwischen beginnen? Du wirst Dich doch zu einer bestimmten Religion entschließen müssen, oder bist Du der Meinung Dein Leben hinzubringen, ohne weder entschieden katholisch noch entschieden protestantisch zu sein? Ich möchte, daß Du aus Ueberzeugung entweder den einen oder den anderen Glauben wähltest."

Alexandrine spricht sich hierauf folgendermaßen über diesen Gegenstand aus:

---

1) Alexandrine fand, ich weiß nicht wo, die Geschichte eines heidnischen Königs, der, obgleich von der Wahrheit der christlichen Lehre überzeugt, sich geweigert hatte, sich taufen zu lassen, weil er lieber, wie er sagte, mit den Seinigen verdammt, als ohne dieselben selig werden wolle. Sie fand das großmüthig gedacht von jenem Könige, und behauptete sich nicht allzusehr von seiner Ansicht entfernt zu sein.

„Pauline hatte Recht zu sagen, daß die protestantische Weise besser für mich sei, indem sie mich ihrer Religion näher brächte, und daß, seitdem ich unter Katholiken mich befinde, ich gegen den Katholizismus ankämpfe. So geht es uns zuweilen. Als Protestantin, allein in ihrer Mitte, kam es mir oft vor, als erlitt meine Religion eine Demüthigung, und als ob ich sie vertheidigen und wieder aufrichten müsse. Mit Albert allein hatte ich niemals dieses Gefühl; sein Glaube, seine Frömmigkeit flößten mir eine große Achtung ein, und es hatte niemals den Anschein, als wolle er mich angreifen. Ich sah in ihm nur eine zärtliche und beständige Hoffnung, daß wir Beide dereinst demselben Glauben angehören würden. Und, fast ohne es zu wissen, theilte ich diese Hoffnung, denn in jener Zeit hätte ich nicht den geringsten Schritt gewagt, welcher ein solches Ziel verfolgte, um meiner Mutter willen."

Gegen Ende October hatte Albert die unverhoffte Freude zu erfahren, daß Herr von Montalembert in Italien sei, und ihm in Pisa einen Besuch zu machen beabsichtige.

Albert an Herrn von Montalembert.

„Pisa, 29. October 1834.

... Dein Plan, zwei Monate bei uns in Pisa zu verbringen, hat mich entzückt; das wird uns ein wenig für unsere allzulange Trennung entschädigen. Wir bauen Luftschlösser zusammen. Es kommen freilich bei diesem Zeitvertreib nur kleine Rechenfehler heraus. So

z. B. baue ich sehr oft mit Alexandrine das schöne Luftschloß, welches uns Alle mit einander in Frankreich vereinigt, denn ich fange an das Leben in Italien müde zu werden, und, wie gotteslästerlich Du mich auch finden mögest, ich versichere Dich, daß, wenn Du wie ich, vier Jahre unter Italienern gelebt hättest, Du auch ein wenig Heimweh nach Deinem Vaterland bekommen würdest . . . . Es ist für mich ein wahres Fest zu denken, welches Leben ich in Frankreich führen könnte, im Schoße aller meiner Neigungen und äußerer Interessen, die doch einen oder den anderen Tag die meines Lebens sein müssen. Ich hoffe, daß meine Gesundheit meinen Wünschen kein Hinderniß entgegensetzen wird. Es scheint mir, daß sich diese Dank der Pflege meines Engels täglich bessert. Ich weiß, mein theurer Freund, daß Du mich lieb genug hast, um bei dem steten Anblick meines Glückes keine Langweile zu empfinden. Ich habe niemals geahnt, daß es so vollkommen sein könne."

Derselbe an denselben.

„Pisa, 5. November 1834.

Lieber Freund, ehe du Florenz verlässest, mache für mich eine Wallfahrt nach Santa-Maria-Novella. Dort richte ein kurzes Gebet an die Jungfrau Maria. In der ersten oder zweiten Kapelle zur Rechten des Haupt-Altares, hinter dem Altar, findest Du ein Grabmal von schwarzem Marmor, auf welchem sich eine die Jungfrau Maria umgebende Engelgruppe befindet.

Vor drei Jahren habe ich oft an dieser Stelle gebetet, und ich hegte immer den Gedanken, daß ich mein Glück jenen Gebeten verdanke, die ich an jenem Altar zu Gott gesandt, denn es war in diesem Jahr, wo ich, Florenz verlassend, Alexandrinen in Rom begegnete. Ich bin abergläubig, weil ich glücklich bin. Dort bete Du auch für Dich, bete, daß Du glücklich werdest ... wer weiß? Nichts ist bei Gott unmöglich, und er ist gnädig gegen Den, der glaubt! Dann bitte auch für mich, für meine Gesundheit. Ist es unrecht? Könnte ich nach so viel Glück nicht auch ein wenig Leid ertragen? Doch es geschehe der Wille des Herrn. Allein ich hoffe, daß meine Bitten ihm wohlgefällig sein werden. Hörst Du? bitte auch dort für mich.

Dann gehe noch, ehe Du Florenz verlässest, zu Fräulein von Fauveau; sie ist Bildhauer, und soll ganz reizende Arbeiten im Genre der florentinischen Schule machen. Indem ich im Dictionaire nachschlage, ob es auch einen Ausdruck für einen weiblichen Bildhauer gibt, finde ich die Worte: „Es ist nicht der Bildhauer, welcher die Götter macht, es ist Derjenige, der zu ihnen betet.“ Es ist so. Diese Arbeiten athmen, wie man mich versicherte, ganz jene Frömmigkeit, welche man bei Perugino findet; sie ist außerdem Vandéerin und gibt die interessantesten Aufschlüsse über ihr Vaterland, wenn sie Denen Vertrauen schenkt, mit denen sie sich unterhält. Dieses ganze Bild von ihr entwerfe ich ohne sie zu kennen, bloß vom Hörensagen.

Verlasse Lucca nicht eher, mein geliebter Freund, als gegen Mittag, weil es mir verboten ist, vor zwei

Uhr Nachmittags auszugehen, und ich Dir gern entgegenkommen möchte; wenn Du es nicht etwa vorziehen solltest so früh am Morgen abzureisen, daß Du noch vor meinem Ausgang hier eintriffst. Dann freilich ist es etwas anderes. Komm keine Minute später, als Du es vorhattest. Ich habe zu viel Sehnsucht nach Dir. Bis bald."

Geschichte Alexandrinens.

Am 10. November, Freitag. — Montal[1]) ist um sieben Uhr Abends angekommen. Albert war so glücklich! Wir gingen ihm auf der Treppe entgegen. Er hat mir seitdem mehrmals gesagt, wie die Herzlichkeit meines Empfanges ihn angenehm überrascht habe; er hatte nämlich geglaubt, ich würde mich mit Albert gegen ihn verbinden. Wie hätte ich ihn nicht gut empfangen sollen, für den Albert eine so unvergleichliche Freundschaft hegt.

Dienstag, 18. November. — Ich war beim Mondschein mit Montalembert im Camposanto; wie bewunderungswürdig feierlich! . . . Albert, wie geschaffen für den Genuß solcher Schönheiten, mußte ihm seiner Gesundheit wegen entsagen. Doch er wollte nie, daß Andere an seinem Opfer sich betheiligen sollten.

Wir machten große Fußpromenaden; Albert folgte uns zu Wagen. Einmal, als von Alberts zärtlicher

---

1) Diesen Namen gab Alexandrine so lange sie lebte dem Freunde ihres Gatten.

Seele die Rede war, sagte er, er glaube nicht, daß Albert den Tod eines seiner Geliebten überleben könne.

O wie oft habe ich später an diese Worte denken müssen! Albert blieb dieser Schmerz erspart; doch er war es, mein Gott! der ihn uns kennen lehrte! . . .

Mittwoch, 16. December. — Diesen Morgen ging mein geliebter Albert in der Kirche Sanct-Franziscus zur heiligen Communion; vor dem Altar der heiligen Philomene wurde ein neuntägiges Gebet für ihn angeordnet [1]).

---

1) Man fand seit Kurzem die Reliquien der heiligen Philomene wieder, und die Verehrung dieser bis dahin unbekannten Märtyrerin, deren sterbliche Reste in so eigenthümlicher Weise der Anbetung der Getreuen wiedergegeben wurden, war groß in Italien. Meine Mutter hatte Albert gebeten, ein neuntägiges Gebet anordnen zu lassen in der Kapelle, welche in Pisa ihrem Andenken gewidmet ist. Hier ist was Albert über diesen Gegenstand in einem Briefe an meinen Vater sagt: „Bemerken Sie meiner guten Mutter, daß das neuntägige Gebet seit fünf Tagen begonnen hat. Ich habe den Glauben, und bei Gott ist kein Ding unmöglich; allein ich verdiene nicht, daß um meinetwillen sich ein Wunder begebe. Ich wage kaum um die Gesundheit des Leibes zu bitten, wenn ich bedenke wie viel Gutes ich schon von Gott empfangen habe, und was ich vielleicht noch empfangen werde. Dennoch sage ich: „der Wille des Herrn geschehe!“ Der gute Mönch, den ich über die Geschichte der Heiligen ausforschte, ist gerade nicht der Gelehrteste. Er antwortete mir in sehr unbestimmter Weise auf meine Fragen; doch das verhindert mich nicht zu glauben, daß Gott auch für einen so unwürdigen Diener ein Wunder vollbringen könne. Ich werde deshalb die heilige Philomene bitten, ihre Gebete mit den Meinigen zu vereinen. Das ist ein besserer Weg zur Gnade, als wenn ich selbst mich im Gebet zu Gott wendete.

Er beichtete gestern mit einer rührenden Demuth einem Franziscaner. Das alles hat seiner Seele wohlgethan, doch seinen Körper angegriffen. Dennoch fand ihn Betti (der Arzt) am nächsten Morgen besser. Vorgestern wohnte ich mit Montal der Mitternachtsmesse in der Kathedrale bei. Ich werde nie den herrlichen Anblick vergessen. Diese Kirche gehört zu denen, die ich am meisten liebe von allen auf der Welt. Alle diese Säulen, mit den vielen Lichtern und nicht viele Menschen, machten einen wundervollen Effect.

Wie hat es mich geschmerzt, daß Albert nicht bei uns war, wie glücklich wäre er gewesen! er war an diesem Tag ein wenig leidend und mußte das Bett hüten; wir fanden ihn jedoch schon wieder aufgestanden und mit dem Thee auf uns wartend, als wir nach Hause kamen; er war so freundschaftlich resignirt und von heiterster, liebenswürdigster Laune!

Ich hatte von Alberts Communion zu Eugenie gesprochen, jedoch Eines hatte ich vergessen, das ich vielleicht nicht gern erwähnt hatte, welchen Eindruck diese Communion auf mich gemacht: ich zerfloß in Thränen. Ich selbst war überrascht von meinem Ergriffensein, als ich sah, wie er vor dem Altar niederkniete. War es der Schmerz mich in einem solchen Augenblick nicht an seiner Seite zu befinden, der mich so bewegte? War es eine Ahnung der Wahrheit, an die ich mich zu glauben bisher geweigert hatte? Es war Beides, glaube ich [1]).

1) Diese Stelle wurde, wie man bemerken wird, wie so viele anderen, welche in diesem Band citirt wurden, später ge-

Am Abend des 28. December las uns Montalembert den Anfang seines Manuscriptes der heiligen Elisabeth vor, welches uns alle Beide entzückte. Albert war sehr gerührt von dem Namen Bruder und Schwester, mit welchem beide Gatten sich anredeten; er hat mich später oft „Schwester" genannt, wenn wir allein waren, und ich erinnere mich noch sehr wohl des engelhaften Ausdruckes seiner Züge, wenn er dieses Wort aussprach. Ich erzählte Montal an diesem Tage, wie ich bei Gelegenheit eines Spazierganges in den Ebenen von Rom im Jahr 1831 Albert zum ersten Mal „Bruder" genannt habe. Und so brachten wir in diese Vorlesung durch gemüthliches Geplauder eine heitere Abwechselung [1]).

---

schrieben, als die Geschichte dieses Theiles des Tagebuches von Pisa abgeschrieben wurde; und noch später, als sie sich mit meinen Verwandten im Jahr 1841 (fünf Jahre nach Alberts Tod) in Pisa befand, fügte sie folgende Worte hinzu: Vor wenigen Tagen habe ich in dieser Kapelle dasselbe Glück wie Albert genossen, mit dem ich inniger vereinigt war als früher. Das Gefühl, das meine Brust erfüllte, war Dankbarkeit gegen Gott, der mir gestattete an derselben Stelle zu communiziren, wo er die heilige Communion empfangen hatte.

1) Alexandrine erzählt in einem Briefe an Eugenie Folgendes über ihre Lectüre: „Außer Dante, welchen ich lese, liest uns Montalembert Legenden vor, und in diesem Augenblick eine sehr schöne von dem heiligen Franziscus von Assisi, ein sehr guter Heiliger, der alle Geschöpfe seine Brüder und Schwestern nannte. Er sagt: „fratre lupo." spricht lange mit diesem Wolf und nennt die Turteltauben meine Schwestern. Montal schreibt auch die Geschichte der heiligen Elisabeth, einer deutschen Fürstin. Er machte deßhalb in Deutschland viele Reisen.

Mittwoch, 13. Januar 1835. Wir bestellten heute alle drei zur allgemeinen Belustigung einen Hut für mich. Beim Essen bekam Albert plötzlich die Idee auf einen Ball gehen zu wollen, der heute Abend Statt fand, obgleich wir die Einladung bereits abgelehnt hatten. Ich widerstand, weil ich die Folgen für Alberts Gesundheit fürchtete, er machte jedoch meinem Zögern durch die Worte: Ich will es, ein Ende. Er selbst gab meiner Kammerfrau den Befehl, Alles vorzubereiten; ich mußte mich so schön als möglich machen, da ich mich dieser sanften Gewalt schlechterdings nicht zu entziehen vermochte. Meine Toilette dauerte mindestens zwei Stunden. Um den Spaß vollkommen zu machen, wurde Montal gezwungen, uns zu begleiten. Er ließ sich sehr bitten, denn er hatte nichts anzuziehen. Albert

---

Er wird sie uns verlesen, sobald sie fertig ist; es wird sehr schön sein, aber ich bitte dich, sage außer Pauline Niemanden etwas davon, denn ich glaube sicher, es wäre unangenehm, wenn schon vorher etwas von der Sache verlautete. Also es bleibt, bitte, unter uns. Er liebt so sehr diese heilige Elisabeth! Er sammelt auch die geringsten Notizen über sie. Er erzählte uns die Geschichte eines Ritters, der die Farben einer Heiligen getragen hatte, die er in einer Vision gesehen; das ist hübsch! Die Geschichte ist damit noch nicht zu Ende, aber sie ist zu lang, um sie in einem Brief zu erzählen. Sage mir, was du über das Leben denkst, welches wir führen? Mir gefällt es. Wir sind außerdem im Lesecabinet von Livorno abonnirt, und unsere Tische liegen voll Journale (diese für Montal) und Romane von Walter Scott für Albert und allen möglichen anderen Büchern für uns Beide. Albert fängt an deutsch zu lernen, aber er ist nicht so fleißig wie Du. Ich bin überzeugt, daß Du es sehr bald kannst."

gab ihm Alles, was er brauchte. Dann mußten wir einen Schuhmacher für ihn kommen lassen, und einen Friseur, um ihm die Haare zu schneiden; das Alles belustigte uns sehr, doch was mehr als alles andere unsere Lachlust erregte, war der Umstand, daß uns in Ermangelung eines Dieners (den wir fortgeschickt hatten) ein Schusterjunge auf den Ball begleitete.

Albert sagt in einem Briefe, den er am nächsten Tag an Eugenie richtete: „Mit meiner Gesundheit geht es besser. Ich habe gestern meine Frau gezwungen, mit mir auf den Ball zu gehen, ich habe desgleichen Montal mitgeschleppt, und nach zwei Stunden leidlichen Amüsements haben wir zu Hause unseren Thee getrunken. Meine kleine Alex war reizend in ihrem blauen Kleid und ihren Diamanten."

Er fährt fort:

„Ich lerne jetzt deutsch, aber das ist eine heimtückische Sprache, die viel Kopfzerbrechens macht; es kommt einem fast vor, als hielte sie nur sehr Wenige für ihrer würdig und verschmähe den Mund der Profanen. Montal hat eine köstliche Sammlung deutscher Lieder von Deutschland mitgebracht. Er beschäftigte sich während seines Aufenthaltes daselbst hauptsächlich damit, Legenden und Volkssagen aus dem Leben der Heiligen zu sammeln; diese angenehme Beschäftigung hat ihn über den Schmerz der vergangenen Jahre etwas hinausgehoben. Du kannst Dir denken, daß er nicht wenig dazu beiträgt, unsere kleine Häuslichkeit zu verschönern. Es ist gar zu hübsch, so fern von der Gesellschaft, ohne Rücksicht auf sie nehmen zu müssen und von ihr belästigt zu

werden, das Leben in unserer trauten Dreieinigkeit zu genießen, durch keine gesellschaftliche Fessel, nur durch das Band gebunden, das unsere Herzen an einander knüpft! Wenn Gott uns auch das Glück dieses vollkommen trauten Zusammenseins nicht zum zweiten Mal gewähren sollte, so danke ich ihm doch innigst, daß er es uns dies eine Mal so voll und ganz gewährte.“

Geschichte Alexandrinens.

Am Abend des 15. Januar ging ich mit Albert zu Montal hinauf, der seine Vorbereitungen zur Abreise traf, die morgen erfolgen sollte. Es war das erste Mal, daß ich ihn in seinem Zimmer besuchte. Albert ging regelmäßig an jedem Morgen zu ihm. Ich benützte dann gewöhnlich die kleinen Pausen seiner Abwesenheit, um Toilette zu machen; wenn diese beendigt, las oder schrieb ich, und genoß schon im Voraus die schönen Augenblicke, welche mir bevorstanden. Ich erinnere mich, daß ich während eines Nachmittags in der Nähe des Kamins in meinem Fauteuile nach dem Essen sitzen geblieben war und ein Journal las, während Albert seinem Freunde einen Besuch abstattete. Albert kam darauf mit Montal zurück, und ich beeilte mich, ihnen zu sagen, daß ich in jenem Journal einen abscheulichen Artikel von Heine, glaube ich, gelesen habe, den ein vollendeter Skepticismus charakterisire, und welcher mit der Verspottung des Glöckchens endete, welches die

Wandlung verkündet. Ich sagte zu Albert, daß ich nach dem Lesen dieser Zeilen auf meine Kniee gefallen sei und gebetet habe. Der Ausdruck seiner Züge nach diesem Geständniß zeigte ein Gemisch von Rührung, Glück und Ueberraschung, — o, es war ein Ausdruck, den ich nie vergessen werde, wie auch nicht den Accent seiner Stimme, als er zu mir hierauf einige zärtliche Worte sagte. Ich glaube es versichern zu können, daß wir nie einander so geliebt als in den Augenblicken, wo unsere Liebe zu Gott sich begegnete.

Doch ich wollte von dem letzten Abend sprechen, den wir mit Montal zubrachten. Er verlor den Kopf in Mitten seiner Bücher, Packete und Schriften. Ich sah mir seine Bücher an, die fast sämmtlich religiösen Inhalts waren, doch waren auch viele Legenden und Nationalgeschichten darunter. Ich half ihm beim Einpacken, bei welcher Gelegenheit wir über religiöse Gegenstände mit einander discutirten. Er las mir mit triumphirender Miene eine schöne Stelle von Alphons Liguori über den Cultus der heiligen Jungfrau Maria vor, an welche ich noch nicht glaubte, und rieth mir den Vater Clemenz (ein dem Katholicismus, so zu sagen, antidotes Buch, das mir meine protestantischen Freunde geliehen, das aber ganz das Gegentheil von dem bei mir erreichte, was es bezwecken sollte) zu verbrennen. Wir gingen hierauf hinunter und waren noch sehr fröhlich mit einander. Montal ließ mich eine ganze Menge Romanzen und Nationallieder singen, die er auf seinen Reisen gesammelt hatte; es war ein reizendes deutsches Lied darunter vom heiligen Bernhard (Jesus

wie süß, wer dein gedenkt), das die Süßigkeit des Gedankens an Jesus und seine heilige Gegenwart besingt. Obgleich anfänglich Montal eine Profanation darin sehen wollte, ließ er mich es doch später fortwährend singen. Er war erstaunt über die Aehnlichkeit des Ausdruckes meines Gesanges mit jenem dreier frommer jungen Mädchen in Regensburg, die dieses Lied bei ihrer Arbeit gesungen hatten.

Alexandrine an Eugenie.

„Pisa, den 19. Januar 1835.

Liebe Freundin, er ist abgereist, unser theurer Montalembert, wir konnten ihn nicht länger halten. Wir blieben diese Nacht bis halb drei Uhr bei ihm auf, worauf er abreiste. Er weinte, als er Abschied von uns nahm, es ging ihm nahe, sich von einem so trauten Familienleben zu trennen, wie er sagte; er hatte sich schon so an uns gewöhnt! Es ist ein süßer Gedanke, daß er uns für's Leben angehört!

Sage Paulinen, daß ich ihren Brief empfangen hätte und beantworten würde; doch wir leben noch immer ohne Diener, und nun uns auch Montalembert verlassen hat, der uns beständig kleine Freundschaftsdienste leistete (zu welchen auch jene gehörten, Kastanien einzukaufen und unsere Briefe zu bestellen, rc. rc.), so befinden wir uns in großer Verlegenheit. Unsere kleine Dienerin will Abends nicht auf die Post gehen, und vertraue ich ihr auch dieses Geschäft wegen der Verwechselung, die mit den zu frankirenden und nicht zu

frankirenden Briefen vorgehen könnte, nicht gerne an; auf diese Weise bin ich durch diesen Dienermangel sogar am Schreiben verhindert."

Albert an den Grafen von Montalembert.

„Pisa, Montag 19. Januar 1835.

„Lächerlichkeit und Verachtung!" Liebster Freund, Du hattest das abscheulichste Reisewetter, denn seitdem Du uns verlassen hast, hört es gar nicht auf zu regnen. „Es ist verdrießlich nur daran zu denken[1])!" Wir sehnen uns ungeheuer nach Deinen Nachrichten, weil wir gern darüber beruhigt sein möchten, ob sich der Gesichtsschmerz während der Reise gegeben, oder ob er sich verschlimmert hat. Es kommt uns vor, als wären wir aus der Heimath gezogen, seitdem Du uns verlassen hast. Unser Leben zu Dreien war so schön, wann wird es wieder so sein? Werden wir selbst in unserm Frankreich die schönen Abende von Pisa wiederfinden? Alexandrine ist seit einigen Tagen leidend, doch ist es nur eine kleine Unpäßlichkeit, deren größte Unbequemlichkeit der Besuch des Herrn Punta (des Arztes) ist, der uns während dieser zwei Tage schon drei Mal mit seiner Visite beehrte. — Wir haben noch nichts über die Gerüchte erfahren können, welche jedenfalls über unser geheimnißvolles Leben während Deiner Anwesenheit in Umlauf waren. Unser Project nach

---

1) Diese beiden Ausrufe sind einer in Neapel aufgeführten Komödie entlehnt, die Albert bei jeder Gelegenheit citirte.

Odessa zu reisen gewinnt immer mehr Boden. Ich habe einen Brief von Neapel erhalten, welcher mich belehrt, daß meine Eltern anfangen, die Sache als eine ganz einfache, natürliche anzusehen, und Deine Idee, Ferdinand mitzunehmen, fand großen Beifall. Lieber, guter Freund, o könntest auch Du uns begleiten! Welch ein herrliches Leben wäre das! Wenn jedoch trotz alledem nichts aus dieser Reise wird, so wollen wir nach den Pyrenäen gehen, dorthin wirst auch Du kommen, denn Du wirst endlich ernstlich daran denken müssen, etwas für Deine Gesundheit zu thun. Du hast keinen Begriff von der Leere, die Du in unserm kleinen Nome zurückgelassen hast, wie nothwendig Du uns geworden bist. Meine Morgenbesuche bei Dir, unsere gemeinschaftliche Promenade, Deine Gänge nach der Post und endlich unsere himmlischen Abende; jeder Augenblick des Tages war durch einen unvermeidlich erquickenden Hauch Deiner Freundschaft belebt! Und um das Gefühl der Leere noch fühlbarer zu machen, kommt noch der Umstand hinzu, daß Alexandrine wegen ihrer Unpäßlichkeit am Singen verhindert ist. Welch ein Contrast!

Sie wird indessen diesen Brief beendigen; zu diesem Zweck hat sie ein letztes Blatt Papier sich aufgespart; ich lasse Euch also nun allein, und will mir einbilden, Euch zu Wagen, bei einer Eurer herrlichsten Fußtouren zu begleiten. Adieu mein bester Freund, schreibe mir oft, bedenke, daß dies nur eine kleine Entschädigung für die schönen Tage ist, die uns entschwunden sind."

Alexandrine (in demselben Brief):

„Lieber guter Freund, Albert hat Ihnen schon eine Menge Dinge gesagt, doch das hält mich nicht ab, Ihnen gleichfalls zu sagen, wie sehr wir Sie vermissen; ich weiß noch nicht, ob es uns gelingen wird, wieder so fröhlich zu werden, wie wir vor Ihrer Ankunft waren; denn wir sehen jetzt immer beim Mittagessen oder beim Thee eine leere Stelle, die Sie so angenehm ausgefüllt und die uns in schmerzlichster Weise an unsern vortrefflichen Freund erinnert. Und nun war es gar Herr Punta, welcher vorgestern Ihren Platz einnahm: Welcher Contrast! . . . Urtheilen Sie selber. Ich hatte die Dummheit begangen, krank zu werden, was meine Trauer noch vermehrte, denn zwei leidende Wesen bedürfen durchaus der Gegenwart eines dritten. Ich war indessen nur von einer kleinen Unpäßlichkeit befallen, die schon wieder vorüber ist. Ich bin nun sehr begierig, zu erfahren, wie Ihre Reise abgelaufen ist, ob Sie noch sehr von Ihren Gesichtsschmerzen zu leiden hatten, und ob Sie wirklich auch hier von Ihrem Mißgeschick verfolgt wurden, das Sie, wie Sie behaupten, nie verläßt. Nehmen Sie mir diese Rede nicht übel. Ich möchte Ihnen den Glauben an Ihr Glück geben können! Wenn ein Leben im Anfange nicht vom Glücke begünstigt wird, so kommt dieses später. Sahen Sie wohl jemals ein ganzes Leben unglücklich? Bedenken Sie, daß Sie Freunde haben, die jeden Tag Gott bitten, Sie glücklich zu machen, und daß der Himmel die Gebete erhört, die man für Andere zu ihm sendet.

Vergessen Sie nicht, uns die genauesten Berichte über das Schicksal der heiligen Elisabeth zukommen zu lassen, für welche wir uns sehr interessiren, wie Sie wissen; und Sie, der Sie so schnell schreiben, lassen Sie uns auch über das geringste Detail ihres Lebens nicht in Unwissenheit, fürchten Sie nicht Ihre undeutliche Handschrift, wir werden Sie schon entziffern. Ich konnte nur ein einziges Mal seit Ihrer Abreise Ihre kleinen Lieder singen, weil ich durch Unwohlsein seitdem daran verhindert war. Apropos: beunruhigen Sie sich nicht wegen eines kleinen geschriebenen Buches, das Sie auf Alberts Schreibtisch liegen ließen, und das die schönen Stellen der Corinna und des Grafen von Maistre enthält. Es ist in guten Händen, wir werden es Ihnen bei Gelegenheit schicken, wenn Sie wollen, oder dürfen wir es vielleicht behalten?

Frau von C. besuchte uns einen Tag nach Ihrer Abreise. Sie war sehr liebenswürdig. Meine Bescheidenheit verbietet mir alle das Schmeichelhafte zu wiederholen, was sie in Bezug auf mein Erscheinen auf dem Ball sagte. Unser Diener ist noch immer nicht angekommen. Ich erwarte ihn seit Ihrer Abreise mit weniger Ungeduld, da ich mich darauf gefreut hatte, mich mit Ihnen über seine Antrittsmiene zu amüsiren. Marie hat sich zu dem von Ihnen verwalteten Amte bequemen müssen, unsere Briefe zu befördern. Am Tag nach Ihrer Abreise machten wir denselben Weg zu Wagen, den wir zuletzt zu Fuß zurückgelegt hatten, zu den Capuzinern nämlich. Wir ließen eine Ihrer Karten mit den Buchstaben p. p. c. zurück bei der Gräfin Mastiani.

Als wir nach Hause kamen, begegnete uns Therese[1]), die ihre Rede von Ihnen mit einer ausdrucksvollen Bewegung des Schmerzes begleitete. Sie bedeckte ihre Stirne mit einer Geberde der Verzweiflung mit beiden Händen. Das sind, lieber Montal, alle jene kleinen Erinnerungen an Pisa, welche Sie von uns begehrten. Jetzt werden sie noch lebendig bei Ihnen sein, doch wenn Sie erst in Paris sind, werden sie erbleichen, denn andere, größere Interessen werden sie verdrängen. Sie kennen unser Schreibmaterial, ich habe daher nicht nöthig, dieses Geschmier zu entschuldigen. Auf Wiedersehen, hoffentlich noch in diesem Jahr! Ich werde nie die guten Worte vergessen, die Sie mir beim Abschiede sagten. Gott schenke Ihnen Glück! Beten Sie für uns. Vergessen Sie nicht, Rio von uns zu grüßen."

Albert an meine Mutter[2]).

30. Januar.

„Ich fange auf diesem großen Blatt Papier an zu schreiben, ohne zu wissen, ob ich es füllen werde, aber

---

1) Eine Dienerin, die Herrn von Montalembert während seines Aufenthaltes in Pisa bediente.

2) Albert hatte an diesem Tag sein 23. Jahr erreicht, und meine Mutter hatte ihm einen Brief geschrieben, welcher die folgenden Worte enthielt: „Heute ist es drei und zwanzig Jahre her, seitdem ich Dich zum ersten Mal geküßt habe. Mir ist, als sei es heute. Und seit dieser Zeit verging kein Tag, wo mein Herz nicht erfüllt war von Dir . . . Du warst immer so vortrefflich, daß nie auch nur der kleinste Schatten meine Zärtlichkeit für Dich trübte. Ich kann daher, mein theures Kind, Dir gar nicht ausdrücken, wie lieb Du mir bist, und wie nothwendig es mir ist, Dich glücklich und gesund zu wissen."

es kommt mir in diesem Augenblicke vor, meine gute Mutter, daß alles das, was ich für Sie auf dem Herzen habe, hier noch nicht Platz genug finden wird. Nie habe ich das Glück, von Ihnen geliebt zu werden, lebhafter empfunden. Sie haben den 21. Januar nicht vergessen, ich meinerseits, habe an ihm mit erhöheter Liebe Ihrer gedacht. Ich weiß nicht, ob der Wunsch, den ich hegte, selber ein Kind zu haben, etwas zu der Rührung beigetragen hat, die mich bei den Worten übermannte, die Sie mir an meinem Geburtstag sagten. Drei und zwanzig Jahre sind verflossen, seitdem Sie mich das erste Mal umarmten, drei und zwanzig Jahre, in welchem Zeitraum Ihre Zärtlichkeit für mich nicht die geringste Unterbrechung erfuhr.

Niemals, sagen Sie, habe auch nur der Schatten einer Unzufriedenheit mit mir diese Zärtlichkeit getrübt. O, wie ich dafür dem Himmel danke! Was gäbe es wohl auf Erden, was mich mehr beglücken könnte, als diese Versicherung meiner geliebten Mutter? Welche Beruhigung für mich, der immer fürchtete, Sie und den guten Vater durch Undankbarkeit oder Mangel an Gehorsam zu betrüben!"

Es war im Februar dieses selben Jahres, wo Albert anfing, regelmäßige Berichte in sein Tagebuch zu schreiben, denen er von Zeit zu Zeit die Form von Briefen gibt, die, wie ich glaube, an den Abbé von Noirlieu, doch ohne die Absicht, sie ihm zu senden, gerichtet sind.

Alberts Tagebuch.

„Pisa, Februar 1835.

Sie wissen, mein lieber Freund, daß Sie öfter den Vorwurf an mich richteten, mich schlechter zu machen, als ich sei. Wenn Sie indessen mein ganzes Leben kennen würden, möchten Sie schwerlich bei dieser Meinung beharren, sondern im Gegentheil finden, daß mein guter Ruf ein durchaus, und zwar derartig usurpirter ist, daß mich oft die Furcht quält, es möge wohl Falschheit in meinem Wesen sein. Wahr ist es wohl, daß ich niemals ganz schlecht gewesen bin, und daß ich nie ganz und gar das strahlende, doch flüchtige Licht verleugnete, welches in meiner Seele aufgegangen war. Aber bin ich nicht gerade eben darum um so strafbarer? Zeigt uns nicht Dante, wie diese furchtsamen Gemüther sowohl vom Himmel wie von der Hölle zurückgestoßen werden? Der erste Augenblick findet mich für Alles begeistert, aber schon der nächstfolgende abgestumpft und ermüdet. Oft, vor meiner Vermählung, in der Zeit, wo meine Leidenschaft ihren Gipfelpunkt erreicht hatte, fühlte ich Muthlosigkeit in mir.

Ich hätte ein Ereigniß hinausschieben mögen, das doch, wie ich in anderen Momenten lebhaft fühlte, allein im Stande war, mich glücklich zu machen. Ich wollte nichts Bestimmtes, nur zuweilen meine Freiheit. Ja, meine Freiheit. Ich erinnere mich, daß es mich oft, wenn ich am Meeresstrande ritt, fortriß, die Lüfte zu durchdringen Es war mir dann, als hätte ich den Banden entrinnen mögen, mit denen ich

mich fesseln wollte, ihnen und mir selber. Einmal reiste ich nach Amalfi, blieb mehrere Tage dort, glücklich in der Einsamkeit, kehrte ich nur mit Widerstreben nach Neapel zurück.

Diesen schwachen und unbeständigen Charakter verdanke ich erstens meiner schwächlichen Constitution, sodann einer Erziehung ohne positive Leitung. Mein Vater brachte mir alle nur erdenklichen Opfer, aber die Männer, denen er mich anvertraute, täuschten sein Vertrauen. Mein Charakter war von Natur sanft und thätig; ohne sie hätte ich vielleicht größere Fehler begangen, mir jedoch mehr Energie bewahrt. Als meine Erziehung vollendet und ich ihrer Aufsicht entrückt war, hatte ich jene Herzensfrische verloren, die einige bevorzugte Menschen sich noch lange Zeit nach ihrem Eintritt in das Leben zu bewahren wissen. Es war um jene Zeit, als ich nach Italien kam, dessen Klima auf die Länge eher verderblich als wohlthätig auf mich wirkte, indem es die Ueberspannung meiner Phantasie sowohl, wie die Reizbarkeit meines Temperamentes noch vermehrte. Seitdem bin ich beständig das Spielzeug jener beiden Wesen in uns, bald gut, und von den erhabensten religiösen Empfindungen durchdrungen, und dann mich wieder jenem anderen Wesen überlassend, das mich hinführt, wohin es Lust hat; und dann wieder fühle ich mich von diesen meinen beiden Naturen zugleich erfaßt, ohne die Kraft zu haben, die eine oder die andere zu beherrschen, und sie meinem Willen dienstbar zu machen, daß sie zu meiner physischen und moralischen Vervollkommnung etwas beitragen. Es dauerte auch gar nicht

lange, so empfand ich die natürlichen Folgen dieser widersprechenden Bewegung. Ein hitziges Fieber ergriff mich und führte mich dem Grabe nahe . . . habe ich wohl daran gethan, wieder zum Leben zu erwachen?

Ich spreche nicht von den Dingen, die endlich mein Glück entschieden. Sie kennen diese dreijährige Liebe, die Gott in seiner Gnade segnete. Jetzt aber bin ich so weit gekommen, nur noch von der Gegenwart und von der Zukunft zu sprechen, und thue dies nun Tag für Tag, weniger dabei durch das Bedürfniß geleitet, mich mit ihnen zu unterhalten, als vielmehr um mir Rechenschaft von den widersprechenden Gefühlen zu geben, welche mich bewegen, und zu prüfen, ob es mir nicht gelingen möchte, mich zu ihrem Herrn zu machen, anstatt zu ihrem Sklaven."

Montag, 9. Februar.

Obgleich ich es mir zum Gesetz gemacht hatte, täglich diesem Buche von der Anwendung meines Tages Rechenschaft zu geben, ihm meinen Gedankengang, meine Entschlüsse &c. &c., anzuvertrauen, so habe ich dies doch schon seit drei Tagen zu thuen unterlassen. Ich weiß nicht, ob dies die Wirkung der Zeit, oder ob meine Schwäche allein die Ursache davon ist, allein ich war in einem so gereizten, nervösen Zustand, daß ich dadurch gehindert wurde, irgend einen Gedanken zu verfolgen. Mein Kopf war mir wie ausgehöhlt; heute fühle ich mich ruhiger, und habe fast nicht gehustet. Meine arme Alexandrine ist seit einigen Tagen leidend, sie ist sehr zart und das geringste Unwohlsein bei ihr

erschreckt mich sehr; sie sieht immer gleich so angegriffen aus; ich ließ den Arzt kommen, und hoffe, daß sie bald wieder hergestellt sein wird. Ich habe sonst nicht viel zu sagen. Der größte Theil des Tages verging im Kampfe gegen jene nervöse Irritation. Es ist Mitternacht. Gott sei mit uns!

Donnerstag, 12. Februar.

Jeden Tag werde ich kräftiger, mir wenigstens will es so scheinen, und ich hoffe mit Gottes Hilfe bald von dieser Unruhe, Sorge und diesen Vorsichtsmaßregeln befreit zu sein. Ich weiß nicht, ist es der nahende Frühling, aber ich dürste nach Luft, Bewegung im Freien, nach Leben. Sie kennen diesen Zustand, Sie haben dieses Schauern des Leibes und der Seele empfunden. Man fühlt Luft um sich, und das Herz ist bewegt von Glauben und Hoffnung. Die Seele dürstet nach Gott, man wirft sich auf die Kniee und schreit laut nach dem Brode des Lebens.

Unsere Reiseprojecte scheinen sich verwirklichen zu wollen, doch haben wir vor der Ausführung noch mehr als eine Verlegenheit zu überwinden.

Ich habe heute Abend Nodier's Erinnerungen vollendet. Sie haben mich wirklich sehr interessirt. Ich bewundere die Jugend, den Enthusiasmus und den ächten Muth des Autors. Er hat eine reine, glühende Seele, die uns mit den Menschen versöhnt, und man muß diese Versöhnung bewerkstelligt haben, ehe man es über sich vermag, das in jenem Tagebuch dargelegte menschliche Elend zu betrachten. Ich

habe mit erneuetem Herzeleid daran denken müssen, daß mein Vater die schönsten Jahre seines Lebens verliert, ohne seinem Vaterlande nützlich sein zu können, denn Nodier sagt mit Recht in seinem Epilog: „Die Harmonie redlicher Menschen ist eine unerläßliche sociale Nothwendigkeit, unter welcher Fahne sie auch der Zufall der Umstände oder die Nothwendigkeit der Stellungen versammeln mögen.“ Aber der Schwur ist eine Schranke für die reinen und zarten Gewissen. Dieser lächerliche Eid müßte in den Kammern abgeschafft werden, dann könnte mein Vater wieder seine Stelle unter den Vertheidigern der Freiheit einnehmen.

Freitag, 13. Februar.

Ich bin ganz glücklich, Shakespeare lesen und verstehen zu können. Ich lese jetzt Hamlet, der mich entzückt. Ich zittere vor Aufregung, indem ich ihn lese, ich hoffe auf große Genüsse, ich hatte keine Ahnung von einem solchen Styl. Mein ruhiges einsames Leben an der Seite meiner engelhaften Frau ist beneidenswerth. Ich habe gestern Abend mit großer Rührung an Sorrento gedacht! O mein Freund! welcher Hauch von Poesie und Glück schwebt auf dieser nun dreijährigen Erinnerung. Nein, ich bin noch nicht blasirt! meine Seele labt sich mit Entzücken an diesen Schätzen der Poesie und des Lebens. Beneiden Sie mich! denn ich empfinde den ganzen, vollen Werth der Gaben, die mir Gott verliehen.

Ich lese nun Ayesha. Das Buch interessirt mich, weil es wieder vom Orient handelt. Ich liebe den Orient!

Samstag, 14. Februar.

Meine Reiselust nimmt mit jedem Tage zu. Es gibt Augenblicke, wo die Seele uns in unbekannte Regionen zieht, die uns schöner, verlockender erscheinen, als die, welche wir kennen. Ist es nicht ein Vorgefühl unseres himmlischen Vaterlandes, dieses Bedürfniß die Welt zu durchwandern, den Ort zu wechseln, sich selbst zu entfliehen, dieser Durst nach Unendlichkeit, nach Freiheit? Byron sagt sehr richtig: „Die feigen Menschen nennen das Reisen eine Tollheit, sie wundern sich darüber, daß Andere, kühner als sie, ihre behagliche Häuslichkeit verlassen, um sich langen, ermüdenden Wanderungen in der Fremde auszusetzen. Allein es liegt in der Bergesluft eine Lieblichkeit, eine Lebensquelle, welche die Trägheit nicht kennt."

Sie haben schon diese Gefühle in mir getadelt, mein weiser Freund, und mir gesagt, daß in Wahrheit die Seele fähig und berufen sei, diesen göttlichen Zug nach der Unendlichkeit zu empfinden, doch erst dann, wenn sie die irdische Hülle abstreife. Aber ist es unsere Schuld, wenn unsere Seele, welche nicht die Macht besitzt nach Willkür die irdische Hülle abzustreifen, sich schon vor der Zeit zu diesen himmlischen Regionen hingezogen fühlt?

Ich empfand lange nicht die Segnungen einer durch Thätigkeit und Eifer unterstützten Geistes- und Körperbeschaffenheit so wie heute. Meine schwache und träge Natur ließ sich besser als sonst beherrschen, und ich schreibe dieses Resultat zum größten Theil meiner besseren Gesundheit zu. Mit Freude fühle ich wie

meine Kräfte sich erneuern, und segne Gott dafür, denn ich bedarf der Dankbarkeit, um mich meines Glückes vollkommen erfreuen zu können.

Ich bin noch weit davon entfernt, meine heutigen Empfindungen erschöpft zu haben. Ich fühle mich von Liebe bewegt, wenn ich der Vergangenheit gedenke, wenn ich den Himmel meiner Gegenwart betrachte und mir das unendliche Glück der Zukunft ausmale.

Man tadelte meine Wildheit! Aber wie könnte ich jetzt die Unruhe und den Lärm eines Salons ertragen, jetzt, wo ich so süße und lebensvolle Genüsse kennen lernte? Ist nicht das Dämmerlicht meiner Lampe, welche ihr geliebtes Haupt erleuchtet, der ganzen Welt vorzuziehen?

Montag, 16. Februar.

Gestern, als sich der Tag dem Ende zu neigte, war meine nervöse Irritation eine sehr gedämpfte; und nachdem ich gebetet hatte, verlor sich auch der letzte Rest eines Gewölkes, das meinen Geist umzog. Ich küßte mein Weib auf die Stirne. Wir haben zusammen gebetet, und an diesem Morgen stand ich mit heiterer Stirne auf, worauf das Glück sich spiegelte, das meine Seele füllte. Ich habe einen langen Brief an meine Mutter geschrieben, und erwarte nun ihre Antwort, um zu erfahren, ob wir nach Neapel gehen. Ich habe auch an Alexander geschrieben. Sonst ereignete sich nichts Bemerkenswerthes an diesem Tag. Ich habe so zu sagen nichts gethan, und verliere im Ganzen auf eine schreckliche Weise meine Zeit. Es gibt nichts so Schäd-

liches als kein bestimmtes Ziel des Studium oder der Beschäftigung zu haben. Nicht allein deßhalb weil man sein Leben auf diese Weise ohne Nutzen verschwendet, sondern auch weil man aus Mangel an geistiger Nahrung das erschöpft, was man in sich hat, und dafür eine Menge Unbedeutendes in sich aufnimmt, was sehr bald eine gewisse Leere in uns erzeugt, und so erwachen wir eines schönen Morgens ganz erstaunt über den geistigen Bankerott, den wir erlitten. Wir beweinen dann unsere Unfähigkeit, die verlorenen Schätze wieder zu erobern, und ächzen über den Verlust des heiligen Feuers, das Gott uns anvertraute, und das durch unsere Schuld erlosch. O Herr, erlaube nicht, daß es deinem Knecht also ergehe, dessen Herz mit allen den Reichthümern erfüllt ist, die du ihm schenktest. O überlasse mich nicht mir selber, mein Gott, denn ohne dich bin ich nichts. „Erinnere dich deiner Barmherzigkeit, und erfülle mein Herz mit deiner Gnade, der du die Leere in deinen Werken nicht willst.“ (Nachfolge Christi.) Lectüre dieses Abends [1]).

16. Februar.

Ich verabscheue die nervösen Menschen, und bin es selbst in einem Grad geworden, daß mich's anwidert, denn es ist erniedrigend für einen Mann. Wer aber

1) Alexandrine schrieb auf den Rand: „Dank Albert wurde es uns zur Gewohnheit, jeden Abend ein Kapitel aus der Nachfolge Christi zu lesen.“

wird es nicht durch zweijährige Pflege, Nachtwachen, Qualen, Aderlässe und Visiten der Aerzte? Oh! Yabachou! Gute Nacht, bis Morgen.

Ich war heute sehr lange übler Laune! einige Seiten Ayesha's stellten mich diesen Abend wieder her, und ein Kapitel der Nachfolge Christi machte mich vollends wieder sanft und gut.

Dienstag, 17. Februar.

Mein Tag hat durch ein trauriges Schauspiel begonnen. Acht Galeerensklaven kehrten vor unserer Thüre; sie waren paarweise an einander gekettet, und trugen rothe Uniformen, was hier das Zeichen zeitweiliger Gefangenschaft ist; nur zwei waren gelb gekleidet, was Sklaverei auf Lebenszeit bedeutet. Diese beiden letzteren hatten außerdem ein großes Plakat auf der Brust, worauf die Worte standen. Furto violente. Sie sind, wie ich glaube, erst seit Kurzem verurtheilt, weil ihre Kleidung noch neu ist, und sind es ohne Zweifel dieselben, welche auf dem öffentlichen Platz ausgestellt und wegen dieses selben Verbrechens verurtheilt wurden! Es ist ein entsetzliches Schauspiel, diese acht aus der Gesellschaft gestoßene Männer, die von ihr nichts mehr zu erwarten haben als die Verachtung, die Furcht und das Mitleid. Welche bitteren Gefühle müssen in ihrem Herzen wohnen! O barmherziger, gerechter Gott! gib ihnen durch die Resignation Ruhe, Hoffnung und ein besseres Leben, lasse das Beispiel unseres Herrn und Erlösers bewirken, daß sie ihren Leidenskelch annehmen in dem Gedanken an ihn, der auch mit Ergebung ge-

litten hat und doch das Muster der Tugend und Liebe war. O mein Heiland, mein süßer Jesu! von den Menschen verlassen, haben deine Engel dich getröstet und Thränen vergossen über die Schmerzen ihres Herrn! Erlaube auch, obgleich einer solchen Gnade unwerth, daß da, wo die Menschen einen Unglücklichen verlassen, die Engel des Himmels sich tröstend Denen nahen, die ihre einzige Hoffnung auf dich richten und vergehen müßten ohne deine Hilfe! O, Gnade für sie! eine Thräne auf ihr Herz vor ihrem Tode!

Wovor ich zittere, das ist nicht die Strenge der gerechten oder ungerechten Strafe, welche die Gesellschaft über diese Unglücklichen verhängt, sondern die Verzweiflung, zu welcher die grausame Behandlung ihrer Hüter sie treibt, die nur allzuoft selber der Auswurf der Gesellschaft sind. Hier werden die Functionen Derer erhaben, welche die Mission haben, eine lebendige Hoffnung, eine unerschütterliche Sanftmuth, die Liebe dem Herzen des Menschen einzuflößen, der auf Erden nur noch den Haß, den Fluch von Seinesgleichen zu erwarten hat. O mein Gott, vermehre die Zahl deiner wahren Diener, deiner ächten Hirten!

Mittwoch, 17. (Fortsetzung.)

Ich habe gestern in der englischen Presse einen Artikel über die Eisenbahnen gefunden. Wie bemerkenswerth ist es, daß während alle diese neuen Ideen von Schmelzung — noch dunkel, es ist wahr, aber doch Ideen — die Majorität beschäftigen, die Industrie und die Entdeckungen ihnen in so vollkommener Weise

zu Hilfe kommen! Man kann den Finger Gottes in dieser Harmonie nicht verkennen. Die Erfahrung hat uns schon gelehrt, wie viel die Leichtigkeit zureisen in unserer Zeit dazu beigetragen hat, die Vorurtheile und den Nationalhaß zu unterdrücken, und wie viele Freundschaftsbande sich unter Nationen knüpften, die sich sonst feindlich gegenüberstanden. Der Geist der Nationalität, des Patriotismus, an sich selbst schön, in welchem man jedoch von einem höheren Standpunkt aus beurtheilt, noch zu viel Egoismus findet, wird dem Geist der Einigkeit mit jedem Tage ein größeres Terrain einräumen, und dieser wird, das glaube ich mit Bestimmtheit, eines Tages in der christlichen Welt der herrschende sein. Ich würde jedoch diese ungeheuere Revolution viel sicherer und viel näher glauben, wenn die materiellen Interessen der Völker durch dieselbe einen solchen Vortheil fänden als der, welcher unfehlbar durch die unbegreifliche Leichtigkeit des Verkehrs bewirkt wird, welche jetzt noch weit davon entfernt ist, jenen Grad der Schnelligkeit erreicht zu haben, der durch die Kraft des Dampfes zu erwarten steht.

Wie ist aus so vielen besonderen Völkern ein einziges zu bilden? Es ist sicher nicht eine einzige Nation, ein einziges Königreich, das ich mir denke, sondern es ist in jener Association der Nationen, durch welche die materiellen und moralischen Bedürfnisse Aller allein befriedigt werden können, wo ich die Einheit erblicke. Und das Interesse der Völker wird sie bald diese Wahrheit erkennen lassen. Das hindert mich nicht, mit einem Blicke des Bedauerns den verlorenen Reiz so vieler Na-

tionalitäten zu begleiten, die nach und nach verlöschen; und dieser vollständige Umsturz wird überdies eine Confusion bewirken, von welcher wir nur sehr fern liegende Resultate uns versprechen dürfen. Eine Generation des Ueberganges, die schon nicht mehr in der Vergangenheit wurzelt, und doch auch noch nicht mit der Zukunft participirt; wir stehen noch auf einem Berg, wo wir den Horizont, von einer Seite von den glühenden Farben der untergehenden Sonne beleuchtet sehen, während an der anderen Seite schon eine neue Sonne aufgeht. Was mich betrifft, so verliere ich mich oft in den Gedanken, die mich belagern, bei diesem Schauspiele, welches nichts wiederzugeben vermag, und zuweilen bemächtigt sich meiner eine sanfte und schwermüthige Träumerei, wenn ich an den Abschied denke, den wir von einer poetischen Vergangenheit nehmen müssen, deren Monumente so viel Enthusiasmus, Uneigennützigkeit und Liebe bekunden; von einer Vergangenheit, deren Reichthümer in einer kommenden Gesellschaft verschwinden werden, in deren Schoß sich Alles vereinigen, vereinfachen und abgleichen wird!

Mittwoch, 18. Februar.

Erinnern Sie sich jenes armen Kindes, von dem ich Ihnen schon einmal gesprochen habe? Alexandrine und ich waren diesen Morgen bei seiner Mutter, um Schnüre zu bestellen; das Kind lag im Sterben! Wir gingen hinauf um es zu sehen. Es war feuerroth, seine Augen waren vom Wasser aufgeschwollen, das es im Kopfe haben soll. Es antwortete seiner Mutter nicht mehr.

Ich habe unseren Arzt hin gesandt. Die armen Eltern sind sehr zu beklagen; in ihrer Wohnung, wo sonst der Fleiß und die Thätigkeit herrscht, ist nun Alles in größter Verwirrung, ihr Glück ist dahin!

Freitag, 20. Februar.

Das arme Kind war diesen Morgen noch nicht todt, es ging ihm sogar ein wenig besser. Ich fürchte sehr, daß man in der Behandlung etwas versäumt hat, und dann haben diese armen Eltern es durch ihre fortwährenden Klagen irritirt. Diesen Abend wollten sie Maria (die Kammerfrau Alexandrinens) holen, doch es ist Niemand gekommen; ich weiß nicht, was ich davon denken soll und fürchte ein Unglück. Ich werde Morgen sehr zeitig hinschicken. Gebe der Himmel vollständige Besserung!

Meine Alexandrine war diesen Abend so reizend schön. Sie glaubt vielleicht nicht, einen solchen Eindruck auf mich gemacht zu haben. Sie ist immer hübsch, aber es gibt Augenblicke, wo ihre Schönheit, mich wahrhaft betäubt. Lieber Engel! Welche Geduld! welche Sanftmuth! Und doch, können Sie es glauben, selbst von ihr ertrage ich nicht den geringsten Widerspruch. Wenn diese Reizbarkeit nicht mit der Wiederkehr meiner Kräfte verschwindet, so bin ich nur noch ein thierisches Wesen.

Das Kapitel dieses Abends war: Von der Prüfung der wahren Liebe; bewundernswürdig! aber es zeichnet nur allzugut unsere Feigheit, unser Elend. O mein Gott! ohne dich, ohne deinen göttlichen Hauch

können wir nichts. So stark wir auch sind, wenn du uns deiner Gnade würdigst, so haltlos und elend sind wir, wenn du sie uns entziehest. O stärke unsere Natur, mein Herr und Gott! und gestatte mir zu hoffen, dich in meiner Seele aufzunehmen; denn ohne dich, was vermag ich? Was aber vermag ich nicht mit dir?

Sonntag, 22. Februar.

Das arme Kind ist gestern gestorben. Man war um zehn Uhr zu uns gekommen, um uns zu sagen, daß es noch lebe. Um Mitternacht floh seine Seele zu Gott. Der Vater ist mit der kleinen Tochter, die ihm noch geblieben, fortgegangen, um den traurigen Anblick zu meiden. Die Mutter ist geblieben. Wir gingen nach der Messe hin, um den Leib zu sehen, der diesen Abend begraben wird. Armer kleiner Engel! seine Züge hatten ihre natürliche Ruhe wiedergewonnen! er war weiß gekleidet, mit Blumen und rosa Bändern geschmückt und von einer Blumenguirlande umgeben.

Montag, 23. Februar.

Wir waren auf dem Kirchhof, um das Grab des armen Kindes zu besuchen. Es ist ein Theil dieses Gottesackers für die Kinder reservirt, wo aber während eines Zeitraumes von zwei Jahren keine mehr begraben worden, weil kein Platz mehr ist. Der Todtengräber sagte zu uns: Qui sono tutti angeli. Welche Engel sind in Wahrheit aus den hier begrabenen kleinen Leibern zum Himmel geflogen! Es schien

mir, als ob die Erde dieses Ackers eine gesegnete sei. In einem Winkel derselben Umzäumung befinden sich die Gräber der ohne Sacrament Verschiedenen. Ich weiß nicht, warum mich diese Nähe rührte. Wer weiß, ob nicht alle diese unschuldigen Seelchen für diese Strafbaren oder vom Tode plötzlich Ueberraschten, deren Körper den Ihrigen so nahe liegen, beten? —

An demselben Tag erhielt Albert einen Brief von meinem Vater, der sicher eine Besorgniß aussprach, welche ihn oft heimsuchte. Albert antwortete hierauf:

„Mein geliebter Vater, es macht mir großen Kummer, daß unser geringes Vermögen Ihre Gedanken so sehr beschäftigt. Ich weiß es wohl, daß wir nicht ungeheuer reich sind. Weder Alex noch ich haben eine Geldheirath gemacht, aber ich mag es anstellen, wie ich will, ich kann es nicht entdecken, daß uns irgend etwas abgeht. Sagen Sie mir, bitte, ob es viele junge Häuslichkeiten gibt, die sich schon nach dem ersten Jahre ihrer Ehe einer kleinen Ersparniß rühmen können. Muß nicht meist das zweite Jahr das Deficit des ersten decken, in welcher Vermögenslage sich auch die jungen Eheleute befinden mögen? Sie, der Sie doch unsern Geschmack für das Einfache und unsere Gewohnheiten so genau kennen, wie ist es möglich, daß Sie sich ängstigen können? Stellen sie sich vor, daß wir hier ein Leben führen, welches zu dem Glauben berechtigt, daß wir sehr weit entfernt von der Armuth sind. Sehr wenig Leute haben, wie wir, alle Tage eine Equipage zu ihrer Disposition. Außerdem ertragen wir, ohne sonderlich darunter zu leiden, die Ausgabe zweier Aerzte,

wovon der Eine eine Berühmtheit ist ... Adieu, mein guter Vater; lieben Sie stets Ihren Albert, ich bitte Sie darum, und seien Sie versichert, daß unser Glück ein so vollkommenes ist, daß es mit nichts verglichen werden kann."

Und an demselben Tag schrieb Alexandrine an Eugenie:

„Begreifst Du, daß Dein Vater an Albert schreiben konnte, „daß er wahre Thränen vergießt, wenn er daran denkt, wie wir uns einrichten müssen?" ... Wir, die wir am Ende dieses Jahres vier oder fünf tausend Frank gespart haben? Und doch, welche Menge von Extra-Ausgaben hatten wir in diesem Jahr! Doctoren, Reisen, Diener ꝛc. Wirklich ich bin froh zu wissen, daß sich Dein Vater auch noch um unbedeutendere Dinge Sorge macht, sonst würde es mir großen Kummer machen, ihn so besorgt um uns zu sehen."

Mir scheint, es liegt etwas Charakteristisches und Rührendes darin, zu sehen, wie zufriedengestellt sie mit einem Vermögen waren, das Anderen nicht genügt hätte. Das beweist auch, welche Ordnung und Sparsamkeit in ihrer Häuslichkeit herrschte, und kann als Beweis dienen, daß prosaische, von aller Phantasie entblößte Menschen, die auch der geringsten Romantik unfähig sind, nicht immer jenes Vernunft-Monopol besitzen, das sie sich so gern zuerkennen (als Ersatz vielleicht für alles Andere was ihnen fehlt).

Alberts Tagebuch.

(Fortsetzung.)

Dienstag, 24. Februar.

Ich habe diesen Abend mehrere Briefe meiner lieben Elisabeth wieder gelesen[1]), deren zärtliche und ergebene Seele Sie kennen. Alle diese Briefe datiren aus einer Zeit, in welcher ich in ihr befreundetes Herz alle verwirrten und leidenschaftlichen Gefühle ergoß, welche ich für die erste Frau hegte, die ich liebte. Diese Frau, die ich nicht nennen werde, ist oft in meinen Gedanken, und ihr Angedenken wird nie in mir verlöschen. Aber ich danke dem Himmel, daß diese Erinnerung durch keine Reue getrübt ist, und daß ich im Gegentheil dieses Andenken mit Zärtlichkeit und Dankbarkeit nähren kann. Hängt nicht oft die Existenz des Mannes von der Aufnahme ab, welche seinen ersten Ergüssen zu Theil wird? Die meinigen, so leidenschaftlich und tadelnswerth sie auch sein mögen, waren an eine großmüthige und reizende Seele gerichtet. Wohl kostete ihre Strenge mir manche Thräne; allein ich verdanke ihr den Glauben an einen Himmel in der Frauenbrust, und daß ich nie am Glück verzweifelte.

Mittwoch, 25. Februar.

Wir haben heute einen Frühlingsmorgen. Welch ein Klima! Wir fuhren im offenen Wagen durch

---

1) Elisabeth von Bellevue, welche auf den ersten Seiten dieser Erzählung genannt wurde, ist die Tochter des Marquis von Bellevue. Sie verheirathete sich im Jahr 1831 mit dem Grafen Tour du Breuil.

Felder und Wälder. Nichts ist mit dem Gefühl zu vergleichen, das uns an einem der ersten Frühlingstage bewegt. Wir konnten uns nicht zum Nachhausefahren entschließen; mehr als je waren wir vom Reisefieber ergriffen, und bald werden wir, so hoffe ich, Pisa verlassen, dem ich demungeachtet ein Andenken bewahre, so süß wie seine Eindrücke und das vollkommene Glück, das ich in seinen Mauern genoß. Aber ich nehme ja die Quelle so vieler Freuden mit, denn Sie wissen, welche Fülle von Genüssen sich dem erschließt, der an der Seite eines geliebten Wesens reist. Sie werden also nicht mein Beharren bei meinen Reiseplänen als eine Unbeständigkeit auslegen.

Wie oft habe ich nicht in früheren Zeiten ein junges Paar beneidet, das in einer schönen Reisekalesche dahinfuhr, verloren in seinem Himmel der Jugend, der Hoffnung und Liebe! Nun denn, auch ich besitze dieses Glück, und sehe, daß ich mich nicht getäuscht habe, als ich die Seligkeit aus den Zügen Derer leuchten sah, die ich beneidete; nur habe ich diese Seligkeit, wie ich sie selber jetzt empfinde, damals nur unbestimmt geahnt.

Heute Abend empfingen wir den Besuch des Vaters und der Mutter des armen Kindes; aber werden sie die Leichtigkeit und Oberflächlichkeit der italienischen Empfindungen begreifen? als sie uns verließen, gingen sie in das Theater! . . .

Alexandrine sagte in Bezug auf diese Angelegenheit, Albert habe Julius (seinen Kammerdiener) gezankt, weil er nicht an die Tiefe der Gefühle dieser Leute glaubte. Neben dieser Notiz befindet sich die Meldung einer

Visite des Herrn Luigi Galligani, Beichtvater Alberts, der im Laufe des Gesprächs die Geschichte einer Engländerin erzählte, die katholisch geworden sei, und sagte, sie glaube nun im Paradies zu sein. „Ich war sehr erstaunt darüber," fügt Alexandrine hinzu, „denn ich war so weltlich, daß ich glaubte, es gehöre sehr viel Phantasie dazu, um sein Glück in diesen unsichtbaren Dingen zu finden! Ich konnte es durchaus nicht begreifen, und war eben so erstaunt, als Albert zu mir sagte: „O wenn Du wüßtest, welches Glück es ist, das heilige Bußsacrament zu empfangen!" Doch sagte er diese Worte mit einem Ausdruck, der mir noch heute gegenwärtig ist!"

Einige Tage darauf gingen sie in das Franziscanerkloster von Santa-Croce, wo Albert den Pater Luigi sprechen wollte. Während er im Inneren war, bewirthete ein Laienbruder, der gute Bruder Clementino, Alexandrine im Sprechzimmer mit einer Tasse Kaffee, welche sie mit einer Mischung von Dankbarkeit und Widerwillen zu sich nahm. Während sie trank, rieth ihr der gute Laienbruder den katholischen Glauben anzunehmen und versprach ihr seinen Rosenkranz aus Jerusalem, wenn er sie jemals als Katholikin wiedersehen sollte [1]).

---

1) „Fünf Jahre später," erzählt Alexandrine, „ging ich in Wittwenkleidung und allein wieder in dieses Kloster. Als ich in seine Nähe kam, begegnete mir ein Bruder, beladen mit seinem Bettelsack. Ich frug ihn, ob Pater Luigi Galligani im Kloster sei. Er antwortete mir, er sei abwesend. Hierauf frug ich ihn, ob Fra Clementino anwesend sei. Er war es selbst.

Alberts Tagebuch.

(Fortsetzung.)

Montag Abend, 2. März.

Es ist möglich, daß wir jetzt über Wien nach Rußland gehen; wenn dies geschieht, werden wir * * * besuchen, den Alexandrine nicht wiedergesehen, seitdem sie mir das Glück meines Lebens, ihre Liebe, schenkte. Wir haben diesen Abend von ihm gesprochen, und ich sah, wie die Erinnerung an ihn sie bewegte. Lieber Engel! sie hatte keine Ahnung davon, mit welchem lebhaften Interesse ich sie beobachtete! Es ist jedoch nicht das erste Mal, daß sie mir in dieser Weise ihr Herz erschloß. Es ist wie bei dem Tode ihres Vaters. Das geringste Wort, das sie an diesen großen Schmerz, an diese harte Prüfung erinnert, setzt sie in jene Zeit zurück, und sie schildert ihre Gefühle bis auf das Geringste.

Er erkannte mich, und seine Freude, mich wiederzusehen, war so groß, daß es ihm war, wie er mir sagte „als ob er seine Mutter von den Todten auferstanden sähe." Er holte dann sogleich seinen Rosenkranz von Jerusalem und gab ihn mir, wie er versprochen hatte. Auch er hatte geweint über Alberts Tod; er weinte noch aus Mitleid und Zärtlichkeit, indem er mit mir sprach. Dennoch war eine liebliche Freude der Haupteindruck dieses Zwiegespräches, denn unser angebeteter Glaube hat Trost für Alles und zerstört nur die Sünde."

Und fünf Jahre vor dieser Zeit begriff Alexandrine nicht, wie es möglich sei, sein Glück in unsichtbaren Dingen zu suchen!

O wie ich mit Dir fühle! Du darfst nicht fürchten, mich durch Wiederholungen zu ermüden; Du wirst stets Thränen in meinen Augen finden, wenn die Deinigen welche vergießen. Auch darfst Du nicht fürchten, mich durch die Erinnerung an jene Zeit zu kränken; ich finde ja darin Deine liebe Seele wieder, die sich mir seitdem vollständig geöffnet und gegeben hat bis über das Leben hinaus. Ich danke Dir für Deinen Glauben, daß Du mich nicht kränkst, indem Du mir gestehst, daß Du geglaubt hast, ihn zu lieben! . . . Ich empfinde bei diesem Geständniß, ich weiß nicht, welches Gefühl des väterlichen Schutzes, das Dich mir doppelt werth macht. Und berge ich denn nicht auch im tiefsten Herzen einen süßen Thränenquell? Hörst Du mir nicht auch zu, wenn ich Dir erzähle, was einst meine Seele so tief bewegt, ehe ich Dich kannte? Du findest es natürlich, daß ein Jeder Erinnerungen hegt, die ihm lieb geworden und welche er um Alles in der Welt nicht missen möchte, und wie Du sagst heißt Erinnerungen aus einer Menschenseele verbannen wollen, ein Stück Leben tödten. O, Du hast Recht! So lange unser Herz noch Liebe füllt, glauben wir, hoffen wir auf Gott!

Alexandrine an den Grafen von Montalembert.

„Liebster Montal, es ist nun schon mehrere Tage her, seit Albert Ihren lieben langen Brief aus Alessandria und Genf empfangen, und wir wollten längst darauf antworten. Wir erwarten mit Ungeduld Ihre Ankunft

in Paris! Welche Feder! welche Dinte! welches Papier! Ich schreibe Ihnen schon heute Abend, weil ich morgen arbeiten will. Sie können sich keinen Begriff von der Leidenschaft machen, die mich für Näh-Arbeiten erfaßt hat. Ich beklage nur, sie nicht schon in Ihrer Zeit gehabt zu haben; einmal weil es nichts Amüsanteres gibt, als beim Arbeiten eine Vorlesung anzuhören; dann weil Sie gewiß die in Wahrheit köstlichen Arbeiten, welche ich mache, bewundert haben würden, und endlich weil Ihnen das eine vortheilhaftere Meinung von mir gegeben hätte, wenn Sie mich so weiblich beschäftigt gesehen hätten, Sie würden dann gewiß die Ueberzeugung gewonnen haben, daß ich nicht aus Pedanterie gelesen, anstatt zu nähen. Im Uebrigen kann ich wohl mit Ihrem Urtheil über mich zufrieden sein, denn es ist nur zu günstig. Sie konnten nicht mit gutem Gewissen beanspruchen, daß ich nicht alle Ihre Briefe an Albert lesen solle. Ich habe Ihren letzten von Anfang bis zu Ende gelesen, und habe darin mit einer angenehmen Verwirrung das Lob gesehen, welches Sie mir spenden. Ungeachtet dessen, (ist es Eitelkeit oder Selbsterkenntniß?) finde ich mich, wenn auch nicht so gut als sie mich machen, doch mehr zum Nachdenken befähigt, als sie es anzunehmen scheinen. Dann muß ich Ihnen gestehen, daß ich ein wenig Anstoß an den Ausdrücken zerstreut und gefährlich genommen habe, mit welchen Sie mein Leben vor meiner Vermählung zu bezeichnen belieben. Es hat mich dies wegen meiner Eltern verletzt. Lieber, guter Freund, ich finde Sie noch immer zu unduldsam gegen diese arme Welt. Wohl mag sie Gefahren in sich bergen,

doch gewiß auch Tugenden, und weit mehr und werthvollere vielleicht, als solche, die Sie außerhalb dieses zerstreuten Kreises finden. Mein Leben war ein derartiges, wie es alle jungen Mädchen unserer Zeit führen; Sie werden vielleicht finden, daß dies keine Entschuldigung sei; doch haben viel bessere als ich dieselbe Lebensweise geführt. Was aber meine Eltern betrifft, so dürfen Sie ihnen nicht die Schuld wegen der 379 Verehrer (oder jede andere Zahl, die es Ihnen beliebt zu erfinden) beimessen. Dieser Schuld dürfen Sie mich wohl nur allein zeihen; jedoch jene Einfachheit des Gefühls, welche Sie in mir entdecken wollen, habe ich von meinen Eltern. Wie oft hat sie mich bei meinem Vater entzückt und gerührt, der bis an das Ende seines Lebens an Allem Freude empfand, was ein Kind fröhlich macht! Und meine Mutter! Welch eine zärtliche, sanfte und offene Seele! O, ich versichere Sie, wenn ich Natürlichkeit, Sanftmuth und Zärtlichkeit besitze, so verdanke ich es ihnen.

Lieber Freund, es ist mir süß zu denken, daß Sie für mich beten. Ich bin dessen sehr bedürftig; aber wenn Sie an mich denken in Ihren Gebeten, so denken Sie auch an meinen Vater und Alle, welche ich auf Erden liebe. Das sind die Gebete, welche ich am meisten liebe, und da ich viel Vertrauen in die Ihrigen setze, so bitte ich darum, und Sie werden meine Bitte erfüllen; ich zähle darauf, weil ich an Ihre Freundschaft glaube.

Albert hat mir die reizende Spina von Alabaster geschenkt. Ich möchte sie Ihnen während unserer Reise

zum Aufbewahren übergeben. Ich will, die Zeit meiner Leidenschaft benützend, für Sie etwas arbeiten; Sie sind jedoch so schwer zu befriedigen, daß Sie es sicherlich häßlich finden werden. Schreiben Sie uns, so oft Sie können. Apropos, unser Jocrisse ist angekommen. Er nennt sich Julius; ist nicht allzu bäurisch. Er sagt allerdings auch „M'sieur," wie Sie das uns vorher gesagt haben, aber er bedient sich gegen mich des Titels: „Madame," was mir ziemlich galant vorkommt, und was hier gewiß eine sehr seltene Benennung ist. Er kann weder lesen noch schreiben, weiß sich jedoch ganz gut aus der Affaire zu ziehen. Er ist sehr häßlich. Albert sagt, er sei buckelich. Alle diese Details haben Sie sich selbst zu verdanken, Sie wollten sie haben. Adieu, mein Papier ist zu Ende. Gott möge Sie so glücklich machen, wie ich es Ihnen wünsche. Auf Wiedersehen!"

Um das Bild des Lebens und der Beschäftigungen Alberts und Alexandrinens zu vervollständigen, welches in Pisa seinem Ende nahete, will ich hier einige von ihnen in jener Lebensepoche aus Büchern abgeschriebene Stellen citiren. Alexandrine hat denselben selbst in ihrer „Geschichte" einen Platz gegönnt, in der Absicht, „der flatterhaften Zerstreuung ihres damaligen Seelenzustandes dadurch ein Denkmal zu setzen," und es scheint mir, daß in dieser Beziehung diese Auszüge hier nicht überflüssig sind.

Der Erste ist einer der Harmonien Lamartine's entnommen.

Barmherz'ger Gott! den sie durch Wort und Lieder
Als ihr und ihrer Väter Gott geehrt!
Blick gnädig auf die Thränen ihrer Brüder,
Wir fleh'n für sie, die liebend uns gehört!
Sie priesen dich im kurzen Erdenleben,
Und lächelnd trugen sie dein Strafgericht;
Heil deiner Hand! so riefen sie ergeben:
Gott der Verheißung! du betrogst sie nicht!

Wo leben Sie? In welchen Lichtregionen
Ihr Auge mild'rer Tagesglanz umwebt?
Bevölkern sie die gold'nen Sternenzonen?
Die Luft, die zwischen Erd' und Himmel schwebt?

Verklang der Name, der sie rief auf Erden?
Wird nicht dem trauten Rufe Antwort werden?

O nein, mein Gott, wenn himmlisches Entzücken
Und menschlich Angedenken sich nicht eint,
So würd'st du ihr Gedächtniß uns entrücken,
Wir hätten dann vergeblich sie beweint?

Ach! daß ihr Geist in deinem Schoß sich sonne!
Doch laß ihr Herz uns noch Erinnerung weih'n!
Die einst getheilt mit uns der Erde Wonne,
In ihrem Glück nur können wir uns freun!

Breit über sie — o Gott der Huld und Treue! —
Die fehlten, deine milde Vaterhand.
Sie litten — das ist neuer Unschuld Weihe,
Sie liebten — das ist der Begnad'gung Pfand!

Der folgende Satz über das kirchliche Cölibat wurde von Albert aus der Geschichte von Frankreich von Michelet abgeschrieben:

„Ich werde gewiß nicht gegen die Ehe sprechen, dieses Leben hat auch seine Heiligkeit. Ist aber nicht das heilige Bündniß, welches der Priester mit der Kirche geschlossen, nicht ein wenig durch ein minder reines gestört? Wird er die Kinder des Volkes, deren geistiger Vater er ist, so lieben wie die Kinder seines Fleisches? Wird die geheimnißvolle Vaterschaft nicht unter der andern leiden? Der Priester wird sich selber Alles entziehen können, um es den Armen zu geben, aber wird er es nicht den eigenen Kindern entziehen. Und wenn es geschähe, wenn der Priester in ihm über den Vater siegte, wenn er alle Pflichten seines heiligen Dienstes erfüllte, so fürchte ich dennoch, daß dies nicht mit dem rechten Geiste geschähe. Nein, es ist selbst in der heiligsten Ehe in der Frau, in der Familie etwas Weiches, was entnervt, was Stahl und Eisen bricht. Das festeste Herz verliert dadurch etwas von seiner Wesenheit. Er war mehr als ein Mensch, er ist nur noch ein Mensch!“

Es folgt dann von Alexandrinens Hand geschrieben diese Stelle von Nodier:

„Der höchst gute Gott, der vielleicht das Verbrechen verzeiht, sollte er keine Gnade für einen aufrichtig frommen Irrthum haben? Ich kann es nimmer glauben, denn Gott kann nicht gestatten, daß der Gedanke seiner schwachen Creatur *wohlwollender sei als* er.“

Alexandrine schreibt auf den Rand, daß sie „diese gefährliche Stelle im Herzen getragen habe.“

Sie nennt sie gefährlich, weil sie in einer Zeit, wo sie (nach ihrem späteren Urtheil) noch zwischen dem protestantischen und katholischen Glauben schwankte,

ihre Nachlässigkeit im Aufsuchen der Wahrheit zu begünstigen schien. —

Die Reise nach Odessa, von welcher schon mehrfach die Rede war, wurde nun eine Gewißheit. Ihr Ziel war ein Besuch Alexandrinens bei ihrer Mutter; sie sollte den Sommer in den herrlichen Besitzungen des Fürsten Lapoukhyn zwischen Odessa und Kiew zubringen. Die Aerzte versprachen sich Gutes von dieser Reise für Alberts Gesundheit, und dieser entschloß sich nach einigem Zögern über Malta und Constantinopel nach Odessa zu reisen. Es war dies ein großes Unternehmen und eine lange Trennung, doch hoffte man von dieser Reise ein gutes Resultat für Alberts Gesundheit, und für Alexandrine war es eine große Freude ihre Mutter wieder zu sehen. Was nun die Länge der Reise betrifft, so war weder der Eine noch der Andere darüber erschrocken. Der Graf Putbus bot sich, sobald er diesen Entschluß erfuhr, zum Begleiter und Reisebeschützer an, mit jener ergebenen Freundschaft, welche er bei allen Gelegenheiten gezeigt hatte. Neapel wurde als Ort der Zusammenkunft gewählt. Dort erwarteten wir sie mit einer Ungeduld, welche man sich leicht denken kann, denn wir waren glücklich sie wiederzusehen, und zugleich traurig, sie so bald wieder von uns scheiden sehen zu müssen.

Es war, glaube ich, den Tag vor ihrer Abreise von Pisa, als Albert einen langen Brief in italienischer Sprache an Pater Luigi Galligani schrieb, der ihn bewahrte, und ihn fünf Jahre später an Alexandrine zurückgab.

Der Anfang davon ist verloren gegangen, doch hier ist die Uebersetzung des Uebrigen:

„... Ich fühle nun doch, daß ich nicht mehr daran zweifeln darf, daß Gott fortfährt meine geliebte Frau (la mia diletta sposa) mit Blicken der Barmherzigkeit und Zärtlichkeit anzusehen, mit welchen er immer die geraden, einfachen und wahrheitsliebenden Gemüther betrachtet. Diese Eigenschaften haben Sie bei ihr zu entdecken Gelegenheit gehabt, und Sie haben bald die Ueberzeugung gewinnen können, mein Vater, welche Zärtlichkeit und Barmherzigkeit in ihrer Seele wohnt. Daß sie so ist wie sie sich gibt, verdanke ich der Gnade Gottes, welcher ich auch das Glück verdanke, daß ich sie in dieser Welt gefunden habe, und zu meiner Gattin, dem Reichthum und der Freude meines Lebens, machen durfte. Ich werde daher niemals aufhören, Gott zu segnen, und Alles von seiner Gnade und unermüdlichen Barmherzigkeit zu hoffen. Ich nehme von Pisa ein Andenken mit, welches mir immer theuer sein wird (una rimembranza che mi sara sempre tenerissima). Ich werde niemals Ihre liebevolle und väterliche Sorgfalt für mich vergessen. Ich hoffe daß Sie nicht an meinen Worten zweifeln werden.

Zum Schluß erbitte ich mir Ihren Segen, mein Vater, und gebe ich Ihnen die Versicherung, daß Sie in uns zwei Kinder haben, die Ihnen auf ewig die ehrfurchtsvolle Anhänglichkeit bewahren werden, deren Sie so würdig sind.

Albert von la Ferronnays.

P. S. Ich hoffe, daß Sie mein schlechtes Italienisch verstehen können, und daß Sie alle Schreibfehler verzeihen, welche meiner Feder entschlüpfen, die wenig in der Sprache geübt ist, in welcher ich Ihnen schreibe."

Alexandrine, welche nach einem Zeitraum von fünf Jahren diesen Brief zum ersten Mal las, fügte die tief empfundenen Worte hinzu:

„O mein Albert! mit welchen Augen hast Du mich angesehen! Aber Dein Glaube an mich fand seinen Lohn, wie auch die Gewißheit, daß Gott mit Barmherzigkeit auf mich herabschaue! O mein Gott, fahre fort, mich deiner Gnade zu würdigen, denn ich bin noch nicht gerettet. Mein Engel, bitte für mich!"

Gerettet! nein, sie war es damals noch nicht, denn sie war noch auf der Welt. Aber heute, heute, o mein Gott, wo ich diese von ihr niedergeschriebenen Zeilen abschreibe, heute ist es mir erlaubt zu hoffen, daß sie ihr Ziel erreicht, daß sie gerettet und im Genuß des ewigen Friedens und der ewigen Seligkeit sich befindet!

Am 23. März bestiegen sie in Livorno den Sully, und am 26. schrieb Eugenie mit großen Buchstaben in ihre Zeitung der Familienereignisse, (welche sie am Hochzeitstage Alexandrinens angefangen, und die sie ohne Unterbrechung fortgesetzt hatte [1]): „An-

---

1) Diese Zeitung war eine Fortsetzung des früheren Tagebuches Alexandrinens, das mit ihrem Hochzeitstage schloß. Es ist dieses nicht dasselbe Tagebuch, in welches sie ihre Eindrücke und Gedanken geschrieben hatte, aus welchem so viele Stellen angeführt worden sind. In der Epoche, in welcher wir uns befinden, fuhr sie fort in ihr Tagebuch zu schreiben, und sie blieb noch

kunft Alberts. Um acht Uhr zeigt uns mein Vater an, daß das Schiff schon in Sicht sei und ankomme. Emma, die Mutter, der Vater und ich gehen an den Hafen. Großes Glück des Wiedersehens! Wir gingen mit ihnen nach Hause und waren alle glücklich. Mit Albert geht es besser!"

Alexandrine an Herrn von Montalembert.

„28. März, Neapel.

Mein theurer Montal, Sie sehen, wo wir durch den Sully glücklich angekommen sind, und Gott sei Lob und Dank: mit Albert geht es gut. Unsere große Reise ist also nun wirklich entschieden. Wir ertragen alle Beide das Meer sehr gut, und besonders Albert bekommt es sehr wohl. Wir werden uns wahrscheinlich in Malta einschiffen, wo uns Putbus erwartet, der seiner Reise nach Paris entsagt hat. Sie können sich denken, welche Freude ich bei dem Wiedersehen meiner Schwestern empfand. Ich habe nur die Zeit an Sie zu denken, jedoch keine an Sie zu schreiben. Ich bin sehr elegant, es ist Schade, daß Sie mich nicht sehen können, und ich habe noch keine Dummheit begangen. Adieu, lieber guter Freund, meine Freundschaft für Sie ist groß und wird niemals enden.

---

einige Jahre dieser Gewohnheit treu. Die Zeitung, wovon hier die Rede ist, und welche Eugenie nach der Vermählung Alexandrinens redigirte, gab nur Kunde von den täglichen Ereignissen. Das Buch blieb geöffnet liegen, und jedes Mitglied der Familie schrieb seine besonderen Erlebnisse hinein.

Seien Sie glücklich, das bitte ich Gott, und bitten Sie ihn auch für uns. Ihre Freundin

Alex."

Albert (in demselben Brief).

„Liebster Freund, wir befanden uns in letzter Zeit in einem solchen Trouble, daß ich Dir Deinen letzten Brief noch nicht beantworten konnte, und gedrängt von der Zeit unserer Abreise, kann ich ihn auch heute noch nicht beantworten. Ich fürchte sehr, daß ich auch den nächsten Winter werde in Italien zubringen müssen. Mein Vater geht jedoch Ende dieses Monates nach Frankreich, um endlich für unser Aller Aufenthalt daselbst die nothwendigen Einrichtungen zu treffen. Ach, ich ersehne diesen Augenblick, denn mein Heimweh nimmt täglich zu. Empfiehl mich dem Abbé Lacordaire. Was gäbe ich darum, bei Euren Conferenzen gegenwärtig sein zu können [1]), und besonders darum einmal wieder die Luft des Geistes und Herzens athmen zu können, die Italien so wenig kennt! Lieber guter Freund, es bereitet sich eine neue, und wahrscheinlich sehr lange Trennung zwischen uns vor, aber höre niemals auf Alex und mich als Deine treuesten Freunde zu betrachten. In meinem nächsten Brief werde ich Dir sagen, welche Adresse Du auf Deine Briefe setzen mußt. Ich drücke Rio die Hand und empfehle mich seiner Frau mit

1) Es war zur Fastenzeit des Jahres 1835 wo der Abbé Lacordaire seine Conferenzen begann, die sein Andenken auf der Kanzel von Notre-Dame verewigten.

respektvollem Gruße. Wenn Du den Abbé Martin siehst, so versichere ihn meiner unveränderlichen Anhänglichkeit.“

Alberts Tagebuch.

(Fortsetzung.)

Neapel, 29. März 1835.

Die letzten Tage meines Aufenthaltes in Pisa waren so geschäftig, so bewegt, daß ich erst jetzt dazu komme mein Tagebuch zu öffnen. Unsere Ueberfahrt ging glücklich von Statten, es waren nur wenig Passagiere an Bord. Meine Frau war allein in der Kajüte der Damen. Weder sie noch ich waren leidend. Das ist die erste Reise, die wir ganz allein mit einander gemacht haben. In Civita-Vecchia hielten wir uns auf. Welche Erinnerungen für uns auf dieser Reise! In Neapel angekommen, konnte ich meinen Augen nicht trauen. Als ich diese Gegend wiedersah, die so unvergeßliche Erinneungen in mir erweckte, traten mir alle Eindrücke mit ihrem ganzen früheren Zauber wieder vor die Seele, und suchten alle anderen daraus zu verdrängen. Und ich, Sie kennen meine Schwäche, ich öffnete mein ganzes Herz dem Reiz der Versuchung, denn in Neapel war es, wo dieses Herz am stürmischsten geschlagen!

Welche Schattirungen schließt das Wort Wollust in sich! Was waren die lebhaften Empfindungen in Pisa anderes als Wollust? Aber, o mein Gott, diese mußte

Dir angenehmer sein! Woher kommt es wohl, daß der Gedanke an dich sich allen meinen Gefühlen in Pisa beigesellte? Der Zustand meiner Seele war dort weniger fieberhaft. Woher kommt es, daß ich in Pisa Alles mit Dir in Verbindung brachte, nichts ohne Dich genoß? Und in Neapel hält die Schönheit der Umgebung meine Sinne gefangen, meine Seele verliert sich in der Schönheit Deiner Werke. Und dennoch, mein Gott, wirst du auch diese Wollust nicht verdammen. Sie wird menschlicher, es ist wahr, allein der Schrei der Seele wird nach dem Ergötzen, nachdem er Alles durchdrungen, dennoch bis zu dir dringen, und gib, o mein Gott, daß er darum nichts von seiner Reinheit einbüße. Diese so schöne, so strahlende Natur trägt ja allein die Schuld daran! Unser armes und schwaches Herz verliert sich in so vielen Wundern, es sieht dich nicht mehr, weil es dich zu besitzen glaubt.

Geschichte Alexandrineus.

(Fortsetzung.)

Freitag, 3. April. — Ich habe Streifzüge mit Albert gemacht. Wir fanden den vortrefflichen Monsignore Porta krank zu Bette liegend. Er dankte mir so sehr! und wiederholte oft sein Wort über die Familie Alberts, sein: „tutti santi!“ und zu mir sagte er, ich würde „santa pure.“ Von da gingen wir zu Herrn Vallette, dem protestantischen Geistlichen, der uns sehr gut empfing, und uns viel von den armen Trappisten erzählte, denen er Beistand leistete.

Sonntag, 5. April. — Albert und ich sprachen mit einem Arzte, den wir bei der Gräfin Maistre fanden; dann frühstückte ich bei Pauline, wo viel über die verschiedenen Arten der Zuneigungen gesprochen wurde, ein Gespräch, welches sehr bald den Charakter einer Erörterung annahm. Albert kam mich abzuholen und fand uns mitten im Streit. Er nahm mich mit; wir gingen ein wenig zusammen in die Villa Reale, und hier schalt er mich, indem er sagte, daß er Streitigkeiten verabscheue; er liebe in allen Dingen den Frieden.

Soiréen, Musik, und ziemlich große Gesellschaft. Ich liebte es in jener Zeit mich zu schmücken und in diesem schönen Salon [1]) in Gesellschaft zu erscheinen. Albert im Gegentheil floh die Gesellschaft und zog sich in sein Zimmer zurück, um an sein liebes einsames Pisa zu denken.

Montag, 6. April. — Ich besuchte mit Pauline eine Soirée der Herzogin von Santo-Teodoro, und das war das letzte Mal, wo wir zusammen in Gesellschaft waren. Durch diesen Umstand erinnerte sich Pauline so deutlich meines damaligen Anzuges, den sie mir seitdem oft beschrieben hat. Ich trug ein Kleid von schwarzem Sammet, und in den Haaren, am Hals und auf der Taille des Kleides in schwarzem Email gefaßte Rubinen.

Ich weiß nicht mehr an welchem Tag, aber es war an einem jener, daß Albert sich beklagte, mich fünf

---

1) Im Palais Gallo.

Stunden hinter einander nicht gesehen zu haben. Ich war ausgegangen, um nothwendige Einkäufe zu machen, und rief deßhalb: „Ist es denn meine Schuld, gehe ich zum Vergnügen aus?“ Und ungeduldig über Alberts Ungerechtigkeit, der noch immer böse aussah, krallte ich ihm in den Finger, wie es eine Katze gemacht haben würde. Ich sah ihn gleich darauf lachen und in so komischer Weise seinen Finger betrachten, daß ich mit Freude bemerkte, daß der Streit zu Ende war. Aber ich war sehr beschämt über meine Lebhaftigkeit, und beichtete sie Pauline, die mich tüchtig auslachte.

Samstag, 11. April. — An diesem Tag war ich recht traurig. Es kam daher, weil ich einen Brief gelesen, den Albert an Montal geschrieben, und welcher folgendermaßen lautet:

Albert an den Grafen von Montalembert.

„Lieber guter Freund, Du sagtest in Deinem letzten Brief, Du schämtest Dich, noch nicht auf den unserigen vom 8. Februar geantwortet zu haben. Wie muß ich mir daher meine unverzeihliche Nachläßigkeit zum Vorwurf machen! Wie geht es Deinem Bruder? Was wird aus ihm? Und Du selbst, bist Du noch immer traurig? Wann werden wir unser liebes Leben in Pisa erneuern? Mein Vater geht Ende des Monats nach Paris, woselbst Du ihn hoffentlich sehen wirst. Er sucht ein Gut zu kaufen oder für einige Jahre zu miethen. Ich hoffe, daß seine Bemühungen mit Erfolg gekrönt werden, und daß wir endlich ein home

haben werden, was uns alle natürlich nach Frankreich zurückführt. Ich sehe mich bedroht, noch einen Winter in Italien zubringen zu müssen, doch will ich nicht im Voraus daran denken, denn ich empfinde heiße Sehnsucht, nach Frankreich zurückzukehren. Je mehr sich diese forcirte Emigration in die Länge zieht, je mehr fürchte ich, daß sie mir verderblich sein wird. Die französische Jugend ist in diesem Augenblick von einer Bewegung ergriffen, an welcher nicht Theil nehmen zu können ich täglich beklage. Dieses Leben, dieses Bedürfniß des Glaubens, diese neu und strahlend aufgehende Sonne des Glaubens, welche der Unglaube getrübt hatte, nichts ist so schön als Das; Italien erscheint dagegen todt!

Wir reisen Ende dieses Monates nach Constantinopel. Das ist eine gar schöne Reise und werde ich Dich in jedem Augenblick als Reisegefährten vermissen. Wir berühren Palermo, Girgento, Malta, Smyrna 2c.; im Monat August werden wir wahrscheinlich auf dieselbe Weise zurückreisen, und weiß Gott wo wir alsdann den Winter zubringen werden; bitte Gott für mich, daß diese Reise auf dem Meere mich vor der Nothwendigkeit bewahrt, ihn außerhalb Frankreichs zubringen zu müssen. Lieber Freund, Du wirst mehr als ein Anderer die Wichtigkeit unserer Rückkehr begreifen, denn erst wenn wir von unseren endlosen Streifzügen zurückgekehrt sein werden, ist es mir erlaubt zu hoffen, daß der Akt vor sich gehen wird, ohne dessen Erfüllung mein Leben um seine Ruhe und wolkenlosen Frieden betrogen wäre. Jetzt ist bald Ostern,

und ich sage es nur Dir, der mich allein verstehen kann, was ich bei dem Gedanken leide, daß meine Alex sich nur mit Rücksicht auf uns an dem großen Glücke betheiligt, welches in jener Zeit unser Aller Herzen durchdringt. Dieser Zustand der eigentlich keiner ist, dieser Moment des Zweifels, der Ungewißheit, des Ueberganges ist schrecklich! Sie müßte einen jener Priester haben, welchem man nur in Frankreich, doch nicht hier begegnet. Du wirst leicht errathen, was ich bei dem Gedanken leide, noch ein Jahr in diesem Zustand verharren zu müssen, und ich wiederhole es Dir, ich setze meine Hoffnung nur auf Frankreich, wo ich den Mann zu finden glaube, der im Stande ist, ihre Seele mit jenem Bedürfniß der Stätigkeit und Unveränderlichkeit zu erfüllen, deren Abwesenheit (wenn sie sich verlängert) den traurigsten Einfluß auf ihre religiösen Gefühle haben muß.

Sprich mit dem Abbé Lacordaire von uns. Sag' ihm, wie sehr ich es beklage, seinen Conferenzen nicht beiwohnen zu können. Nur in Paris findet man diese Hilfsmittel, welche die Seele nicht entbehren kann. Diese lebhafte Erregung des Gemüthes, die uns Gott nähert, kann man nur da empfinden, wo diese Liebe thätig ist! Hier ist nur Schläferigkeit, Gleichgültigkeit, Nachlässigkeit zu finden. Man hat das Bedürfniß der Liebe, aber die, welche man in Italien empfindet, ist entnervend; sogar in ihrer Erhebung zu Gott ist etwas Weichliches, Feiges, Düsteres. Nichts ist klar, Alles unbestimmt. Wie sollten auch die gründlichsten Ideen dies nicht empfinden? Die italienische Luft ver-

langt eine starke Seele; sie würde ihrem verweichlichenden Einfluß nicht entgehen können, wenn sie noch lange in diesem Lande verweilte, statt sich durch eine thätigere Barmherzigkeit, eine ernstere Liebe zu stählen. O wie sehr muß Das, was Du mir über den Abbé von Lamennais sagst, seine Freunde betrüben! Was aber ist der Grund seines Gedankens? Denn Jeder legt den Zustand seiner Seele nach seiner Weise aus, und seine Feinde werden nicht verfehlen, von der Unsicherheit zu profitiren, in welcher er uns über die bestimmte Form läßt, die er seiner Utopie zu geben Willens ist, um ihm die verhängnißvollsten Ideen unterzuschieben. Sage mir auch, an welchem Werke jetzt Rio arbeitet. Du kannst Dir denken, wie ich mich dafür interessire. Ich sage Dir Adieu, mein lieber guter Freund. Bete für meine Alex, bete für uns! . . .

Albert."

Geschichte Alexandrinens.

(Fortsetzung.)

Ich war sehr traurig, ich konnte an diesen Brief nicht denken, ohne in Thränen auszubrechen. Da ich in Pisa ganz außer aller Verbindung mit dem protestantischen Kultus gestanden, stellte nun Albert die Frage an sich, warum ich es in Neapel nicht in derselben Weise halten wollte. Ich fühlte, daß ich dies wegen meiner Mutter und der sich in Neapel befindlichen Protestanten und Herrn Valette, überhaupt aus Rücksicht für die öffentliche Meinung nicht thuen wollte.

Ich fühlte mich äußerst schmerzlich bewegt. Ich wachte in dieser Nacht bis drei Uhr, Eugenie that ihr Bestes, um mich zu trösten, sie trocknete meine Thränen und beruhigte mich, indem sie sagte, es würde noch Alles gut gehen. Wir öffneten in dieser Nacht ein kleines Tagebuch [1]), das meine Mutter mir am Tage unserer Hochzeit gegeben hatte, und ich war sehr glücklich, folgende Stelle aufzuschlagen:

„Ist nicht Ephraim der Sohn, den ich ehren will, ist er nicht mein zärtlich Kind? Denn seit ich von ihm rede, gedenk ich sein auch; darum ist mein Inneres in Bewegung um seinetwillen, und ich erbarme mich sein gar sehr, spricht der Herr."

(Jeremias XXXI, 20).

Montag, 13. März. — Ich ging in die protestantische Kapelle; Albert führte mich bis an die Thüre.

Donnerstag, 16. April. — Albert hat mit seiner ganzen Familie communicirt. Ich war krank. Der Kummer, welchen ich um unsere geistige Trennung empfand, vermehrte meine Beschwerde.

Albert an den Grafen von Montalembert.

„17. April.

Lieber Freund, Montag reisen wir, und heute ist Freitag. Mein Vater, der nach Paris geht, wird

---

1) Ein kleines Buch mit Goldschnitt und in violettem Sammet gebunden.

Dir diesen Brief übergeben. Wir verlassen Odessa im Monat August, um den Winter in unserem armen Pisa zuzubringen.

Ich habe das Heimweh, und noch ein Jahr außerhalb Frankreichs leben zu müssen, bringt mich in Verzweiflung. Die Reaction, welche dort in diesem Augenblick in's Leben tritt, ist so interessant; vorausgesetzt, daß dieser Eifer in seinen Grenzen bleibt! Vorausgesetzt auch, daß Diejenigen, welche es übernommen, uns zu halten, den ungeheueren Schritt begreifen, den wir in diesem Augenblicke thuen, und sich, anstatt uns aufzuhalten, an unsere Spitze stellen, um uns den Glauben, die Liebe, die Hoffnung zu geben!

Ich lese in diesem Augenblick das Buch des Abbé Bautin (Philosophie des Christenthums). Es interessirt mich lebhaft. Ich finde, daß es auf eine bewunderungswürdige Weise die Geschichte der wahren Religion entwickelt, die unbestreitbare Folge der Versprechungen und ihre Erfüllung. Was wirft man ihm denn vor? Alles was ich von ihm gelesen habe, erscheint mir durchaus orthodox, und dennoch schreibt mein Bruder Ferdinand, der ihn gleichfalls bewundert, der Bischof von Straßburg habe ihm das Predigen untersagt. Was in unseren Tagen unleidlich ist, das ist die Opposition des Kopfes. Im Uebrigen gestattet die Vorsehung nichts ohne Absicht, und vielleicht ist auch dieses Urtheil der Häupter der Kirche ein im Himmel beschlossenes, um den Eifer so vieler junger, feuriger Köpfe zu dämpfen, die mit ihrem Zukunftsdurst über die heilsamen Grenzen gehen möchten. Was aber auch geschehen möge, ich

danke Gott, daß er mich in Frankreich geboren werden ließ, denn es werden sich große Dinge dort begeben.“

Am 30. April 1835, gegen drei Uhr Nachmittags, begaben sich Alexandrine und Albert an Bord des englischen Schiffes, das sie nach Malta brachte [1]). Zu derselben Stunde bestieg mein Vater mit meiner Schwester Albertine den Sully, um sich nach Marseille zu begeben und von dort nach Paris. Wir Zurückbleibenden fuhren in einer kleinen Barke von einem Schiffe zu dem anderen, und nahmen besonders von jenem, das sich am Weitesten entfernte, einen recht traurigen Abschied.

Es war also hier, in der Bai von Neapel, auf dem Verdeck dieses englischen Schiffes, von wo aus er noch lange mit uns sprach, wo ich Albert das letzte Mal in gesundem Zustand sah. Seine erregten Gesichtszüge, der zärtliche und schwermüthige Ausdruck seiner Augen ist mir noch heute gegenwärtig.

Ach, es war um einen anderen, längeren Abschied von ihm zu nehmen, als ich ihn wiedersah! Diese Furcht war jedoch in dem Augenblicke, von dem ich

---

1) Der Graf Putbus war zwei Tage vorher dort eingetroffen, um sich mit ihnen einzuschiffen. Er wollte die Strapatzen dieser langen Reise mit ihnen theilen, weil er glaubte, ihnen nützlich sein zu können. Die Unerfahrenheit Alexandrinens und der zarte Gesundheitszustand Alberts verliehen dem Schutze und der Stütze dieses vortrefflichen Freundes und Reisegefährten einen ganz besonderen Werth.

spreche, noch sehr ferne von meinem Geist. Man wird sich vielleicht darüber wundern, und die lange Illusion, die wir uns über seinen Zustand machten, kann den Glücklichen, die nicht wissen, was es heißt für ein geliebtes Leben zu zittern, befremdlich scheinen. Diejenigen aber, welche diese Herzensangst kennen, wissen, welchen dichten Schleier die Hoffnung und der Schrecken über die Augen wirft. Ich glaube überdies, daß Gott zuweilen diese Illusion erhält, um das Glück bis zu dem Zeitpunkt zu verlängern, wo die Prüfung sich nahet; dann aber stählt seine Allmacht plötzlich die schwachen Herzen mit einem Muthe, dessen sie sich bis dahin nicht fähig glaubten.

Es ist sicher, daß außerdem mehrere Aerzte diese lange Fahrt auf dem Meere zuträglich für Alberts Gesundheit erachteten; ihre Meinung begründete unser Vertrauen, und wie man sehen wird, schien der Erfolg es anfänglich zu rechtfertigen. Unser Hauptgrund der Trauer war die große Entfernung und die Schwierigkeit, Nachrichten von ihnen zu erhalten.

Heute jedoch können wir, Dank ihren Briefen und dem Tagebuch, welches sie Beide führten, ihnen auf den Wogen des Oceans folgen bis zu ihrem Reiseziel. Ihre Notizen sind freilich oft sehr kurz und unvollkommen, doch sind sie, weil direct von ihnen selber kommend, jeder anderen, mehr zusammenhängenden Erzählung vorzuziehen.

Tagebuch Alexandrinens (am Bord).

30. April 1835.

... Um drei Uhr gingen wir alle an Bord des Sully, um meinem Schwiegervater und Albertine Adieu zu sagen. Die Zurückbleibenden begleiteten uns alsdann in unser Schiff. Hector von Bearn kam, um uns Adieu zu sagen. Sie blieben alle eine Weile bei uns, dann verließen sie uns! O mein Gott! Beschütze uns Alle, Alle! und auch Alle die, welche wir lieben... Die Barke meiner Schwiegermutter mit Paulinen, Eugenien und Olga, wogte lange zwischen den beiden Schiffen, von welchen das Eine ihren Vater und Albertine, das andere Albert und mich entführte... Wir hatten Musik auf unserem Schiff... das Meer war ruhig.

Alberts Tagebuch (am Bord).

Ich sitze hier und schreibe in der Kajüte des Schiffes, welches uns nach dem Orient trägt. Diese Reise ist im Grunde sehr extravagant, und um ihr einige Vernunft zuschreiben zu können, müßte ich stark wie ein Türke geworden wiederkommen.

Wir sind um drei Uhr von Neapel abgereist. Mein guter Vater reiste um dieselbe Zeit nach Frankreich. Meine Mutter und Schwestern schwebten in einer kleinen Barke zwischen unseren beiden Schiffen, um von beiden Abschied zu nehmen. Er war traurig, und wenn man Muth genug besäße, ihn sich zu ersparen, wäre es besser. Im Anfang ging unsere Fahrt vortrefflich von Statten.

Die Offiziere sind alle außerordentlich good nuture. Der Commandant spricht nicht französisch; ich sprach englisch mit ihm. Man kann sich einen Begriff davon machen, wie fluently wir auf dieser Weise mit einander conversirten ... Wir streiften die lieben Ufer von Sorrento und sahen Amalfi; nachdem Capri umschifft war, sahen wir nichts mehr.

Malta, 2. Mai 1835.

Als nach jenem Tag, an welchem ich Euch schrieb, der Morgen anbrach, waren wir nahe beim Stromboli. Es rauchte, wie gewöhnlich, aber da es schon helle war, konnten wir kein Feuer sehen. Das Wetter war sehr bedeckt, als wir die Meerenge von Messina passirten. Die letzten Küsten von Calabrien müssen reizend sein, die von Sicilien sind es auch; wenn man jedoch zu Lande reist, muß man mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, weil die Gegend hie und da von Bergschluchten durchschnitten wird, durch welche wilde Bergströme fließen. Als wir den Aetna in Sicht bekamen, verschwanden die Wolken, die bisher seinen Gipfel verborgen hatten, und wir konnten ihn ganz deutlich sehen. Den nächsten Morgen sahen wir Malta vor uns liegen, wo wir gegen Mittag ankamen. Wir hatten sehr viel Mühe ein Unterkommen zu finden; endlich am Abend bezogen wir eine reizende Wohnung. Gestern, Sonntag, hörten wir die Messe in der Kathedrale, die schön und von großem Interesse ist. Die Fliesen sind mit Gräbern der Ritter bedeckt, deren Namen und Wappen in die Steine eingegraben sind. Uebrigens glaube ich abzu-

reisen, ohne sehr viel gesehen zu haben; die Hitze ist drückend, und mein Husten belästigt mich, was meine gute Laune eben nicht befördert. Kein Mensch kann reiselustiger sein als ich, aber ein Wirthshaus verlassen, um in das andere zu gehen, nur die einzige Befriedigung zu haben, sich sagen zu können: ich bin in Malta, Smyrna, in Constantinopel, ohne diese Orte anders als durch Hörensagen zu kennen, Ihr werdet mir zugeben müssen, daß einer solchen Reise ein ganz stilles, bescheidenes, monotones, aber *wirkliches* Leben vorzuziehen ist.

Wir machen unsere Vorbereitungen, um nach Smyrna zu gehen, d. h. der gute Graf Putbus handelt für uns, denn was mich betrifft, so verlasse ich nicht das Haus. Er hat ein Schiff für uns allein gemiethet, das uns für hundert Piaster nach Smyrna fährt. Jetzt müssen wir Betten, Wäsche, Teller, Leuchter, Decken, Gläser, 2c. kaufen, und uns alsdann mit Vorräthen versehen. Es ist hier ein Mann, der ein wohlassortirtes Lager von Eßwaaren hat, die sich gut conserviren. Wir werden außerdem noch eine Menge lebendiger Hühner und eine große Portion Macaroni mitnehmen, 2c.

Diese Stadt scheint mir reizend, doch wenn ich nicht mehr von ihr zu sehen bekomme, werde ich nur eine sehr unbestimmte Idee von ihr erhalten. Schöne Häuser, reinliche Straßen, Alles spricht hier englisch. Was die heimische Sprache betrifft, so ist sie ein Gemisch von Arabisch und unverständlichem Italienisch.

Albert an meine Mutter[1]).

„Malta, 11. Mai.

Meine geliebte Mutter, ich will Malta nicht verlassen, ohne Sie erst noch um Ihren Segen zu bitten. Schreiben Sie uns oft und die geringsten Details, denken Sie an unseren Durst nach Ihren Nachrichten. Wir verlassen Malta in guter Gesundheit. Gott möge uns schützen. Der interessante Theil unserer Reise liegt noch vor uns; ich verspreche mir große Genüsse von der Ansicht der griechischen Inseln, von Smyrna, Gallipoli, den Dardanellen, Constantinopel. Ich habe nur ein allzugroßes Heimweh nach euch Allen und nach Frankreich, so daß meine Augen sich oft unwillkürlich rückwärts wenden und das Herrliche nicht sehen, was vor ihnen sich entfaltet. Malta hat mich sehr interessirt. Wir haben die prächtige Kathedrale und die Gräber der armen Ritter gesehen, die sich dort in so großer Anzahl vorfinden. Die Frauen sind wunderschön. Adieu, geliebte Mutter, segnen Sie uns, mit der Hilfe Gottes werden wir von jetzt ab in einem Jahr glückliche Tage in unserem lieben Frankreich zusammen verleben. Küssen Sie unsere Jane, Paula, Olgette, August. Es ist Mitternacht. Wir reisen Morgen um elf Uhr. Ihr Sie liebender Albert."

Alexandrine fügte hinzu: „Meine gute Mutter, Ihre Alexandrine küßt Sie herzlich. Seid Alle so glücklich, wie wir Gott bitten, daß Ihr es sein möget,

1) In Neapel.

und laßt uns hoffen, daß wir eines Tages Alle wieder fröhlich zusammen sein werden."

Albert an meinen Vater[1]).

„Malta, 11. Mai.

Wir sind noch nicht weit von Neapel, und dennoch wissen wir nichts von Denen, die wir dort zurückließen, während Sie, der Sie so viel weiter entfernt sind, schon Nachrichten von ihnen haben. Bitten wir Gott, daß er bald uns Alle wieder vereinigt. Was macht mein guter Ferdinand? Was wäre er uns für ein lieber Reisegefährte gewesen! Andererseits beneide ich ihn ebenso wie Sie um das Glück in Frankreich zu sein. Wenn Sie unseren lieben Montal sehen, so erzählen Sie ihm von uns; er wird Alles errathen, was wir ihm Zärtliches zu bestellen haben; er fehlt mir sehr auf dieser Reise.

Wir werden auf dem österreichischen Dampfer Maria-Dorothea von Smyrna nach Constantinopel fahren. So weit fort von Euch! Teufel! Mein Heimweh verläßt mich nicht! Gott sei mit Euch! Ende August richten wir unseren Schiffsschnabel nach Euch! Meine Alex ist strahlend vor Wohlsein, und ich liebe sie noch tausend Mal mehr als in Europa, wenn das möglich ist.

Putbus läßt sich Euch empfehlen. Er ist vortrefflich und versteht Alles auf's Beste einzurichten!

---

1) In Paris.

Ich habe mir eine Börse mit fünfzehn Louis wie ein rechter Schafskopf stehlen lassen, die Sie mir gegeben haben. Ich wollte nicht, mein guter Vater, daß Sie so großmüthig sein sollten, Sie wissen es! Gott möge es Ihnen hundertfach vergelten und Sie mit Segen überschütten. Segnen Sie auch uns in Ihrem lieben Frankreich. Je mehr ich mich von ihm entferne, je schöner, je verlockender erscheint es mir."

Alexandrine an Pauline und Eugenie.

„Malta, 10. Mai.

Liebe Schwestern, in Eile ein Wort an Euch. Ihr müßt es mir nicht übel nehmen, daß ich Euch keine kleinen Details gebe. Ich bin zu erstaunt über unsere Reise. Wir hatten hier eine ganz köstliche Wohnung. Große, hohe, hübsche, lachende Zimmer mit allem möglichen Comfort.

Ich hoffe, daß Ihr Euch in Euerem neuen home gefallt[1]). Ihr seid sehr zusammen geschmolzen, aber das Angenehme bei einer so großen Familie ist, daß wenn sich auch Einige entfernen, doch immer noch genug zusammenbleiben. Nur Ferdinand ist allein in diesem Augenblicke. Euer Vater wird mit Carl's Familie wieder zusammentreffen, nichtwahr? Was macht meine kleine Eugenie? ... O betet recht innig für

---

1) Wir hatten soeben mit meiner Mutter ein großes, von Gärten umgebenes Haus bei Santa-Teresa, nicht weit von Chiaja bezogen.

uns! Wo werden wir sein, wenn Ihr diesen Brief erhaltet? Gebe Gott, daß diese Reise wenigstens für Albert die gehofften Resultate bringe!

Meine geliebten Schwestern, denkt recht oft an uns und betet für uns. Möge Gott uns beständig beschützen. Meine kleine Eugenie, geliebte Pauline, ich küsse Euch."

Alberts Tagebuch.

Montag, 11. Mai, 1 Uhr.

Ich schreibe an Euch im Hafen von Malta[1]). Wir befinden uns an Bord des New-Fame, der uns nach Smyrna führt. Wir warten nur darauf, daß der Capitän vom Bord die Güte habe, uns unsere Papiere zu überliefern, ohne welche wir nicht reisen können.

Die Franzosen, welche sich mit uns einschiffen wollten, haben nun ein Kriegsschiff bestiegen. Doch wird es uns deßhalb nicht an Reisegefährten fehlen. Denn es sind eine ganze Massen Frauen und Männer aller Art an Bord, ausgenommen von reinlicher Art. Glücklicherweise sind wir unten allein. In diesem Augenblick sind drei Taube und zwei Blinde bei unserm Schiff, die einen ohrenzerreißenden Lärm machen, um unsere Abfahrt

---

1) Man wird sich entsinnen, daß Albert die Gewohnheit hatte, seinem Tagebuch die Form von Briefen zu geben.

zu feiern. Edwards[1]) ist an Bord, wir befinden uns neben seiner Yacht, in welcher er gestern nach einer achtzigstündigen Reise von Marseille hier angekommen ist. Der Gedanke unserem Frankreich so nahe zu sein, ließ mich einen Augenblick mein Heimweh in verstärktem Maß empfinden. Allein ich ermannte mich, und nun steure ich mit aller Lebendigkeit und Neugierde eines Reisenden anderen Gegenden zu.

Wir verließen den Hafen, und ein günstiger Wind, dessen besten Theil wir verloren, bläht noch immer unsere Segel auf. Eine Stunde nach unserer Abfahrt wurde das Verdeck fast ganz leer; wir blieben fast allein zurück. Wir fahren schnell.

Dienstag 12. — Jetzt geht es langsamer vorwärts, und wenn uns nicht bald der Wind zu Hülfe kommt, so werden wir wohl volle zwölf Tage unterwegs bleiben, während welchen ich nicht an Euch schreiben werde, denn es gibt keine monotonere Lebensweise als an Bord eines Schiffes, wir müßten denn ein Gewitter bekommen oder einem Corsaren in die Hände gerathen.

Alexandrinens Tagebuch.

Diesen Morgen brachte Thomas[2]) zwei Rosenbäume in unser Zimmer.

Gestern Abend stieg ich mit Putbus auf das Verdeck,

---

1) Der ehrenwerthe Richard Edwards, jüngerer Sohn Lord Kensington's.

2) Der Diener des Grafen Putbus.

um das sich auf den Meereswellen spiegelnde Mondlicht zu beobachten, was durch die Segel schimmernd, einen zauberhaften Effect macht. Ich genoß zum ersten Mal dieses für mich ganz neue Schauspiel. Mein Albert, der so etwas so sehr liebt, durfte sich der Nachtluft nicht aussetzen. Es geht ihm, gottlob gut. Er hustet weniger als in Malta, und sein Puls geht regelmäßiger. Gott sei Dank!

Mittwoch, 13. Mai. — Julius hat heute unsere Mahlzeit bereitet. Eine Ziege, welche wir mit an Bord genommen, trägt das Ihrige zu unserer Nahrung (besonders für Albert) bei. Alle, die uns lieben, was werden sie jetzt von uns denken?

Donnerstag, 14. Mai. — Heute war es sehr stürmisch, rund um uns herum krachte und fiel Alles; Albert hatte die Seekrankheit. Ich freute mich darüber; die Brustkranken leiden nicht daran.

Man hat uns gesagt, daß eine Turteltaube uns folge. Als ich diesen Abend mich in meiner gräßlichen Kajüte ausruhte, hörte ich eine lange Zeit meine Nachbarinnen und ihre Männer singen und beten.

Freitag, 15. Mai. — Ich war sehr entzückt, als ich die Küste Griechenlands erblickte; ich war auch froh das Land wiederzusehen. Ich hatte in dieser Nacht ein wenig Furcht.

Es wurde eine Turteltaube, vielleicht die von gestern, eingefangen.

Ich komme vom Verdeck. Es blitzte, und in

dem Meere zeigten sich leuchtende Fische (junge Thunfische); das hat mir sehr gefallen.

. . .

Alberts Tagebuch.

Samstag, 16. Mai. — Gestern sahen wir seit Mittwoch zum ersten Mal wieder Land. Die Küsten Griechenlands, zuerst undeutlich, dann nach und nach immer sichtbarer, bis wir uns gegen Abend Laconien gegenüber befanden. Das Cap Matapan war von der untergehenden Sonne wunderschön beleuchtet. Es wehte ein frischer Wind, und da der Capitän fürchtete, wir möchten während der Nacht auf die Insel Cerigo (Cythere) kommen, die ganz von kleinen Felsen umgeben ist, gingen wir in die offene See; als ich diesen Morgen auf das Verdeck trat, sah ich schon Cerigo hinter uns liegen, wir hatten es soeben passirt. Jetzt war es windstill und wir kamen nur langsam vorwärts.

Sonntag, 17. Mai. — Als ich auf das Verdeck trat, befand ich mich denselben Ufern gegenüber. Es war völlig Windstille eingetreten.

Nach Tische erhob sich ein leichter Wind, und wir passirten die Inseln Falionara und Caravi.

Die Sonne ging hinter den Bergen Napoli und Malvoisie prächtig unter; ihre letzten Strahlen beleuchteten diese mit einem so glühenden Farbenton, wie sie schöner selbst Italiens Berge im Monat Juli nicht beleuchten kann.

Der Tag war zum Ersticken heiß, und obgleich ich

mich unendlich wohler als in Neapel fühlte, konnte ich mich doch eines Anfalles von übler Laune nicht erwehren, wenn ich daran dachte, welche Sorgfalt und Pflege ich noch immer meiner Gesundheit angedeihen lassen mußte; vielleicht noch Jahre lang! Und, gewöhnt wie ich seit so langer Zeit an alle möglichen Entbehrungen war, könnte ich wohl jemals hoffen, wieder ganz der alte Mensch zu werden? Dieser Gedanke machte mich mürrisch; verdrießlich über mich selbst, wurde ich es auch gegen Andere. Meine arme Alex, die gleich so ängstlich ist, bildete sich ein, ich verberge ihr etwas. Armer lieber Engel! Ich fürchte ihr stehen noch traurige Tage an meiner Seite bevor!

Putbus ist ein vortrefflicher Mensch. Es ist sogar ein Freund, für den ich eine aufrichtige Anhänglichkeit habe; allein dieser gänzliche Mangel an Uebereinstimmung in unseren Sympathien und Hoffnungen wird stets einer innigeren Freundschaft zwischen uns im Wege sein. O ich liebe es so sehr, bei einem Menschen ein Uebermaß der Liebe und des Glaubens anzutreffen! Nur wo ich das finde, kann ich mein Herz ohne Rückhalt ausschütten! Doch dem Zweifel, dem Unglauben gegenüber fühle ich das Bedürfniß des Schweigens, muß ich mich in mich selbst zurückziehen wie eine Schnecke, die beim Aufgang der Sonne aus ihrem Haus heraus und beim Untergang wieder hinein kriecht.

Alexandrinens Tagebuch.

Syra.

Mittwoch, 20. Mai. — Furchtbarer Lärm. Diese Nacht hatte ich Furcht. Ich konnte während des ganzen Tages nicht aufstehen; es war furchtbares Wetter. Albert war krank; jetzt aber ist er Gottlob wieder hergestellt.

Es kommt vom Lande her ein Duft, der mir wohlthut.

Donnerstag, 21. Mai. — Es war in dieser Nacht ein so furchtbares Gewitter, wie ich nie eines erlebt habe. Albert und Putbus stiegen auf das Verdeck. Man war genöthigt noch einen Anker zu legen.

Ich habe einen Theil des anderen Tages verschlafen. Albert weckte mich, indem er mich den Parfüm von Blumen athmen ließ, die aus der Stadt gekommen waren ... O liebe Mutter! Hast Du Furcht um uns? Und Alexander, Feodor und Alle in Neapel! ... Was denken sie über uns? was thuen sie selber?

Freitag, 22 Mai. — Ich war sehr übler Laune; es ist dieser heftige Sturmwind, der mich ungeduldig macht, doch ich werfe mir meine Undankbarkeit vor; denn es hätte uns ja ein Unglück treffen können, Albert konnte krank geworden sein, ich selbst konnte die Seekrankheit bekommen haben, und dieser arme, gute Putbus! Mein Gott! wir sind sehr undankbar!

Alberts Tagebuch.

Syra.

Freitag, 22. Mai, 10 Uhr Abends. — Endlich hat der uns seit Dienstag belästigende Sturmwind sich gelegt. Wir hofften gestern abfahren zu können, allein der Sturm gab es noch nicht zu. Das Blatt hat sich nun gewendet, wir sind jetzt durch Windstille am Abreisen verhindert. Was soll ich Euch von Syra sagen? Ich war seit vier Tagen ein einziges Mal dort, und fühle keine Begierde meinen Besuch daselbst zu erneuern. Es hat nur eine Hauptstraße, die voll von Läden ist: Lebensmittel, trockene Früchte, Bäckerbuden, Schneiderwerkstätten, Leute die mit Kleiderstoffen und griechischen Mützen handeln, von welchen Letzteren Alexandrine eine für mich kaufte. Wir besuchten eine ziemlich hübsche griechische Kirche, die aber von einer unglaublich leichten Construction war. Sie glich einer mit Bildern bedeckten Laterne; unten Bänke für die Männer und oben eine runde Tribüne für die Frauen. Ich habe nie eine katholische Kirche am Eingang der Stadt gesehen. Wir begegneten einem sehr gut gekleideten Griechen, der sich einen Prinzen nannte, und uns die Hand reichte. Wir gaben ihm ein Fünffrankenstück, und er entfernte sich sehr vergnügt. Die Landluft dringt bis in unser Schiff, wir athmen sie mit Wonne.

Das Gerücht circulirt hier, daß die Krönung des Königs Otto erst im Monat August stattfinden soll. Die neuen Gendarmen, deren wir einige in Syra ge-

sehen haben, sehen sonderbar aus. Ich glaube sie tragen bayrische Uniformen, doch sind es die griechischen Farben, weiß und blau. Sie tragen kleine deutsche Studentenmützen, blauen Anzug mit weißen Tressen und Knöpfen von weißem Metall; ihre Uniform bildet einen sehr auffallenden Contrast zu der schönen griechischen Tracht. Ihr seht, daß ich nichts zu sagen habe, ich bin zum Sterben gelangweilt. Ich höre die Matrosen auf dem Verdeck arbeiten. Gebe Gott, daß es ein Zeichen des baldigen Aufbruches sei; hoffentlich werden wir Morgen Tino und Myconi passirt haben, und übermorgen in Smyrna sein.

Alexandrinens Tagebuch.

An demselben Tag. — Heute fand ich, in den Bekenntnissen des heiligen Augustinus lesend, das dessen Bekehrung durch die Worte: „Nehmet und leset," bewirkt wurde, die er zu hören glaubte, und wonach er die Epistel des heiligen Paulus las. Ich that nach einem kurzen Gebet dasselbe, und las, nachdem ich das Buch geöffnet, die Stelle (Hebr. X, 35): „Lasset daher diese frohe Zuversicht nicht fahren, der eine große Belohnung bevorsteht." Ich ging ganz freudig zu Albert, und sagte es ihm.

Alberts Tagebuch.

Sonntag den 24. Mai, um 6 Uhr Morgens. — Wir sind auf dem Weg nach Smyrna, obgleich der Wind ein fortwährend ungünstiger ist. Wir lavirten

den ganzen Tag zwischen Tino und Delos. Wir befinden uns Tino so nahe, daß wir die Stadt erkennen können, die, vom Meer aus gesehen, ganz prächtig erscheint. Eine herrliche Kirche in gothisch-maurischem Styl nimmt vor Allem den Blick gefangen. Wir konnten sie ganz deutlich sehen. Warum sind wir nicht dort geblieben, anstatt in dem abscheulichen Syra! Nachdem wir den ganzen Tag vor Tino und Myconi kreuzten, gelangten wir gegen Mitternacht zwischen diese beiden Inseln.

Mittwoch 27. Mai. — Endlich in Smyrna! Gottlob! Um halb fünf Uhr angekommen. Also gerade sechzehn Tage und Nächte an Bord.

Smyrna.

27. Mai 1835. — Je mehr wir uns diesen Morgen der Stadt näherten, je entzückter war ich von ihrem Anblick. Ein günstiger Wind trieb uns rasch vorwärts, schnell fuhren wir an den reichen, blühenden Ufern und an dem durch weiße Mauern befestigten Schloß vorbei. Ein Türke kam uns in einem Kaïk entgegen, und frug uns, ob wir aus Alexandria kämen, weil die von dort Herkommenden wegen der dort herrschenden Pest nicht landen durften. Bald unterschieden wir Smyrna, die hohe Citadelle des Berges Pagus, die Moscheenthürme der Stadt, die Cypressen der Kirchhöfe, in deren Nähe sich die Stadt der Muhamedaner befindet. Eine große Anzahl Schiffe lag im Hafen; zwei französische Kriegsbriggs, eine englische Corvette und ein kleiner österreichischer Schooner verschönten noch den Anblick des

Hafens. Alle Consulen wohnen in der unteren Stadt; ihre verschiedenen Pavillons, sowie die verschiedenen Thürme der Moscheen unterbrechen ein wenig die Einförmigkeit der Häuser Smyrna's. Die Stadt ist in zwei große Hälften getheilt, die obere und die untere Stadt; die erstere ist von Türken und Juden bewohnt, die zweite von Griechen, Armeniern und Franken. Unser Wirthshaus ist am Ufer des Meeres, fünfzig Schritte davon liegt unser Schiff im Hafen. Die Gasthöfe in Smyrna sind nicht eben die besten, und wir waren glücklich, als wir leidlich untergebracht waren. Denkt Euch unser Erstaunen, als wir unsere Zimmer besehen, erregt ein Salon unsere Aufmerksamkeit, und in demselben bemerke ich Herrn von * * *, den ich nicht sogleich erkenne, der sich jedoch sogleich anmelden läßt, als er meinen Namen hörte. Er kam von Aleppo und wollte nach Constantinopel reisen. Er zwingt uns den Salon von ihm anzunehmen, dessen er sich mit gutem Recht bemächtigt hatte. Ich machte mir ein Gewissen daraus, ihn auf diese Weise gerade seines besten Zimmers 'zu berauben, besonders da er angegriffen von der Reise war; er ließ jedoch nicht ab, und ich entschloß mich endlich, seinen Vorschlag unter der Bedingung anzunehmen, daß er ihn mit uns theile.

28. Mai, Himmelfahrtstag. — Wir waren, Alexandrine und ich, in der katholischen Kirche. Ein Gefühl der Vaterlandsliebe durchdrang mich, als wir hineintraten. An einem Ort, wo man so viel Spaltung in einem Punkt antrifft, der die Menschen auf das Engste

mit einander verbinden sollte, hat man das Bedürfniß, sich unter Brüdern auszuruhen.

Alexandrinens Tagebuch.

28. Mai. — Wir waren in der Rosenstraße, und sahen dort, vor ihren Thüren oder auf ihrem Balkon sitzend, eine Menge der wirklich reizendsten Frauen. Sie sind nicht verschleiert, und zeigen offen ihre sanften, regelmäßigen und freien Züge. Sie sehen allerliebst in ihren griechischen Mützen (sactikos) aus, die von einer Haarflechte umgeben und von einer Seite mit Blumen und von der andern oft mit einer blauen Troddel geschmückt ist. Nach dem Essen haben wir eine Spazierfahrt auf dem Meer in einem Kaïk gemacht, und uns dort an dem schönen Anblick der untergehenden Sonne gelabt. Ich amüsire mich außerordentlich über Herrn von * * *. Er ist sehr komisch. Er macht mir Complimente; vielleicht finde ich das amüsant, aber es ist auch interessant mich „Madame," und besonders „Madame de la Ferronnays" nennen zu hören, was mir bis jetzt sehr selten passirt ist, obgleich ich schon länger als ein Jahr verheirathet bin.

Freitag 29. Mai. — Mit Albert die Bekenntnisse des heiligen Augustinus gelesen, und mit Bewunderung; dann Visite des Herrn B . . ., unseres Bankiers, des Consuls von Holland, dann im Kaïk nach Bournabat, elegante Promenade von Smyrna, reizende Aussicht. Dann Visite auf dem Lande bei Herrn Tricon, einem französischen Arzt, den wir in seiner Siesta stören, der uns jedoch darum nicht weniger höflich empfan-

gen; er offerirte uns Kaffee, und gab mir schöne Blumen.

Sonntag 31. Mai. — Ich besuchte mit Albert die österreichische katholische Kirche. Ich las dort das Kapitel vom heiligen Johannes, worin Smyrna genannt wird. Das Aeußere des Palais (sérail) des Pascha und die Kaserne gesehen, einen türkischen Kirchhof desgleichen. Den Bazar der Sclaven gesehen, worin sich einige schwarze Sclavinnen befanden, die verkauft werden sollten; sie waren in Lumpen gehüllt, hatten jedoch sehr zierliche kleine Füße. Es that mir weh im Herzen, ein so entwürdigendes Schauspiel zu sehen. Es war dort eine junge Jüdin mit gelocktem, fliegendem Haar, die sie betrachtete. Es sind hier wirklich hübsche Frauengesichter. Viele unter ihnen tragen einen ungeheueren Turban von Gaze auf dem Kopf, der sehr mit ihrem Leinwandkostüm contrastirt.

Montag 1. Juni. An Bord der Maria-Dorothea. — Ich war diesen Morgen entzückt von dem Gedanken weiterzureisen, um so mehr, da Herr V . . . uns gesagt hatte, daß soeben ein Mann die Pest bekommen habe, weil er einen Koffer geöffnet hatte, der zufällig nicht in Syra geöffnet worden war, wo alles von Alexandrien Kommende unter Quarantaine stand. Das bestärkte mich noch in meinem Wunsche Smyrna zu verlassen. Wir reisen um halb drei Uhr bei der drückendsten Hitze ab. Die Mannschaft des New-Fame machte uns viele Abschiedszeichen.

Dienstag 2. Juni. — Diesen Morgen ließ ich mich wecken, um die Ebene von Troja und die Insel Tene-

dos zu sehen. Mit Interesse betrachtete ich diese durch eine so antike Berühmtheit geheiligten Orte. Wir reisen den ganzen Tag zwischen Asien und Europa. Um halb zwölf Uhr machten wir vor Gallipoli Halt, um einige Passagiere aufzunehmen. Schon in den Dardanellen war dies geschehen. Es waren Frauen unter ihnen. Ich fand es amüsant, mich mit Hilfe eines Dolmetschers mit ihnen zu unterhalten. Ein sehr hübsches junges Mädchen, die Nichte eines Sclavenhändlers, fand mich schön, und schätzte den Kaufpreis für mich sehr hoch. Dieser Kaufmann erzählte von einer Frau, die er soeben verkauft habe, und die nach seiner Meinung weniger Grazie besaß als ich. Dieser Türke ist lustig und schwatzhaft, was die anderen nicht sind. Ihre Ruhe und Unbeweglichkeit an Bord ist ganz erstaunlich. Man sagt, sie haben Furcht auf dem Meer, man merkt jedoch nichts davon. Gestern bei Untergang der Sonne sah ich sie alle lange und ernsthaft beten, nachdem sie ihre Teppiche ausgebreitet und ihre Pantoffeln ausgezogen hatten.

Wir haben auch einen griechischen Priester in seiner patriarchalischen Kleidung an Bord; im Uebrigen ein Gemisch von Juden, Armeniern, Türken, Negern, Griechen, Abyssiniern, Engländern, Italienern, Franzosen und Russen. Ich bemerkte mit Freuden, daß ich nicht so viel Furcht vor der Pest hatte, als ich vermuthete; denn ich näherte mich diesen Frauen ohne den geringsten Gedanken daran; ich habe einer derselben meine Lorgnette geborgt, und ebenfalls dem Sclavenhändler, bis ein Abyssinier, der Herrn von * * * begleitete, zu diesem sagte, es sei nicht

gut diese Leute zu berühren, weil sie aus dem Bade kämen. Ich wurde hierauf vorsichtiger.

Die Mehrzahl der türkischen Frauen, welche ich bis jetzt gesehen, sind fast in der Weise der Nonnen in einen Schleier gehüllt. Nur versteckt dieser Schleier (weiß) ihr Gesicht noch mehr, und ist mit einer Art schwarzer Mantille bedeckt. Es sind einige unter ihnen, die von Mecca kommen. Ihre schwarze Mantille ist von Seide und gleicht der der Italienerinnen; sie verstecken dermaßen ihr Gesicht, daß eine weiße Binde ihnen eben so wohl die Nase wie den Mund bedeckt. Ich sah diesen Abend, wie sie einen Augenblick alle diese Hüllen abnahmen, um frische Luft zu schöpfen.

Unter den Türken sind so schöne männliche Gesichter, wie ich sie nie gesehen habe. Im Allgemeinen sind Türken wie Griechen schön.

Constantinopel, 3. Juni. — Wir kommen soeben an, doch es ist noch zu früh am Tag, um schon einen bestimmten Eindruck zu erhalten. Wir können indessen die sieben Thürme unterscheiden, die Vorstädte, die Spitze des Serail, welche der Anfang des Bosphorus ist, gegenüber die Kaserne von Scutari (in Asien). Wir können uns einen Begriff davon machen, wie herrlich dieses Schauspiel von der Sonne beleuchtet sein muß. Wir sehen Sanct-Sophia, die Moschee des Sultan Achmet. Um halb fünf Uhr wirft unser Schiff im Hafen den Anker.

Albert an meine Mutter.

„Constantinopel, 3. Juni 1835.

Wir sind diesen Morgen gesund und wohlbehalten angekommen; entzückt von unserer Reise, denn wir fuhren auf dem besten Dampfer, welchen ich je im Leben bestiegen. Die Dardanellen haben meine Erwartung übertroffen; nichts kann sich mit diesen reizenden Ufern (die europäischen links, die asiatischen rechts) vergleichen. Wir sahen die malerischen Kostüme, Griechen, Türken, Araber; der Orient umgibt uns von allen Seiten. Unglücklicherweise gingen wir so rasch vorwärts, daß unser Schiff noch vor völligem Anbruch des Tages ankam, und uns dadurch der erste Eindruck der Ansicht von Constantinopel sehr verkümmert wurde. Später jedoch enthüllte uns die Sonne die Wunder des Bosphorus, die wirklich von bewunderungswürdiger Schönheit sind. Der Anblick von Neapel ist entzückend, dieser aber ist herrlich!

Danken wir dem Himmel, der uns eine so glückliche Ueberfahrt schenkte. Wir fanden hier einen Brief meiner Schwiegermutter vor vom 25. Sie ist in großer Unruhe um uns. Da das Schiff vor vier Tagen abgegangen ist, konnten wir ihr nicht schreiben, und so wird sie erst Nachricht von uns erhalten, wenn wir selber ankommen.

Adieu, herzinnig geliebte Mutter, Alexandrine sendet tausend Grüße .... Wann werden wir uns wiedersehen?“

An meinen Vater.

„.... Smyrna hat mir sehr gefallen, doch seitdem ich die Dardanellen und Constantinopel gesehen, verschwinden alle übrigen bewunderungswürdigen Eindrücke ...

Herr von Boutenieff war sehr liebenswürdig; obgleich er sich in Terapia befindet, schrieb er von dort aus an uns, um uns sein Haus in Pera anzubieten. Wir lehnten sein freundliches Anerbieten ab, ihm tausend Dank dafür sagend. Ich werde den Admiral Roussin besuchen, den ich seit Ferdinands Reise, welche dieser unter seinem Commando ausführte, kenne.

Adieu mein lieber Vater, behalten Sie mich lieb und beten Sie für mich. Gebe der Himmel, daß wir uns im September in Pisa wiedersehen. Wenn Sie Montal sehen sollten, so sagen Sie ihm, daß ich ihm unaufhörlich schreiben würde, und daß er sehr oft der Dritte bei unseren Unterhaltungen ist. Putbus trägt mir seine Empfehlungen für Sie auf. Er ist vortrefflich und der beste Reisegefährte von der Welt. Meine Alexandrine ist schön und gesund und liebt Sie von ganzer Seele."

Alexandrinens Tagebuch.

Donnerstag, 4. Juni. — Wir sahen heute Morgen Herrn Sabouroff von Aegypten ankommen; er sah aus wie ein Türke. Bald nachher holte uns der preußische Gesandte, Graf Königsmark ab, und wir gingen aus in Begleitung seines und unseres Dolmetschers und eines Kawas (Janitschar) in häuslich europäisirtem Co-

stüm; er ging, einen Stock in der Hand, vor uns, um die Griechen zu entfernen, deren Berührung hätte gefährlich sein können; außer diesem begleitete uns noch ein Jäger des Grafen Königsmark.

In dem sehr eleganten Kaïk der preußischen Gesandtschaft gefahren, mehrere Bazars besucht, Parfüm eingekauft und Shwals, die ich sehr kühn anfaßte, was, wie Herr von Boutenieff sagte, ich nicht eher hätte thun dürfen, als bis sie gelüftet waren. Es kommen noch immer Pestanfälle in Constantinopel vor, glücklicherweise nicht in Pera.

Das Hyppodrom gesehen, prächtige Moschee des Sultan Achmet, deren Inneres wir schon von Weitem sahen; es hat Aehnlichkeit mit dem Schiff einer christlichen Kirche. Man zeigte uns hierauf die Schlange (früher Dreifuß von Delphi), welcher die Türken die drei Köpfe abgeschnitten, dann den reizenden Hof des Sultan Bajazet, und den Thurm des Seraskier, den wir bestiegen. Ich hatte Albert gebeten, unten zu bleiben, doch kaum war ich oben angelangt, als ich ihn an meiner Seite erblickte. Welche Unvorsichtigkeit! Es war da oben so windig! Gott gebe, daß es ihm nicht geschadet hat. Die Aussicht von dieser Höhe war bewunderungswürdig, wäre ich nicht bange um Albert gewesen, so hätte mir dieser Anblick viel Vergnügen gemacht.

Freitag, 5. Juni. — Heute Freitag, welcher der Sonntag der Muselmänner ist, machten wir uns um elf Uhr auf den Weg, um den Sultan nach einer Moschee gehen zu sehen. Wir waren nahe an seinem zier-

lichen Palast in Asien, als er heraus kam; wir folgten ihm von Weitem. Die am Ufer stehenden Kanonen wurden abgeschossen. Die Schiffe grüßten gleichfalls mit Kanonenschüssen. Der Bosphorus war schöner als je. Der Palast ist groß, lachend, vergoldet, und man sieht jenseits die köstlichsten Gärten. Wir hörten Musik in dem Augenblick, als der Sultan herauskam, und als er von der Moschee wiederkam, waren wir ihm nahe genug, um den Parfüm der Räucherkerzchen des Serail zu athmen, die vor ihm angezündet wurden. Drei Pferde, deren Sattel mit Perlen, Smaragden und Rubinen gestickt waren, warteten im Hof. Der Sultan bestieg eines derselben. Er hat ein schönes Gesicht, ernst, dunkel, distinguirt, trotz des abscheulichen rothen Feß, den er auf dem Kopfe trug. Wir sahen ihn vorbeireiten, dann gingen wir wieder in unsere Barke und fuhren nach den Süßen-Wassern von Asien, wo wir unter den schönsten, im herrlichsten Grün prangenden Bäumen Spaziergänger in allen möglichen Kostümen trafen, die hier alle Arten von Erfrischungen zu sich nahmen, an denen auch wir uns betheiligten. Ich sehe von Ferne eine junge Türkin mit anderen Frauen auf Kissen sitzen. Ich nähere mich ihr, sie lud mich mit freundschaftlicher Grazie zum Sitzen ein. Mein Dolmetscher hilft mir ein wenig, dann entfernt er sich mit Albert. Sie läßt dann den inneren Theil ihres Schleiers herab, um mir das schönste Angesicht der Welt zu zeigen; sie ist achtzehn Jahre alt. Sie zeigt mir auch ihre Kleidung und mustert mit großer Neugierde die meinige. Die Feinheit meiner Taille scheint ihre Bewunderung

zu erregen (diese Damen haben gar keine), um die ihrige ist ein Cashemirshwal geschlungen. Ein wenig später ruft sie meinen Dolmetscher, Herrn Petracke, und durch ihn läßt sie mir mit vieler Grazie sagen, ich möchte sie morgen vor Tische oder später bei einer ihrer Freundinnen in Bujukdere besuchen. Die türkische Art zu grüßen, ist ungemein anmuthig, man berührt zuerst die Brust mit der Hand, dann den Mund, dann die Stirne.

Samstag, 6. Juni. — Um halb zwölf Uhr mit meinem Dolmetscher zu meiner schönen kleinen Türkin gegangen; sie war nach Bujukdere gegangen. Von da nach Terapia, wo Albert dem Admiral Roussin einen Besuch machen wollte; nach einer Visite bei einer Verwandten meines Dolmetschers, die mich sehr interessirte, nach der russischen Gesandtschaft in Bujukdere, wo wir zurückgeschickt wurden, weil, wie man sagte, sie erst nach Tisch empfange. Ich beschließe währenddessen meine schöne junge Türkin aufzusuchen. Wir waren schon dem Hause nahe gekommen, welches sie mir bezeichnet hatte, als ein Diener des russischen Gesandten uns einholt, um uns zum Diner zu bitten. Putbus lud mich ein, trotzdem bei meinem Vorsatz zu bleiben und die junge Türkin aufzusuchen, die mir eine große Neugierde einflößte. Ich entschließe mich, da ich glaubte, nur zwei Schritte von ihrem Hause zu sein; anstatt dessen läßt man mich einen hohen Hügel besteigen; ich komme außer Athem an, und von der Furcht sehr aufgeregt, nun zu spät zum Diner der russischen Gesandtschaft zu kommen. Ich sehe die wunderschönste Aussicht vor mir,

kann sie aber nicht genießen, weil ich zu eilig bin; endlich werde ich in einen Kiosk geführt, in welchem meine Türkin mit ihrer Freundin und anderen Damen sitzt. Alle sind unverschleiert und haben Rosen in den Haaren. Es werden ihnen europäische Confitüren angeboten, die ich für sie mitgebracht habe, um mich für die ihrigen zu revangiren, die mir indessen nicht offerirt werden, weil ich ihnen keine Zeit dazu lasse, denn ich setze mich nur einen Augenblick, um gleich wieder aufzustehen, gedrängt von Eile wie ich war, und wohl auch etwas verlegen, nichts sprechen zu können. Meine kleine Schönheit (sie war schöner als je) erhebt sich auch, um mich zu begleiten, hält mich aber an der Thüre noch einen Augenblick fest, um mit dem Dolmetscher zn sprechen (ohne sich jedoch die Mühe zu geben ihren Schleier herunter zu lassen), dem sie eine Menge Artigkeiten für mich auftrug.

Endlich kommen wir an, Albert und ich, bei Herrn und Frau von Boutenieff, die uns mit einer außerordentlichen Liebenswürdigkeit empfangen. Man sucht Putbus, der sich versteckt hatte. Endlich findet man ihn, und führt ihn zur Tafel.

Nach dem Essen tranken wir im Garten Kaffee; hier zeigte uns Herr von Fuhrman, der Legationssecretär, einen reizenden Kiosk, der ihm gehörte, und den er Albert und mir anbot. Dort habe ich mit Vergnügen den jungen Gregor Gagarin wiedergesehen. Wir verließen sie erst spät; als wir zurückkehrten war der Mond aufgegangen, das Wetter war herrlich, und ein

herrlicher Abend endigte den interessanten angenehmen Tag.

Sonntag, 7. Juni. — Ich war um 10 Uhr mit Albert in der Messe in Sanct-Maria (der Franken). Man führte mich in eine besondere Galerie, worin nur Frauen waren. Die Orgel, das Hochamt, der Gedanke an die so zum Gebete vereinigten Christen, die unter der Herrschaft des Sultans standen, alles Dies hatte, ich weiß nicht warum, etwas Rührendes für mich[1]).

Um 1 Uhr mit dem Grafen Königsmark in den Süßen-Wassern von Europa, wo ich, Dank der Vorrechte meines Führers, des Sultans Palast sah, der eine sehr schöne Lage hat und, wie Alles hier, von Holz ist, doch Innen sehr schön eingerichtet; einige hübsche Plafonds, einige nette Salons, doch ohne Geschmack bunt verziert; alles indessen sehr elegant und frisch, und eine ganz reizende Natur, die man durch die große Anzahl von Fenstern sieht, die sich hier wie überall befinden. Wir sahen von Weitem ein großes und prächtiges grünes Zelt, und an demselben Ort viele Leute, die sich dort ergötzten; wir blieben einen Augenblick stehen, um die Griechen mit wild um die

1) Hier ist was Alex auf den Rand dieser Stelle im Tagebuch setzte: „Ich habe hier eine jener unsichtbaren Berührungen mit dem heiligen Geist gehabt, welche sich meinem Gedächtniß viel lebhafter eingeprägt hat, als viele materielle Dinge. Die Messe machte mir damals, denke ich, den Eindruck, welchen die Sonne auf den Blinden macht."

Köpfe hängenden Haaren die seltsamsten und absurdesten Tänze ausführen zu sehen.

Wir waren auch heute in Ayoub, wo sich die heiligste Moschee befindet, in welche Niemand eintreten darf. Aber der Vorhof mit zwei prächtigen Platanen geschmückt, ist sehr schön. Auch die Gräber, die diesen Ort umgeben, sind es. Sie sind von blühenden Rosensträuchen und goldenen Gittern oder vielmehr Käfigen umgeben, und man findet zwischen einigen dieser Gräber die schönsten Bäume der Welt. Die Begräbniß-Kapelle der Sultanin ist ganz besonders von bemerkenswerther Schönheit. Die Gräber in derselben sind mit Perlmutter bekleidet, und auf einigen waren Cashemireshwals geworfen.

Dienstag, 9. Juni. — Von Herrn Texier [1]) begleitet, durchwanderten wir heute die Moschee Jenigane, von der Sultanin Valide erbaut. Das Innere derselben hat mich nicht weniger frappirt wie die maurische Architektur des Aeußeren; diese Bauart hat etwas Großartiges, Feierliches, was mir sehr zusagt. Die Steinplatten waren mit Matten bedeckt, (welche im Winter als Teppige dienen). Ich hatte meine Galoschen ausgezogen; einige von Denen die uns begleiteten, hatten ihre Schuhe ausgezogen. Es genügt den Türken, wenn man ihre Tempel mit sauberem Schuhwerk betritt. Eine Menge kleiner Lampen, worunter einige bunte waren, hingen in der Moschee. Einige Türken lasen

---

1) Herr Carl Texier, heute Mitglied der Akademie der Inschriften, bekannt durch seine Voyages en Asie Mineure.

den Coran; es klang wie ein Recitativ, halb gesungen, halb gesprochen. Sie müssen jeden Tag den ganzen Coran lesen, jeder von ihnen selbstverständlich nur einen Theil. Wir bestiegen eine Galerie um das Ganze zu überschauen. Diese großen Kuppeln der Moscheen bringen einen außerordentlichen Effect hervor.

Von da nach der Moschee, welche von dem großen Soliman erbaut wurde, mit deren Begräbniß-Kapelle wir den Anfang machten. Der Sarg, welcher seine sterblichen Reste enthält, ist von kolossaler Größe, denn die Größe richtet sich nach dem Rang der Verstorbenen. Andere Särge umgeben diesen, und sind mit der gewöhnlichen Verschwendung mit Perlmutter und Shwals bedeckt. Die Kuppel ist prächtig, sie ist, wie man sagt, mit wirklichen Diamanten geziert, welche bei den Reperaturen, die dieses enorme Gebäude nothwendig macht, abgenommen werden.

Das Innere der Moschee gesehen, noch schöner als das Aeußere vielleicht, dann die Bazars besucht und todtmüde nach Hause gekommen; auf ein Sopha gestreckt, übler Laune, durch den Besuch des Herrn von Francqueville (dritten Dolmetscher der französischen Gesandtschaft) geweckt, der mir vorschlägt, mit ihm Shwals zu besichtigen. Der Verkäufer der Shwals und Herr von Francqueville unterhalten sich eine viertel Stunde mit einander. Der schöne und majestätische Perser frägt feierlich, was er mir anbieten kann, Blumen, Früchte oder Confitüren. Man darf niemals mit ihnen sogleich den Handel beginnen, sondern sie wie Leute behandeln, denen man einen Besuch abstattet. Er läßt

feines Backwerk und excellenten Kaffee für mich kommen. Endlich lenkt Herr von Francqueville vorsichtig das Gespräch auf die Shwals, und der Perser zeigt uns deren prächtige in schwarz, grün und roth.

Nachdem besuchten wir die Sieben-Thürme. Die Mauern, die noch aus der Zeit Constantin's stammen, sind wohl erhalten und mit Epheu und sonstigem Laubwerk geziert. Von der Höhe eines dieser Thürme hatten wir noch eine schönere Aussicht als vom Seraskier, was mich im ersten Erstaunen veranlaßte auszurufen, daß „Constantinopel die schönste Stadt der Erde sei," ein Ausspruch, den ich noch nicht gethan, da ich Neapel bisher vorgezogen hatte.

Donnerstag, 11. Juni. — Herr Texier kam uns abzuholen, um einen Versuch zu machen, Santa-Sophia zu sehen. Wir bewunderten im Heimweg die Fontainen, die so schön in Constantinopel und so zahlreich sind. Bei der Santa-Sophia angekommen, suchte dieser liebenswürdige Herr Texier einen Softa zu gewinnen, um den Eintritt für uns zu ermöglichen. Wir warteten mit Herzensangst auf das Resultat seiner Conferenz; endlich erschien der Softa und sagte, zwei Personen (Albert und mir) sei der Eintritt gestattet in das Innere dieses Heiligthumes. Wir konnten aber kaum durch eine der drei Thüren sehen, die in das eigentliche Innere dieser berühmten Kirche und Moschee führen. Ich konnte also nicht ihre schöne und berühmte Kuppel sehen, dafür bemerkte ich aber einen der vier gemalten Engel, welche die Türken verschont hatten, deren Gesicht sie

aber ausgelöscht hatten, um ihren Abscheu gegen Alles, was lebendige Dinge vorstellt, treu zu bleiben.

Im Serail waren wir (Dank den Bemühungen des Herrn Texier) glücklicher. Wir sahen den größten Theil dieser schönen Säulengänge und Gärten, deren Vegetation eine prachtvolle ist, obgleich man darin keine Blumen findet. Wir waren bis zu der großen entzückenden Terrasse gekommen, welche das Meer beherrscht; dann nahmen wir einen Kaïk und fuhren nach Scutari, in Asien. Dort stiegen wir alle zu Pferd und, währrend des ganzen Weges die reizendste Aussicht genießend, besuchten wir den Friedhof von Scutari, in welchem sich eine Fülle Gräber, umgeben von Cypressen von unvergleichlicher Schönheit, befinden.

Auf dem Rückweg war das Meer sehr bewegt. Am Abend ruheten wir uns aus und empfingen den Besuch von mehreren Personen, worunter auch Herr von Francqueville und der Doctor Maronielli, Bruder jenes Schriftstellers, welcher durch die Memoiren von Silvio Pellico berühmt wurde.

Freitag, 12. Juni. — Constantinopel diesen Morgen verlassen, an Bord der Newa geführt durch Herrn von Boutenieff, Herrn Fuhrmann und dem Fürsten Gagarin, die uns Früchte und Blumen gaben; dann sehr bald darauf, beim Eintritte in das schwarze Meer furchtbares Schlingern des Schiffes, große Uebelkeit.

Samstag, 13. Juni. — Ich stand weinend auf. Mein Gott! heute sind es vier Jahre, daß mein Vater starb.

Wir sahen an diesem ganzen Tage nichts als Meer und Himmel.

Odessa, Sonntag 14. Juni 1835.

O, welch glücklicher Augenblick, wo ich Odessa sah, wo man mir einen Brief von der Mutter brachte, der das Datum desselben Tages trug! Mein Gott! Deine Güte ist groß! Ich stieg mit Albert und Herrn Sabouroff in eine kleine Barke. Wir näherten uns dem Ufer, und bald rief Einer wie der Andere, daß er die Mutter sähe! Meine schlechten Augen sahen noch nichts, doch als wir etwas näher kamen, sah ich sie auf uns zukommen! O mein Gott! welch seliger Augenblick! Wie glücklich war ich! Es that mir nicht leid, sie noch nicht umarmen zu können; mein Herz überströmte vor Dankbarkeit und Freude. So lange Zeit und so weit von ihr entfernt gewesen zu sein, und sie nun wiederzusehen, sie zu hören, dieses schöne Gesicht wiederzusehen, das mich ansah, mit mir sprach, o es war eine Wonne! Sie warfen mir Blumen und einen Ring zu, den mir die Mutter brachte. Wir waren nahe genug zusammen, um uns sehen und sprechen zu können, aber ein Gesundheitsbeamter hielt strenge Wache, wir durften uns nicht zu nahe kommen. Nach Sonnenuntergang trennten wir uns, denn wir mußten heute noch an Bord übernachten.

Albert an meine Mutter.

„Odessa, 15. Juni 1835.

Meine heißgeliebte Mutter, hier liegen wir in Quarantaine, obgleich am Ziel unser Reise; wir sind

gestern Morgen gesund und froh hier in Odessa angekommen. Meine Schwiegermutter erwartete uns schon. Sie wurde auf der Stelle von unserer Ankunft benachrichtigt, und eine Stunde darauf kam sie mit Lapoukhyn und Catiche nach dem Quarantainehaus, das nur vier Schritte von uns entfernt liegt. Wir durften mit einander sprechen, aber uns nicht nahe kommen. Als Alex und ihre Mutter sich von Weitem sahen, fingen Beide an zu weinen. Die Eine rief: O liebe, liebe Mama! (Du kennst ja die schönen großen Thränen meiner Alex) und die Andere weinte auch und rief „Sacha!"

Endlich beruhigten sie sich, und wir sprachen eine ganze Stunde ruhig und vernünftig mit einander.

Diesen Morgen sind wir im Quarantainehaus, welches ein ganz prächtiger Ort ist. Wir haben ein Haus für uns allein, Putbus ein Anderes, und wir haben eine sehr weite Fläche zum Spazierengehen."

(Der Rest dieses Briefes ist durch das Räuchern unleserlich geworden.)

Alexandrinens Tagebuch.

Odessa, Montag 15. Juni. — Wir sind nun hier für vierzehn Tage eingerichtet, während welcher Zeit wir die Mutter den größten Theil des Tages sehen können.

Dienstag, 16. — Heute besuchte uns Graf Woronzoff, Gouverneur von Odessa.

20. Juni. — ... Die Tage vergehen, und wir leben immer noch auf dieselbe Weise. Welche angenehme Quarantaine! Nicht allein die Mutter und der Fürst Lapoukhyn, sondern eine Menge Freunde und Bekannte kamen uns zu besuchen. Der Graf Agraxin und der Graf Woronzoff heute, dann Madame Narishkin, Frau von Choiseul (geborne Galitzin) und Andere.

Gestern ließen wir die Mutter warten, um eine komische Idee Sabouroff's auszuführen. Er zog ein glänzendes Türken-Kostüm an, welches er besitzt, und lieh ein eben so prachtvolles Albaneserkostüm Albert. Ich habe mich wie die Frauen in Smyrna kostümirt, Ich befestigte eine Art Schlafrock durch einen Shwal um die Taille, in welche ich einen Dolch steckte; dann setzte ich mich zu Herrn Sabouroff unter ein prachtvolles Zelt, welches sich gleichfalls in seinem Besitz befindet; mein Sitz war ein Teppich, welchen mir Herr Boutenieff gegeben, Albert stand neben uns, ein kleiner Neger [1]) hinter ihm. Herr Tscheskine [2]) als Cirkassier, Putbus als Beduine verkleidet, standen vor dem Zelt. Nun ließen wir die Mutter und den Fürsten hereinkommen, die sehr lachten und sich sehr über diesen Scherz amüsirten.

Albert an meinen Vater.

„Odessa, im Quarantainehaus, 22. Juni 1835.

Sie können sich nicht denken, liebster Vater, wie gut Alle in Constantinopel gegen uns waren. Es ist un-

1) Er gehörte Herrn Sabouroff.

2) Ein anderer ihrer Reisegefährten.

möglich, liebenswürdiger und artiger empfangen zu werden, als wir es wurden von allen Denen, mit welchen wir zu thuen hatten. Ich werde mit Herrn von Boutenieff, dem russischen Gesandten, anfangen, der uns mit Güte überhäufte. Er kannte Alexandrine seit ihrer Kindheit und zeigte eine rührende Anhänglichkeit für sie. Der Admiral Roussin hat mich ebenfalls vortrefflich empfangen, und mir viel mit dem lebhaftesten Interesse von Ferdinand gesprochen. Jedoch der vortreffliche Herr von Eyragues, bei welchem Sie wie alle die Meinen in bestem Andenken stehen, hat uns eine Gastfreundschaft bewiesen, die sich aller Beschreibung entzieht. Er hegt für Sie die lebhaftesten Gefühle der Dankbarkeit. Es war auch noch bei der französischen Gesandschaft ein Dollmetscher, Namens Francqueville, ein äußerst liebenswürdiger junger Mann, der alles Mögliche that, um sich uns angenehm zu machen. Kurz ich werde den äußerst freundlichen Empfang, der mir in Constantinopel von allen Seiten zu Theil wurde, niemals vergessen. Ich muß übrigens hinzufügen, um diesen Chorus von Liebenswürdigkeit und Aufmerksamkeit begreiflich zu machen, daß meine Alex ein gewisses Etwas besitzt, das ihr alle Herzen gewinnt, ich muß es ja am besten aus Erfahrung wissen, welch unwiderstehlichen Reiz sie ausübt.

Wir leben hier im Quarantainehaus, wie in dem schönsten Landhaus. Meine Schwiegermutter kommt jeden Morgen, geht dann zum Essen nach Hause, und kommt den Abend wieder. Wir bringen auf diese Weise mit einander plaudernd, doch auf vier Schritte

Entfernung von einander unsere Tage zu; noch wenige Tage Geduld, und wir können uns umarmen. Lapoukhyn hatte schon im Voraus für einen excellenten Koch gesorgt, den er mit uns in das Quarantainehaus eingemauert hat. Sie sehen also, daß wir durchaus nicht zu beklagen sind. Man sieht uns jeden Wunsch von den Augen ab, und der Graf Woronzoff, welcher General-Gouverneur von Odessa ist, läßt es uns an nichts fehlen, nicht einmal an französischen Journalen, die er uns regelmäßig jeden Morgen sendet. Außer unserer Freiheit besitzen wir Alles, was nur der eigene Heerd uns bieten kann."

Albert an Herrn von Montalembert

„Quarantainehaus in Odessa 25. Juni.

Dieser Brief enthält die Beschreibung ihres Aufenthaltes in Constantinopel, ihre Reise und ihrer Lebensweise im Quarantainehaus, dann fährt Albert also fort:

„In vier Tagen sind wir frei, und nach zwei Tagen, die wir in Odessa zubringen, reisen wir nach Korsen. In der ersten Hälfte des September gehen wir nach Italien, und im nächsten Sommer werden wir endlich zu meinem Vater nach Frankreich gehen. Mein Heimweh erstickt mich. Ich habe in dem Frankfurter Journal gelesen, daß Herr von Lamennais in Paris angekommen ist, um die April-Angeklagten zu vertheidigen. Guter Gott! welche Idee! Wie konnte sie ihm kommen! Danke Herrn Lacordaire

dafür, daß er sich so freundlich meiner erinnert. Seine Conferenzen werden, wie ich hoffe, veröffentlicht, denn ein so armer Verbannter wie ich kann es nicht unterlassen, Theil an Dem zu nehmen, was die Pariser Jugend so lebhaft bewegt. Alex ist sehr gerührt, lieber Freund, über Deine treue Freundschaft, und ich bin fest überzeugt, sie wird es mir übel nehmen, daß ich ihr so wenig Platz zum Schreiben übrig gelassen. Ich sage Dir, wie einem Freund, der sich für mein Schicksal interessirt, daß sie die Erfolge überall hin verfolgen. In Smyrna hat sie eine Leidenschaft eingeflößt, in Constantinopel drei, von denen eine erwiedert wurde, und hier im Quarantainehaus regnet es Liebeserklärungen von allen Seiten. Ich bin so weit gekommen, sie zu bitten, nur die Amüsanten zu ermuthigen."

Alexandrine in demselben Brief.

Er hat mir in Wahrheit nur sehr wenig Platz gelassen. Ich füge hinzu, daß die vier Personen, von welchen er spricht alle Franzosen sind; was die Bemerkung Paulinens bestätigt, daß ich die Gabe habe ihnen mehr als Anderen zu gefallen. Was würde aus Frankreich werden, wenn ich dort residiren würde! Ich habe, Ihnen zu viel zu sagen, deßhalb sage ich nichts; überdies habe ich ja keinen Platz! Geben Sie uns recht oft Nachrichten. Sie sind unser Freund, unser Bruder. In Asien wie in Europa habe ich stets in meinen Gebeten Ihrer gedacht, und ich hoffe, daß Gott Sie glücklich machen, und uns bald alle, alle mit einander ver-

einigen wird! Hier, im Quarantainehaus fiel uns ein Buch von Swedenborg in die Hände, das uns sehr überraschte und interessirte. Was denken Sie über diesen Mann? Welch seltsames Leben! immer in Gespräch mit Geistern, von welchen er redet, wie wir von Menschen. Und was er Alles von den Engeln erzählt! . . . Es scheint, daß sein Leben ein sehr tugendhaftes, friedliches gewesen ist. Aber ich bin trotzdem überzeugt, daß Sie ihn verdammen werden; — vielleicht aber auch aus Widerspruchsgeist, um meine Prophezeihung Lügen zu strafen, werden Sie Ihn entschuldigen!

Ich rede nicht mit Ihnen von dem Himmelsglück, was ich bei dem Wiedersehen meiner Mutter empfunden. Gott sei Dank! Ich fand sie wohler, als ich geglaubt. Gott sei gelobt, auch mit Albert geht es gut. Mein guter Freund, kommen Sie, um den Winter bei uns zuzubringen! Was können Sie Besseres thuen?"

Alexandrinens Tagebuch.

Montag, 29. Juni. — Endlich, heute konnte ich der Mutter in die Arme fliegen. Das war beinahe ein zweites Wiedersehen, ein zweites Glück. Und meine gute Catiche, und der Fürst! Welch herrlicher Tag! In dem Hotel Richelieu angekommen, sah ich alle die Gegenstände wieder, welche mich an die Gegenwart der Mutter erinnerten, dann ist die gute Krüger gekommen, mich zu begrüßen, und zwei andere Dienerinnen (und

Sklavinnen) der Mutter näherten sich mir, um mich zu sehen und kennen zu lernen.

Alle zusammen dinirt. Alles erschien mir so sonderbar, so angenehm! Die gute Catiche bereitete den Thee. Ich werde wieder träge, und lasse Alles rund um mich herum sich für mich rühren.

Donnerstag, 2. Juli. — Um sieben Uhr Odessa verlassen; Albert, Putbus, die Mutter und ich von Krüger und Cleophile[1]) begleitet. Der Fürst war schon gestern abgereist.

Entsetzliche Hitze. Oede Steppen, wahre Wüsten ohne Bäume, ohne Getreidefelder, ohne Bewohner . . .

Nikolajeff, wo wir übernachteten, hat jedoch eine hübsche Lage. Die Kirchen sind immer gefegt, auch in den kleinsten Dörfern, und ihre Bauart ist anmuthig und erinnert an die Moscheen.

Albert an meine Mutter.

„Korsen, 4. Juli 1835.

Schnell, schnell, ein Wörtchen in Eile, um Ihnen zu sagen, daß wir diesen Abend in dem entzückenden Korsen angekommen sind, aber ich bin dermaßen von Bewunderung überwältigt, daß ich es Ihnen unmöglich beschreiben kann. Herrliche Lage, prächtiges Schloß, Ueberfluß an Comfort aller Art. Zimmer für meine Alex und für mich, wie ich sie uns für's ganze Leben wünschte. Das Zimmer Alex entzückend. Unser Salon ein wahrer Edelstein.

1) Kammerfrau Alexandrinens.

Mein Zimmer reizend, mit einer großen silbernen Toilette geschmückt. Das Zimmer meiner Schwiegermutter, etwas Aehnliches habe ich nie gesehen, und ebenso das Zimmer des Fürsten. Die Salons und der große Ballsall voll von den Copien der schönsten Statuen der italienischen Galerieen; das Alles ist herrlich, und ich vergesse noch die Orangerie, durch die wir gehen müssen, um zu uns zu gelangen. Das Schloß liegt auf einem Felsen, von Wasserfällen umgeben. Alles ist mit einem Wort ganz wunderschön, und außer einer kleinen Abspannung von der Reise, fühlen wir uns auch alle Beide ganz unvergleichlich wohl und gesund. O wären Sie doch nur einen einzigen Tag hier! Wann werden wir Nachrichten von Ihnen erhalten? Ich schmachte darnach. Was machen Sie? Was begibt sich dort bei Euch? Wo werdet Ihr Euren Winter verleben? Schon so lange fort, und noch keine Nachrichten von Euch!

Sie haben keinen Begriff davon, liebste Mutter, wie gut meine Schwiegermutter ist. Wäre ich ihr eigener Sohn, sie könnte mich nicht mit zärtlicherer Sorgfalt umgeben, und der gute Fürst weiß gar nicht, was er Alles für uns thuen soll. Sie tragen mir alle Beide ihre Grüße an Euch auf, und meine Schwiegermutter bittet Sie wegen meiner Pflege ganz außer Sorge zu sein, denn sie liebte mich wie einen eigenen Sohn, und das kann ich durch meine eigenen Worte bestätigen, mein liebes Mütterchen. Es ist unmöglich besser zu sein als sie es gegen mich ist. Ach, daß wir Euch nicht bei uns haben können! Was würden wir zusammen für glück-

liche Schloßbewohner sein! Doch dabei fällt mir ein: hat denn der Vater für uns ein Landhaus in Frankreich gekauft oder gemiethet? Viele tausend Grüße an meine lieben Schwestern, und Sie, geliebte Mutter, schließe ich auf das zärtlichste in meine Arme."

Alexandrine in demselben Brief.

„Endlich sind wir also angekommen, Gottlob, hier angekommen, wo Alles unsere Erwartung übertrifft. Wie lachend ist hier Alles! Welch ein Comfort! welche Eleganz! Stellt Euch vor, meine Schwestern, mein Zimmer ist ganz rosa; Bett, Vorhänge, Fenstergardinen, alles ist rosa; eine reizende spanische Wand umgibt das Bett von derselben Farbe in Seide; die Möbeln sind von rosa Sammet. In dem Salon, worin ich gegenwärtig bin, sind zwei sehr schöne weiße Marmorstatuen. Das ganze Zimmer ist mit rother Seide tapeziert und möblirt, und von dem kostbaren Schreibtisch aus, an welchem ich sitze, genieße ich durch alle Fenster die herrlichste Aussicht. Blumenparquets umgeben das Schloß von allen Seiten. Es ist unmöglich, Euch heute Abend dies Alles zu schreiben; was ich darüber gesagt, gibt Euch nur eine oberflächliche Idee, daß Ihr Euch mit uns darüber freuen könnt. Das Beste aber von Allem ist, daß Gottlob, unser Albert die Anstrengungen der Reise sehr gut ertragen hat, und sich ganz wohl befindet. Ich bin ganz erstaunt darüber, glaube nun doch auch, daß ihm das Reisen zu Wasser zuträglich war.

Ich muß mich ausruhen, und durchaus lange Ab-

waschung vornehmen, ehe ich mich in mein köstliches Bett lege. Also gute Nacht.

Ich hoffe, daß er auch Euch an Freuden nicht gebricht. Gott gebe, daß sich Alles zur Befriedigung Aller gestaltet! Ich denke unaufhörlich an Euch, meine guten Schwestern, trotz der zahllosen Zerstreuungen. Meine geliebte Mutter, ich werde Ihnen bald wieder schreiben und ausführlicher. Ich bitte Gott, Euch Alle zu segnen."

Während eines Zeitraumes von ungefähr vierzehn Tagen trübte nichts die angenehme Ruhe in Korsen.

Alexandrine genoß mit Entzücken das Glück an einem so zauberhaft schönen Ort mit ihrer Mutter vereinigt zu sein. Albert befand sich wohler als je, und konnte alle Genüsse mit ihr theilen. Sie waren mit dem Erfolg ihrer großen Reise zufrieden, und schmiedeten neue Reisepläne; kurz diese Tage gehörten zu den glücklichsten ihres kurzen Zusammenlebens auf Erden. Aber sie waren rasch vorübergegangen, denn am 14. Juli nöthigte neues Blutspeien Albert zu seiner früheren Vorsicht, und es war dies das erste Anzeichen nachfolgender größerer Trauer. Alexandrine erzählt von jener Zeit, „als sie eines Abends allein und sehr spät schreibend in ihrem Salon gesessen, sei plötzlich eine Fledermaus durch das Zimmer geflogen und habe sich oben auf ihr Bett gesetzt und geschrieen, was einen ungemein unheimlichen Eindruck auf sie gemacht habe.

Da sie jedoch Niemand wecken wollte, habe sie sehr viel Mühe gehabt, den Unglücksvogel hinaus zu treiben, und sie konnte sich auch mit dem besten Willen einer abergläubigen Furcht nicht erwehren, so oft sie dieses Vorfalles gedachte."

Bald darauf wurde Albert auf das lebhafteste erfreut durch einen Brief meiner Mutter, der ihm meldete, daß mein Vater das Schloß Boury gekauft habe. Diese Nachricht entzückte ihn, da sie das so lange ersehnte Glück einer Heimath in Frankreich, die ihn dort mit den Seinigen vereinigte, nun endlich verwirklichte. „Er war diesen ganzen Morgen wie wahnsinnig vor Freude," erzählt Alexandrine. Um so mehr erstaunte sie ihn am Abend ungewöhnlich ernst zu finden. Als sie sich allein mit ihm in ihrem Zimmer befand, gestand er ihr, er fühlte sich nicht wohl und fürchtete, daß ein neuer Anfall kommen möge (er verschwieg ihr, daß dieser sich schon durch Blutspeien angekündigt). Er ging in dieser Nacht sehr lange in einer nervösen Aufregung im Zimmer umher, welche er nicht bemeistern konnte. Endlich gab er dem Bitten seiner Gattin nach und ging zu Bett, wo er mehrere Stunden der Ruhe genoß. Doch am anderen Tag, gegen Mittag, stellte sich das Blutspeien von Neuem und in erhöhtem Maße ein; es wurde ihm augenblicklich zur Ader gelassen, und der Arzt glaubte, daß für dieses Mal die Gefahr vorüber sei.

Gegen Abend entkleidete sich Alexandrine in ihrem Zimmer; sie hatte Albert schlafend verlassen; als sie

jedoch leise, bald darauf ganz sachte wieder zu ihm zurückkehrte, weil sie glaubte, er schlafe noch, hörte sie ihn husten. Sie ging hierauf schneller, und kam gerade noch zeitig, um ihn bei einem Blutsturz zu unterstützen, der viel heftiger als alle vorhergehenden, sie dermaßen mit Schrecken erfüllte, daß sie sich sagte, er würde wohl ohne Hilfe in ihren Armen sterben, weil sie es nicht wagen könne, ihn zu verlassen. Sie faßte sich jedoch, ging an die Thüre und rief: „Julius! Cleophile!" Albert hörte es und sagte mit lauter Stimme zu ihr, sie möge keinen Lärm machen. Alexandrine begreift, daß in diesem Augenblick das laute Sprechen lebensgefährlich für ihn sein müsse, und kommt sogleich zu ihm zurück. Aber der schreckliche Anfall war noch nicht zu Ende. Von Neuem stürzt sie, fast besinnungslos vor Angst, zur Thüre hinaus, erreicht das Ende der Galerie, wo ihr endlich Cleophile begegnet, der sie zuruft: „Eis! einen Arzt!" dann läuft sie eiligst zu Albert wieder zurück, und einen Augenblick darauf ist Alles im Haus auf den Beinen. Eis und einen Aderlaß machten in der That diesem entsetzlichen Blutsturz ein Ende; doch während dreier Tage stand der Arzt nicht für sein Leben ein, und befahl die vollkommenste Ruhe und Stille. „An einem dieser Tage," sagt Alexandrine, (ich war sehr früh aufgestanden) kam ich von ihm und begab mich in mein Zimmer, in schweigender Angst um die Zukunft, die mich erwartete, wagte ich nicht daran zu denken; ich sah mich um und mein hübsches Zimmer erschien mir nicht mehr rosa; ich lehnte am Fenster, und der Morgen erschien mir nicht

mehr lachend. Plötzlich kam mir der Gedanke, die Bibel zu öffnen, um zu sehen, welches Schicksal mich erwarte. Ich schlug mein neues Testament auf und las die Worte: „Wittwen halte in Ehren, die wahrhaft Wittwen sind“ (Sanct Paulus). Ich glaubte ein Gespenst zu sehen und stieß fast einen Schrei aus. Das furchtbare Wort „Wittwen“ war mir noch niemals in den Sinn gekommen!“

Es ging jedoch mit Albert um Vieles besser, und man wagte schon wieder zu hoffen, als am 13. August Catiche zu Alexandrinen sagte, sie habe Blut in dem silbernen Gefäß bemerkt, welches neben ihm stand, es konnte aber auch der Saft der Früchte sein, die er statt jeder anderen Nahrung an diesem Morgen genossen hatte. Alexandrine wußte, daß ein so schnell wiederkehrender Blutauswurf den Tod für ihn zur Folge haben müsse; das Uebermaß ihrer Besorgniß und Zärtlichkeit ließ sie daher eine sonderbare Handlung begehen, die vielleicht Manchem als ekelhaft erscheinen mag, die ich jedoch nicht verschweigen kann, weil sie eine Hingebung und ein völliges Selbstvergessen bezeigt, größer vielleicht als bei Demjenigen, der eine giftige Wunde aussaugt, um dem Verwundeten das Leben zu retten. Sie brachte, sobald sie mit ihm allein war, den silbernen Gefäß an ihre Lippen, um sich zu überzeugen, ob es Alberts Blut sei.

Nach einem Monat äußerster Sorgfalt und Vorsicht brachten die von den Aerzten verordneten Mittel eine entschiedene Besserung zu Wege, die nach und nach das

frühere Leben wieder ermöglichte; so verging die Zeit ihres Aufenthaltes in Korsen, von Sorgen und Unruhe getrübt, aber doch noch angenehm.

Kaum war Albert besser, als auch sogleich seine alte Fröhlichkeit und der frühere Zauber seines Wesens wieder auftauchte. Er vergaß sich so leicht, daß sich kaum in seinen Briefen und in seinem Tagebuch eine Spur der Gefahr vorfindet, in der er geschwebt hatte; er war wie immer heiter und voll Zärtlichkeit für die Seinigen. Es war an einem dieser Tage, wo er, obgleich noch immer krank, folgende Worte in sein Tagebuch schrieb:

In der Nacht des 15—16. August träumte mir, mein lieber Bruder Carl habe sich duellirt. Er hatte aus der Ferne zuerst geschossen, aber sein Gegner hatte sich ihm auf vier Schritte genähert und hatte ihn nicht verfehlt! Glücklicherweise war dieser Gegner ein Herr C . . ., welcher selber, der Unglückliche, vor mehr als drei Jahren im Duell erschossen wurde [1]. . Ich wäre aber nichtsdestoweniger sehr froh, wenn ich einen Brief aus Frankreich erhielt vom Datum 16. August 1835.

Bald darauf schrieb er an Eugenie, und nachdem er sich eine Zeit lang mit ihr in ernster Weise von ihr und von sich selbst unterhalten, fährt er, einen anderen Ton anschlagend, folgendermaßen fort:

Was die Eleganz betrifft, so habe ich Vertrauen zu Dir, denn ich bin gewiß, daß Du diejenige besitzest, welche

---

1) Derselbe, welcher sich mit Albert am Tage des Frühstückes in Pompeji 1832 schlagen wollte.

Du kennst, es ist diejenige, welche ich liebe, jener gute cosmopolitische Geschmack, der von keinem besonderen, doch von allen Ländern stammt, ein fremdes Gepräge, das weder englisch noch französisch, weder deutsch, italienisch noch spanisch ist, von allem etwas, doch nichts Ganzes, eine besondere Tournüre, eine besondere Art sich zu kleiden, ein besonderer Parfüm; Du verstehst mich, nichtwahr? Ich bitte Euch, liebe Schwestern, werdet weder Engländerinnen noch Französinnen, das verdirbt Euch. Ich bin hier an der Quelle des cosmopolitischen Geschmackes, meine Schwiegermutter hat davon das Gepräge, und ich weiß, daß Das, was so sehr an Alexandrinen gefällt, eben daher kommt. Adieu, geliebte, theure Schwestern. Ihr müßt nun nach Pisa Euere Briefe adressiren, denn wir werden bald wieder nach Italien gehen; es ist noch eine köstliche Reise, die wir vor uns haben. Gib mir Nachrichten von Carl, denn ich hatte einen dummen Traum von ihm, der mich beunruhigte; küsse ihn für mich so wie auch Emma und Alfred . . . O wie ich mich nach Euch Allen sehne!"

Die Heiterkeit Alberts war wieder hergestellt, wie man sieht, allein mit Alexandrinen verhielt es sich anders. Bis hierher war, trotz der geheimen Unruhe, die sie seit ihrer Vermählung in größerem oder geringerem Maße empfunden, doch ihr Vertrauen in die Zukunft nicht erschüttert. Sie sagte sich immer, daß Albert eines Tages vollkommen gesund werden würde, und daß alle die Entbehrungen, denen er sich aussetzte, ihm lange Jahre des Glückes und der Gesundheit sichern

würden. Allein nach diesem Anfall in Korsen fand sie, obgleich die Hoffnung wiederkehrte, doch niemals wieder ihre frühere Sicherheit. Zum ersten Mal hatte sich ihr die Zukunft enthüllt, der sie entgegen ging, und obgleich sie ihre Gedanken von ihr abwendete, war sie doch seit jenem Tage nicht mehr dieselbe, sie hatte für immer die kindliche Fröhlichkeit eingebüßt, die ihr bis zu dem verhängnißvollen Tag eigen war. Man wird aus dem nachfolgenden Briefe erkennen, welche Melancholie sich ihrer bemächtigt, trotz aller Illusionen, die sie sich noch immer machte.

Alexandrine an Pauline.

„Korsen, 26. August 1835.

Ich habe Verlangen Dir einen langen Brief zu schreiben, um Dir mein Herz ein wenig auszuschütten. Es ist zum Ueberströmen voll, und meine Nerven sind krank, ich sage es Dir vorher. Ach, ich könnte heiße Thränen vergießen, wenn ich daran denke, daß Albert krank ist! wenn ich an Alles denke, was er schon gelitten hat . . .

Ich unterbrach diese Zeilen, weil ich zu angegriffen war, um fortfahren zu können. Jetzt bin ich etwas ruhiger und weniger traurig, denn es geht Gottlob! mit Albert besser; er ist (was wir für ein sehr gutes Zeichen halten) äußerlich wenig verändert, nach seinem letzten Anfall, auf den ich nicht zurückkommen will, weil mich die Erinnerung daran noch immer so sehr erschreckt! Ach Pauline, ich bin zwar etwas besser, aber was für

ein Leben voll Sorge führe ich, welche Schrecken foltern mich! Wenn ich mir die Dinge im Geiste zurechtlege, denke ich oft, wenn er erst das glückliche Alter von dreißig Jahren erreicht haben wird, daß ich mit solcher Ungeduld für ihn ersehne — weil ich ja doch auf seine Genesung vor dieser Zeit nicht hoffen darf — wie schön, wie stark und strahlend von Leben, Jugend und Gesundheit er dann sein wird, sich in jeder Minute seiner zurückgekehrten Gesundheit erfreuend; daß ich dann alt sein werde, noch mehr durch die Sorgen und Unruhe, als durch die Jahre, und daß dann meine Gesundheit durch die Angst, die ich um ihn erduldet, zerstört sein wird. Aber das ist noch das Beste; ich wollte schon, ich hätte diese schmerzliche Empfindung für ihn nicht mehr jung und schön genug zu sein! . . . Doch es geschehe, so wie Gott will.

Das sind schmerzliche Gefühle die mein Herz in das Deine goß; es gewährt einen so großen Trost sich auszusprechen, doch Gott verhüte, daß ich jemals murren sollte! Ich weiß sehr wohl, daß ich nicht geduldig bin, dennoch hoffe ich, daß es nicht Neid ist, welcher mich erfaßt, wenn ich z. B. dein Schicksal mit dem meinigen vergleiche. Dein Gatte ist der Mann Deiner Wahl wie der meinige, doch Du hattest bis auf den heutigen Tag auch nicht einen einzigen Augenblick der Unruhe um ihn. Ihr habt Beide dieselbe Religion, und hattet, damit dies sei, nur ein geringes Ungemach zu ertragen; ihr brauchtet darum keine Herzen zu zerreißen. Meine Pauline, genieße Dein Glück und mache Dir

mit Deiner geringen Hoffnung keinen eingebildeten Kummer! Vergib diese guten Lehren Deiner armen alten Schwester. Und dennoch möchte ich mit Niemanden auf dieser Erde tauschen, und daher fürchte ich auch nicht alles Dies zu sagen.

Du kannst Dir denken, welchen Eindruck in Deinem letzten Brief die Worte auf mich machten: „Das ist die Entschädigung für all das Traurige des letzten Jahres. Wer hätte uns gesagt, daß, als Du so unruhig in S. Aniello warst, daß Du in diesem Jahr eine so schöne und glänzende Reise machen würdest?" O Pauline! Du glaubtest, Du schriebst das, und ungeachtet der schönen Reise und des Glückes, meine Mutter wiederzusehen, bin ich trauriger in diesem Jahr als in S. Aniello (nicht daß Albert schlimmer wäre, er ist Gottlob entschieden besser), jetzt aber kenne ich die Gefahr, die mir damals unbekannt war."

Dieser Brief wurde in den letzten Tagen ihres Aufenthaltes in Korsen geschrieben. Es war für sie von großer Wichtigkeit, sich nicht von dem Spätherbst überraschen zu lassen; und am 1. September 1835 traten sie ihre große Reise an[1]).

---

1) Zu derselben Zeit verließen wir unserseits Neapel, und reisten nach Frankreich, woselbst uns mein Vater schon in unserem Schlosse Boury erwartete.

Reise.

Alexandrinens Tagebuch.

Korsen, Dienstag 1. September 1835.

Diesen Morgen kam die Mutter zu mir herauf, ehe ich noch fertig war. Wir sollten um acht Uhr abreisen. Ich ging mit ihr hinunter, um noch ein letztes Mal den Thee in dem hübschen Salon mit ihr zu trinken. Dann fing der schreckliche Abschied an. Die Mutter und ich hielten uns so fest umschlungen, daß wir anfänglich einen großen Lärm ganz überhörten. Die Kalesche des Grafen Putbus war umgestürzt, und man glaubte der Kutscher sei getödtet. Gottlob, diese Furcht bestätigte sich nicht. Wir brachten noch einige Zeit damit hin, um uns dessen zu versichern. Endlich nahmen wir Abschied. Meine Mutter küßte und segnete mich tausend Mal. Ich hatte den Muth in den Wagen zu steigen, und ließ meine arme Mutter laut schluchzend zurück.

Alberts Tagebuch.

Bielotzerkoff, 1. September.

Wir verließen diesen Morgen Korsen. Wie traurig ist der Abschied! Das kann Einem das Reisen verleiden. Meine arme Schwiegermutter war in einem schrecklichen Zustand, als wir sie verließen. Wie schnell sind diese zwei Monate verflossen! Es wäre mir unmöglich zu sagen, mit welcher Zärtlichkeit mich sowohl der Fürst wie die Mutter meiner Alex behandelt haben;

sie hätten nicht liebevoller gegen mich sein können, wenn ich ihr eigener Sohn gewesen wäre; auch liebe ich sie fast wie meine Eltern. Warum ist diese Besitzung nicht in Italien oder an den Ufern des Rheins? Wie so ganz anders wäre das, und welches Glück sich in unsere beiden Familien zu theilen!

Es wurde mir auch sehr schwer von der guten, vortrefflichen Catiche zu scheiden. Sie war eine wahre Schwester für uns. Es gibt Naturen, die für die Aufopferung geboren sind. Sie ist eine davon.

In dem Augenblick als wir abreisen wollten, begab sich etwas Schreckliches. Die Kalesche des Grafen Putbus schlug um. Es ist mir noch immer unbegreiflich, wie es möglich war, daß der Kutscher mit dem Leben davonkommen konnte. Sein Wagen lag im Abgrund und wir reisten ohne ihn ab. Wir hoffen, daß er uns morgen nachkommt; wenn er die Nacht durchreist, kann er uns einholen. Was uns betrifft, so gehen wir gleich nach dem Nachtessen zu Bett. Wir hatten einen prächtigen Tag, und ich fühle mich durchaus nicht angegriffen, ich hoffe, daß mir, wie dies gewöhnlich der Fall ist, das Reisen wohlthut. Ich habe soeben eine ganze Heerde Juden, die Wunde dieses Landes hinaus getrieben.

Im Augenblick des Schlafengehens überrascht! Putbus ist angekommen! Er muß seine Pferde getödtet haben. Er brachte uns einen Brief von Korsen mit, der eine Stunde nach unserer Abreise geschrieben war.

Berditscheff, 3. September.

Nach einem schönen Tag, und nachdem wir einen hübschen Landstrich passirt, sind wir in Berditscheff angekommen. Es ist dies eine kleine, von Juden bewohnte Stadt. Sie überfallen Einen. Es ist dies die infamste Race, welche existirt, obgleich sie intelligent ist. Als wir ankamen, war die Stadt ganz erfüllt von Wagen, Pferden, Volk und polnischen Edelleuten ꝛc., ꝛc. Wir logirten bei einer braven Deutschen, die es uns an Allem fehlen ließ. Wir reisten sogleich ab, doch nicht mit der Post. Wir vertrauen uns den Juden an, die unseren Weg um hundert Werste verkürzen; aber ich fürchte, wir werden trotzdem mit tödtlicher Langsamkeit vorwärts schreiten.

Novogorod, 4. September.

Diese Juden, eine unwürdige Race von Dieben, machten uns so viele Schwierigkeiten im Augenblick der Abreise, daß wir sie zum Henker schickten, und mit der Post abfuhren. Wir reisten gestern den ganzen Tag durch ein sehr wälderreiches Land, und kamen am Abend in Novogorod an, das mir eine ziemlich große Stadt zu sein scheint. Aber, welche Wirthshäuser! Man kann nicht das Geringste bekommen. Nirgends gibt es etwas zu essen. Glücklicherweise sind wir noch reichlich mit Allem versehen. Diese Schurken von Juden, die Herren unseres Wirthshauses, ließen gestern von außerhalb Teller für uns holen, weil, wie sie sagten, sie nicht von Tellern essen möchten, welche den Christen gedient hätten!

Es ist wolfkalt. Bald zehn Uhr, und wir reisen ab.

Ostrog, 5. September 1835.

Wir sind seit gestern vier Uhr hier. Schreckliche Wirthshäuser! alle Gastwirthe Juden! Man gewöhnt sich aber an Alles, und wir waren nicht allzuschlecht in diesem Hundestall aufgehoben. Ostrog ist eine kleine Stadt, in welcher man einige Ruinen alter Mauern bemerkt. Auf dem Platz ist eine große verfallene Kirche, welche einst den Jesuiten gehört hatte, die durch den Kaiser Alexander vertrieben wurden. Die Architektur der Kirche ist italienisch wie auch das Kloster, welches dazu gehört. Alle Judenfrauen hier tragen mit Perlen gestickte Hauben, die oft sehr schön sind. Diejenige, welche unsere Wirthin trägt, ist sogar mit Diamanten geziert! Wir reisen in einer Stunde ab; heute werden wir die Grenze passiren, wenn man uns nicht etwa in Radziviloff wegen unserer Pässe zurückhält. Hier verläßt uns der gute Doctor (Heinrich Trütschel aus Westphalen), der nach Korsen zurückkehrt.

Radziviloff, 6. September.

Wir sind im Begriff Rußland zu verlassen. Wir sind gestern bei guter Zeit hier angekommen. Aber, welche Gegend! In zwei Stunden reisen wir nach Brody, wo wir nach einer Stunde ankommen werden, und wo wir wahrscheinlich wegen unserer Pässe 2—3 Stunden Aufenthalt haben werden.

Brody, 6. September.

Die russischen und österreichischen Gränzen berühren sich hier. Nachdem es langer Zeit bedurft hatte, um den Formalitäten der Russen Rechnung zu tragen, machten wir nur einen Schritt vorwärts, um von den Oesterreichern zu einer neuen Geduldsprobe verurtheilt zu werden. Man muß es ihnen jedoch lassen, daß sie uns nicht durch ihre Douane belästigt haben. Bald darauf sind wir in Brody angekommen, welches wenigstens wieder etwas Aehnlichkeit mit den europäischen Städten hat. Die Postillone hatten uns Anfangs fast mit Gewalt in ein Wirthshaus geführt, das von ihnen protegirt wurde, wir gingen jedoch ungeachtet dessen in den russischen Hof, wo man wirklich gut aufgehoben ist. Wir werden, fürchte ich, lange dort bleiben müssen, weil wir gezwungen sind auf unsere Päße zu warten, die wir nach Lemberg geschickt haben. Schon seit einigen Tagen befinden wir uns so zu sagen in katholischem Lande. Es ist dies die in Podolien herrschende Religion. Hier jedoch ist es fast die einzige[1]).

Brody ist eine freie Stadt, wahrscheinlich um das Contrebandenwesen zu erleichtern, denn ich sehe sonst keinen Grund, eine freie Stadt im Schoße Galiziens und an der Grenze Rußlands zu placiren. Hier sind im verflossenen Sommer hundert sechzig Häuser abgebrannt.

1) Man darf nicht vergessen, daß diese flüchtigen Notizen aus dem Jahre 1835 stammen. Seitdem hat sich Alles in diesen unglücklichen Provinzen sehr verschlimmert.

Lemberg, Mittwoch 9. September.

Nach einem äußerst langweiligen Aufenthalt von $1^1/_2$ Tagen verließen wir Brody und begaben uns nach Lemberg. Der Weg schien mir schön zu sein. Viel Abwechselung in der Landschaft, Hügel, Wälder, saubere Dörfer, eine gute Straße. Wir sind spät angekommen. Der russische Hof war voll. Wir mußten in einem infamen Wirthshaus übernachten. Schlechtes Abendbrod. Ich habe mich gleich zu Bett gelegt, als ich ankam, denn ich war müde und etwas leidend. Nach einer guten Nacht wachte ich bedeutend wohler auf.

Ich hörte die Messe in einer schönen Kirche, die ein wenig verdorben durch eine Ueberfülle von Zierrathen von schlechtem Geschmack, mit welchen der Eifer der Bewohner dieses Kirchspiels den Altar und die Wände überladet. Viele Männer, fast alle jung, hörten die Messe oder beteten ohne Affectation und unbekümmert um die Menschen an verschiedenen Altären. Der Charakter aller dieser, sowohl männlicher als weiblicher Gesichter, frappirte mich. Die Männer waren eher gut, und ebenso die jungen Mädchen. Die Augen mehrerer dieser letzteren erinnerten mich an die Hedwigs, aber es gab dort eine Menge sehr häßlicher alter Frauengesichter, diese in dem Genre der M * * *.

Ich war glücklich in eine katholische Kirche eintreten zu können, um die Messe zu hören. Ich bin seit einiger Zeit von einer verhängnißvollen Launigkeit. Wo ist denn die Inbrunst geblieben, die mich sonst er-

füllte! O mein Gott, habe ich sie durch meine Nachlässigkeit erstickt? Hast du dich mir entzogen, weil ich nicht mehr an dich denke? O wie dunkel wird es in der Seele, wenn sie aufhört von dir das Leben zu erbitten! Wie sie kriecht, sobald sie sich nicht mehr zu dir erhebt! O Schande! Schande über mich! Aber auch Mitleid, mein Gott! Komme zurück zu deinem Knecht, der dich so feige verlassen hat.

Landshut, Freitag 11. September.

Wir sind gestern nach einem abscheulichen Tag hier angekommen; es hatte während unserer ganzen Fahrt nicht einen Augenblick aufgehört zu regnen. Die Güter der polnischen Edelleute bedecken hier das ganze Land. Gestern fuhren wir durch Przewouk, die Besitzung des Fürsten Heinrich Lubomirsky. Wie seltsam! Wer hätte mir gesagt, als ich diese Familie so oft in Neapel sah, daß ich nach zwei Jahren in so weitem fremden Land ihre Heimath sehen würde? Das Schloß sieht sehr hübsch aus; es liegt mitten in einem prächtigen Park. Allein man sagte uns, die ganze Familie sei in diesem Augenblick abwesend, sie sind alle in Prag. Dieser Ort hier gehört dem Grafen Alfred Potocki. Es ist ärgerlich, daß die Art wie wir reisen, uns des Vergnügens beraubt, die schönen Wohnhäuser besser zu sehen, und ein wenig von der Gastfreundschaft der Polen zu profitiren, die ja so ausgezeichnet sein soll.

Tarnow, Samstag 12. September.

Tarnow gehört der Familie Sangusko. Es ist eine ziemlich große Stadt, und der Wirth des Gasthofes (Crakower Hof), in welchem wir uns befinden, ist ein ehemaliger Kammerdiener des Fürsten Heinrich Lubomirsky, der mit ihm vor zwei Jahren in Neapel war. Ich erfuhr hier, daß der Fürst Heinrich auf seinen Gütern war, als wir durchreisten. Es thut mir sehr leid, daß ich es nicht gewußt habe. Seine Gemahlin und Tochter sind auf Reisen. Es ist nicht unmöglich, daß wir ihnen in Wien begegnen. Die Journale berichten, daß die Cholera in Livorno ist. Was machen wir in diesem Fall? Wohin wenden wir uns?

Krakau, Montag 14. September.

Seit gestern bewohnen wir hier in Krakau einen wahren Hundestall, da alle besseren Gasthöfe besetzt waren. Gestern früh ist der Baron Sternberg angekommen. Alex und er waren sehr zärtlich mit einander. Er ist nämlich ein Freund des Grafen Alopeus, und wie alle Die, welche mit dem Andenken ihres Vaters in Beziehung stehen, liebt sie ihn wie einen wahren Freund. Er hat mir sehr gefallen; er sieht aus, wie ein recht vortrefflicher Mensch. Wir stiegen mit ihm in einen Wagen und besahen die Stadt. Das Schloß, die ehemalige Residenz der Könige von Polen, die Kathedrale, eine sehr schöne, der heiligen Jungfrau geweihte Kirche, in welcher sich die Gräber mehrerer polnischen Könige

befinden, was uns lebhaft interessirte [1]). Die Stadt ist sehr schön, voll von prächtigen Kirchen, und von allen Seiten eine reizende Aussicht, im höchsten Grade abwechselnd. Die Karpathen trennen uns von Ungarn. Diese Stadt, der ganze Rest des Königreichs Polen ist merkwürdig; es ist eine freie Stadt, die ihren Präsidenten, ihren Senat und ihre kleine Armee besitzt. Sie ist von Oesterreich, Preußen und Rußland eingeschlossen. Das österreichische Territorium beginnt an einem der Stadtthore. Es ist wirklich ein eigenes Ding um diesen kleinen Rest eines polnischen Königreiches, das die Mächte an sich gerissen, es jedoch keiner Einzelmacht überlassen wollen. Wäre es ein Radius, um welchen wir früher oder später sich Polen wieder versammeln sehen werden, oder werden wir es vielmehr an einem dieser Tage als die Beute einer dieser großen eifersüchtigen Nachbarinnen sehen? Zwei Meilen von hier befindet sich ein berühmtes Salzbergwerk, das ein unvergleichliches Wunder sein soll. Alexandrine ist diesen Morgen mit Putbus und Herrn von Sternberg dahin gegangen, um sie zu besichtigen. Was mich betrifft, so konnte ich sie nicht begleiten, weil die Atmosphäre dieses Bergwerks für mich eine zu kalte und feuchte ist. Wieder eine

1) In der Mitte befindet sich das silberne Grab des heiligen Stanislaus. Die reichste von allen Kapellen der Jagellonen; das Aeußere derselben ist ganz vergoldet; das Innere zum größten Theil mit schwarzem Marmor bekleidet.

(Alexandrinens Tagebuch).

Gelegenheit für mich, meine angenehme Gesundheit zu schätzen.

Gestern waren wir bei Herrn von Sternberg zum Diner. Er zeigte mir ein Bild von Alexandrine, das mich entzückte; ich möchte es ihm stehlen. Die Augen sind bezaubernd und sehr ähnlich; ebenso der Mund; im Uebrigen unwürdig frisirt. Doch würde ich sehr leicht diesen beiden Uebelständen abzuhelfen wissen, wenn das Bild mir gehörte!

Wenn sie diesen Abend wieder nach Hause kommen, werden wir bei Putbus speisen und dann morgen nach Wien reisen.

Alexandrinens Tagebuch.

An demselben Tag, Montag 14. September.

Diesen Morgen um neun Uhr verließ ich meinen Albert, meinen armen Albert, und ging mit Putbus und Sternberg nach Wieliczka. Man führte uns in ein mit einem großen Dache bedecktes Haus. Hier wird der Boden geöffnet, und man wird in die Tiefe hinabgelassen. Man gab uns Allen einen weißen Mantel, den wir über unsere Kleider hängten, um sie nicht zu beschmutzen. Ungefähr in fünf Minuten ist man unten. Welch neue eigenthümliche Empfindung! Glücklicherweise gingen wir nicht sehr rasch. Andere Sitze, den Unserigen ähnlich, wurden weiter unten von Männern eingenommen, die Fackeln trugen, um uns zu leuchten. Zuerst war der Boden sehr feucht, doch wurde er trockener, je mehr es in die Tiefe ging.

Die erste Sache, welche uns auffiel, als wir unten ankamen, war ein großer Raum, dessen Mauern von Salz sind. Pferde drehten mehrere Maschienen, doch kein Mann bleibt lange in diesem Theil des Bergwerkes. Wir stiegen darauf zu Fuß noch etwas tiefer hinab, und befanden uns sehr bald einem magischen Schauspiel gegenüber. Ein großer Kronleuchter (von Salz) voll von Lichtern, beleuchtete diese ungeheueren glänzenden Gewölbe und verbreitete seine Helle nach allen Seiten hin in Grotten und Vertiefungen von derselben Art. O mein Gott! Welche Wunder sowohl auf als unter der Erde! Je mehr wir vorwärts kamen, je interessanter und malerischer wurde die Aussicht, welche durch die Fackeln unserer Führer auf eine ganz besonders frappante, imposante Art beleuchtet wurde. Als wir so eine Weile gegangen waren, kamen wir an die Ufer eines Sees, dessen Wasser schwarz wie Dinte war; wir befuhren ihn in einer Fähre, und fanden am jenseitigeu Ufer die ungeheuere Salz-Statue des heiligen Nepomuck, die hier wie überall sich am Rand des Wassers befindet, um an den Heldentod zu erinnern, den er in den Fluthen fand, um das Beichtbekenntniß der Königin nicht zu verrathen, deren Gemahl ihn in den Fluß werfen ließ. Noch ein wenig weiter stiegen wir in ganz unglaubliche Tiefen hinab mit Hilfe der Leute, die uns leuchteten. Endlich gelangten wir in eine köstliche, in Salz gehauene Kapelle, in welcher sich eine Menge eben solcher Statuen befand. Das ist herrlich und sehr eigenthümlich. Wir sahen dann eine Illumination, welche man für

uns in einem großen Ballsaal vorbereitet hatte, wo alle Kronleuchter, wie das Uebrige, von Salz waren. Man sagte uns, daß Souwaroff dort einen Ball gegeben, und ein russischer Offizier ebendaselbst seine Hochzeit gefeiert habe. Nach einer Wanderung von mehr als zwei Stunden zwischen diesen majestätischen Wundern, ließen wir uns auf dieselbe Weise wieder in die Oberwelt befördern, wie wir herabgestiegen waren. Jetzt aber war ich muthiger und sah sowohl nach oben wie nach unten. Man fürchtet immer an der Mauer anzustoßen, was jedoch nicht vorkommt, weil die Führer mit kleinen Hacken bewaffnet sind, deren sie sich sehr geschickt bedienen, um die Maschinen zu dirigiren. Sternberg bestellte in Wieliczka ein leichtes Mahl für uns, worauf ich wieder meinen Albert aufsuchte. Ich schlief ein wenig, und ging dann mit ihm zum Diner zu Putbus, nach welchem wir alle den Thee am Abend bei mir einnahmen.

Dienstag, 15. September. — In Wadowice übernachtet, wo wir sehr gut aufgehoben waren.

Mittwoch, 16. September. — In Teschen, wo wir eine Militärmusik hörten, die mich entzückte.

Donnerstag, 17. September. — Durch Friedeck gekommen. Köstlicher Ort, reizende Lage, malerische Landschaft, lachend, fruchtbar, voll Abwechselung. Ich wollte Boury hätte eine solche Lage. In Weißkirch übernachtet.

Freitag, 18. September. — Böser Traum diese Nacht ... Albert hatte Blutspeien. Unsere Kalesche brach an diesem Tag; wir waren genöthigt zu Fuß und in einem schrecklichen Sturm den Wagen des Grafen

Putbus aufzusuchen. Dann gezwungen in Rosnitz zu übernachten und einen Tag dort zu rasten.

Sonntag 20. September, Wien. — Um vier Uhr Morgens aufgestanden. Schöner Morgen. Das war das Ende des beschwerlicheren Theiles unserer Reise, während welcher wir jedoch schöne Augenblicke genossen. Endlich sahen wir Wien (man sieht die Stephanskirche schon von weitem), bald waren wir an diesem schönen Ort unserer einstweiligen Bestimmung angelangt und stiegen im Hotel „Erzherzog Carl" ab, wo wir für einige Tage unsere Residenz aufgeschlagen haben.

Albert an meine Mutter.

„Wien, 22. September.

Meine liebe Mutter, nach einer Reise von zwanzig Tagen, die ich sehr gut ertragen, sind wir endlich in Wien angelangt. Ich glaube wirklich, es gibt kein besseres Heilmittel für mich als das Reisen.

Wir hatten das Vergnügen dort Ihren Brief vom 1. September zu finden, und sind, wie Sie, in der größten Ungewißheit in Hinsicht unserer Reiseprojecte. Diese schreckliche Cholera ist nun in Italien. Sie richtet in Livorno große Verwüstungen an, und es kamen in Pisa schon zwei Fälle vor. Was sollen wir thun? Im Grund der Seele ist Euere Einladung zu Euch zu kommen, für mich die verlockendste, doch muß ich hören, was die Aerzte sagen. Wir besuchten diesen Morgen den berühmten Malfati, er frug mich „ob ich der Sohn des Grafen La Ferronnays, Gesandten und

Ministers sei, den er ganz besonders hochschätze." — Ich bin es, habe ich ihm geantwortet. Er wird morgen kommen. Alexandrine wird ihm alle Consultationen vorlegen, welche zu Papier gebracht sind, und ihm mit der minutiösesten Genauigkeit von meinem Gesundheitszustand Kunde geben. Er wird lesen, hören, überlegen, prüfen, mir dann den Puls fühlen und den Ort bestimmen, wo ich den Winter verleben soll.

Mittwoch, 23. September. — Ich beendige dieses scheußliche Geschmier mit dem Beschluß Malfati's. Er schickt uns nach Venedig, weil, wie er glaubt, das Meer für mich am zuträglichsten sei, und daher Venedig, das ein großes Schiff sei, sich besser für mich zum Wohnort eigne als irgend ein anderer Ort der Erde. Ich kann es Euch jedoch nicht verbergen, daß es mir in dem Augenblick, wo Alles aus Italien flüchtet, als absurd erscheint, gerade dorthin zu gehen. Malfati ist indessen überzeugt, daß die Cholera nicht dorthin kommen werde, und wenn dies demungeachtet der Fall sein sollte, räth er uns über Triest oder Ancona zu flüchten, wenn sie die römischen Staaten noch nicht berührt. Ich glaube wirklich, daß sie nicht ganz Italien zugleich angreifen wird, und daß, wenn sie sich von Livorno aus bis nach dem armen Neapel ausdehnen sollte, Venedig verschont bleiben wird, oder sich wenigstens die Ansteckung erst viel später dort fühlbar machen wird. Seid auf alle Fälle außer Sorge, und vertraut ganz meiner Vorsicht in dieser Sache.

Von Wien habe ich Euch nicht viel zu sagen, das Ihr ja ohnehin auch schon kennt. Aber die Lebens-

weise, welche wir hier führen, schärft unser Verlangen, sobald als möglich unser Winterquartier zu erreichen. Wir laufen den ganzen Tag umher, denn es gibt hier viel Menschen und Dinge zu sehen. Die Fürstin Lubomirska ist hier, ebenso der Graf Zichy; die Galiati werden auch in einigen Tagen hier eintreffen. Alles das, diese Menge Visiten, tragen viel dazu bei, unsere Tage auszufüllen. Ihr beklagt Euch über die Kälte: hier wundert sich Jeder über das wahrhaft italienische Klima; ich fürchte nur, es wird nicht von Dauer sein."

Albert an meine Mutter.

„Wien, Donnerstag 29. September.

Liebe Mutter, übermorgen reisen wir nach Venedig, wo wir nun bestimmt unser Winterquartier aufschlagen werden, wenn uns die Cholera keinen Strich durch die Rechnung macht. Aber ehe ich von uns erzähle, will ich Ihnen das sonderbare Unglück mittheilen, welches uns begegnete. Wir waren schon seit einigen Tagen hier, als mir plötzlich einfiel, daß der sich in österreichischen Diensten befindende Louis de Blacas, sich wohl in diesem Augenblick in Wien befinden könne. Ich erkundige mich. Ich entdecke, daß er gewöhnlich sich im Hotel von London aufhält. Ich begebe mich sogleich dorthin, und finde: „den Herzog [1]), die Herzogin und die

---

1) Der Herzog von Blacas, Gefährte der Verbannung Ludwig XVIII., erster Minister der Restauration im Jahre 1814.

kleinen Prinzen, welche schon seit zehn Tagen hier sind! Welche Ueberraschung für uns! wir wollten gleich der Tante in die Arme eilen, allein sie waren alle ausgegangen. Am Abend besuchten wir sie wieder, wurden jedoch von einem Dummkopf von Portier fortgeschickt, obgleich wir von der Tante erwartet wurden. Endlich, heute Morgen um neun Uhr kam die Tante mit ihren drei Söhnen zu uns. Alexandrine war soeben erst aufgestanden, und befand sich noch im tiefsten Neglige. Nach einer viertel Stunde kam auch der Onkel. Dann gingen sie zusammen fort, da sie um elf Uhr abreisen. Alexandrine zog sich nun eilig an, und o Wunder! sie war in einer halben Stunde mit der Toilette fertig! Wir gingen nun rasch zusammen zur Tante, um noch einige Augenblicke mit ihr zubringen zu können. Um elf Uhr reisten sie nach Prag, und wir begleiteten Louis in seine Cavalerie-Caserne. Heute speist er bei uns. Er ist recht groß geworden, und hat durch den Dienst eine ganz prächtige Tournüre bekommen. Die Tante war gut und freundlich wie immer; der Onkel so liebenswürdig wie möglich und sehr herzlich gegen Alexandrine. Ich hoffe, sie hat einen guten Eindruck auf sie gemacht. Sie werden mir es erzählen. Aber Sie werden mir beistimmen müssen, daß es bizarr ist, sich sieben Tage in einer und derselben Stadt zu befinden,

---

französischer Gesandter in Rom und Neapel bis zum Jahr 1830, gestorben im Jahr 1839. Die Herzogin von Blacas war die Schwester meiner Mutter.

ohne daß wir alle auch nur die mindeste Ahnung davon hatten. Stanislaus ist sehr groß geworden; er gleicht Ferdinand. Xavier ist am meisten im Wachsthum zurückgeblieben, er hat noch immer sein hübsches Kindergesicht.

Malfati erzählt uns solche Wunder von dem Klima in Venedig, daß wir nun fest entschlossen sind, dorthin zu gehen, wenn uns die Cholera daselbst den Aufenthalt gestattet. Er läßt mich dort mit einer Goldcur beginnen, die mich, nach seiner Behauptung von Grund aus heilt. Sie besteht darin, daß man an jedem Morgen sich ein wenig Goldstaub auf die Zunge streut. Die Sache kommt mir vor wie ein Scherz. Allein wir werden sehen.

Wir fanden hier * * * wieder, der außerordentlich liebenswürdig gegen uns ist. Er speist heute Abend bei uns, und habe ich ohne daran zu denken auch Louis eingeladen! Was würde wohl Herr von * * * zu dieser Verbindung und unserer Intimität mit Herrn O'Sullivan, dem Geschäftsträger von Belgien, sagen? Ich mag mich noch so sehr bemühen, ich kann mein Blut mit diesen kleinen Parteizänkereien nicht erhitzen. Und sollten mich auch einige der Meinigen verleugnen, weil ich diese Leute frequentire, so würde ich mich eben resigniren, ihr Mißfallen zu ertragen."

Alexandrine schmückte sich zum letzten Mal in ihrem Leben am ersten October 1835, den Tag vor ihrer Abreise von Wien, um bei einem Diner zu erscheinen, welches ihnen der Graf Hyppolit von la

Rochefoucauld [1]) gab. Sie zog bei dieser Gelegenheit ein weißes Kleid an, und legte einen Schmuck aus dem Mittelalter an, den sie sehr häufig trug, ohne zu ahnen, daß dieses das letzte Mal sei, wo sie damit geschmückt in der Welt erscheinen würde.

Nach dem Diner fuhr man nach der Oper, wo Norma gegeben wurde, und auch das war das letzte Mal, wo sie einer Theatervorstellung beiwohnte.

Am nächsten Tag, Freitag 2. October, verließen sie Wien, und in kleinen Tagreisen vorwärtsschreitend, erreichten sie am achten October die italienische Grenze. Der Graf Putbus war dies Mal nicht ihr Reisegefährte, denn er war an demselben Tag, an welchem sie von Wien abreisten, nach Paris gegangen, und sollte Albert und Alexandrine erst später nach Venedig nachfolgen.

In Ponteba schrieb Alexandrine: „Dieser Eintritt ist wie überall in Italien majestätisch; er ist allerdings, wenigstens nach meinem Dafürhalten, weniger überraschend als die anderen, allein man findet allmälig die Feigenbäume und die ganze südliche Vegetation wieder. O liebes Italien! Jetzt sehe ich dich schon zum fünften Mal wieder, und immer mit neuem Entzücken! Italien! O mein Gott! Gib, daß es meinem Albert seine Gesundheit wiedergebe! Diese Verschiedenheit der Temperatur, die sich hier schon sehr fühlbar macht, thut sehr wohl, und alle Wohnhäuser, die so verschieden von den deutschen sind, erfreuen meine Augen! Doch Albert

---

1) Der Graf von la Rochefoucauld war zu dieser Epoche Geschäftsträger von Frankreich in Wien.

sagte mir, als ich ihm in Ospedaletto den Gutenacht-kuß gab, daß er eine Vorahnung habe, daß Italien unheilbringend für ihn sei . . . O Gott! mein Gott!"

Als Alexandrine beim Abschreiben dieser Stelle aus ihrem Tagebuch angelangt war, als sie sieben Jahre später (Brüssel 1843) ihre Geschichte schrieb, unterbrach sie sich, um folgende Zeilen zu schreiben: „Und sogar jetzt, nach so viel Leiden ist meine Anhänglichkeit für dieses schöne Land noch nicht erloschen, sie ist vielmehr noch stärker und größer geworden, seitdem ich weiß, warum ich sie hege, seitdem ich die Quelle jenes Zaubers kenne, der für mich auf Italien ruht.

O ja, ich liebe es, und werde es immer lieben, dieses Land, dessen Volk an ein ewiges Leben glaubt, an unsichtbare Freuden, denen es Alles mittheilt, was es bewegt in Freud und Leid; dieses Land, in welchem fast jede Stadt ihren Gott leibhaftig und wahrhaftig und in jedem Augenblick vor den Augen einer Menge ausgesetzt sieht, die ihn anbetet! Ich liebe dieses Land, das jeden Ruhm gebannt und ihn Gott zugeschrieben hat; dieses Land, dessen Bewohner in allen Dingen vollkommene Schönheit erreicht haben, und die doch weniger als Andere den Ehrgeiz und die Abgeschmacktheit kennen!

Ich liebe Italien, wo die Blumen und Seelen duftiger sind als in anderen Ländern; ein Land, das Franz von Assisi und jenem anderen sanften Franz das Leben gab, und in welchem so viele heilige und glühende Herzen schlagen; dieses Land, das nur religiöse Feste kennt; wo man auf seinen Wegen den Gewän-

dern begegnet, welche der heilige Bernhard, Ignatius, Dominicus, Franziscus und Andere, deren Namen mit den ihrigen im Buche des Lebens verzeichnet stehen; das Land, in welchem so viele einfache Menschen ihr frommes Leben in einem stillen Dorfe, wie in einem Kloster, durch einen heiligen Tod beschließen. Ich liebe das Land, in welchem sich die Stadt befindet, die den Statthalter Christi beherbergt, diese heilige Stadt, in welcher zu allen Zeiten die Tugend blüht, und wo sich die Tugend Derer gestärkt hat, welche die Wohlthäter der Menschheit wurden.

O ich liebe das Land, wo Getreide und Weinstock ihren Wachsthum zu beschleunigen scheinen, um dem heiligsten Mysterium zu dienen, dieses Land, so süß der Seele, so entzückend den Augen, daß es mir vorkommt, als müsse der Sterbende sagen: „Bald werde ich noch Schöneres sehen als Italien!“

Nach dieser Unterbrechung fährt Alexandrine fort, die Schriften und Briefe aus dem Jahre 1835 zu sammeln, welche ihr soeben diese beredten und frommen Worte entlockt.

Alexandrine an Pauline.

„Pordenone, 9. October, Freitag Abend.

Meine kleine Schwägerin, wir sind seit gestern Abend in Italien. Ich segne Gott dafür, und hoffe, daß es sein Wille ist, daß Albert hier wieder seine frühere Gesundheit finde. Ich liebe dieses Italien leidenschaftlich, jetzt mehr vielleicht als jemals. Ich gerathe jedesmal in Entzückung, wenn ich es wiedersehe! In diesem

Augenblick wird in der Straße musizirt, schöne Stimmen, bekannte und hübsch gesungene Weisen! Albert ist eben so entzückt davon, wie ich. Es ist so angenehm diesen Gesang zu hören, während ich an Dich schreibe. Es ist in diesem Italien ein Duft, ein unaussprechlicher Reiz, der sich über Alles verbreitet, der um so erstaunlicher ist, als man von allen Seiten viel auszusetzen hat. Empfindest Du nicht auch diese smania nach Italien? Alle anderen Länder erscheinen mir kalt, prosaisch im Vergleich mit ihm; ich glaube, es ist außer ihm nur Spanien und der Orient in solche Poesie gehüllt.

Was sagst Du zu diesem Aufschwung der Gefühle? Meine Briefe waren früher prosaischer. Nun, wir sind, wie Du siehst, glücklich bis hierher gekommen, und werden mit Gottes Hilfe morgen in Venedig sein.

Stelle Dir vor, daß die Sänger, denen wir einen Zwanziger aufdrangen, zu uns herauf gekommen sind, und während ich das Vorhergehende an Dich geschrieben, sangen sie: Un segreto d'importanza. Sie tragen prächtig vor, und ich wünschte, daß Eugenie von der Prima donna hören könnte Se Romeo!"

Sie kamen wirklich am anderen Tag, Samstag, 10. October in Venedig an, und der nachfolgende Brief Alexandrinens an Herrn von Montalembert trägt den Datum des 15. October 1835.

Oben auf der ersten Seite befinden sich die Worte:

(Albert ist mit der ersten Seite meines Briefes unzufrieden. Ich bitte Sie, lieber Freund, mir nicht böse

darum zu sein, und keine schlechte Absicht darin zu erblicken. Ich sende Ihnen den Brief, so wie er ist).

„Mein lieber Montal, ich werde Ihnen einen ganzen Band schreiben, obgleich ich wenig Zeit dazu habe, weil seitdem Albert am 31. August Ihren Brief in Wien empfangen, ich (diesen Band) im Geist für Sie schreibe. Ob sie nun die Zeit haben, ihn zu lesen oder nicht, mir ist es gleich, ich muß ihn schreiben . . . . .

. . . .

Wenn Sie Alberts Leben besser kennen würden, würden Sie bald die Ueberzeugung gewinnen, daß er nicht so glücklich ist als Sie. Auch er hat seine Prüfungen. Welcher Mann in seinem Alter würde es nicht als ein Unglück betrachten, in seinen schönsten Jahren durch Sorgen gefesselt zu sein, die Alles für ihn untergraben, mit einer sehr lebhaften und der Thätigkeit bedürftigen Natur zur vollständigsten Ruhe verurtheilt zu sein, und dabei alle Tage mehr oder weniger zu leiden und sehen zu müssen, wie man eine geliebte Frau beunruhigt? Was mich betrifft, so glaube ich nicht an jene Ungleichheit des Glückes. Ich glaube an Entschädigungen, und denke, daß diese der Gerechtigkeit Gottes nicht unwürdig sind, und habe ich so viele Bemerkungen über den Irrthum der Urtheile gemacht, die das Glück oder Unglück Anderer besprechen, daß ich versucht bin zu glauben, daß der Bettler nicht unglücklicher ist als der, den er um Brod bittet; ja, daß wenn dieser ein böses Gewissen hat, der Bettler sogar glücklicher ist als er. Seit den achtzehn Monaten, wo ich vermählt bin, habe ich, ohne Uebertreibung,

nicht fünfzehn Tage ohne Unruhe um die Gesundheit Alberts verlebt. Von wie viel Sorgen, Qual und Unruhe war, seitdem ich ihn kenne, mein Glück stets getrübt! Mein Gott! Was habe ich gelitten, als ich glaubte, er würde in Civita-Vecchia sterben, und es mir nicht gestattet war, zu ihm zu eilen! . . . Glauben Sie, meine Freund, daß diese beständige Herzensangst, dieser nicht weichende Krankheitszustand Alberts für mich nicht mindestens ein eben so großer Schmerz ist als jener, von dem Sie uns sprechen? . . ."

„Donnerstag, 23. October. —

Ich ließ diesen Brief acht Tage liegen; doch werde ich ihn darum nicht weniger fortsetzen, weil ich Ihnen durchaus Alles sagen muß, was ich auf dem Herzen habe. Lassen Sie mich mit der größten Offenheit zu Ihnen reden. Eine Schwester darf es ja auch, und ich habe an Sie die Rechte einer solchen, weil ich sie so liebe. Ich habe auch, in demselben Sinn, meinen Schmerz, den ich beständig fühle. Es wäre ein Glück für mich, dieselbe Religion wie Albert zu haben; allein außer den Zweifeln, die noch immer in meiner Seele sind, ist der Gedanke, der mich am meisten abhält katholisch zu werden, der Gedanke meiner Mutter Herz dadurch zu brechen — meiner lieben Mutter Herz, der ich das Glück verdanke, Alberts Gattin zu sein! Ich würde dieses Herz sowohl physisch als moralisch brechen! Ich weiß, sie kann es nicht glauben, daß die Katholiken das Heil Dessen als ein verlorenes erachten, der eine

andere Religion hat, und würde sie daher immer denken, daß, wenn ich katholisch würde, ich nicht allein für die Erde, sondern auch für die Ewigkeit einen Abgrund zwischen mich und meine Familie bringen würde. Welche Mutter würde bei diesem Gedanken nicht zittern? Und in Wahrheit, wenn man mir sagte, daß mein armer Vater nicht die ewige Seligkeit gefunden, die Albert nach dem Tode finden wird, und daß ich mich durch die Wahl einer Religion auf ewig von dem andern trennen müßte, glaube ich, würde ich Albert das ihm versprochene Glück allein genießen lassen, und, wie jener heidnische König, das Schicksal meines Vaters theilen ..."

(Sie erzählt nun die ganze Geschichte des Königs Frison, der schon erwähnt wurde, und den sie ganz besonders liebte.)

„Sie, mit Ihrer Strenge, werden mich der Schwachheit zeihen. Aber ich sah Sie sehr gerührt von der Erzählung des Tobias, dessen Mutter weinte, und sich nicht trösten lassen wollte, weil ihr Sohn verreiste, und obgleich diese Reise auf Befehl Gottes unternommen wurde. Nun denn, auch das war eine Schwäche, und sie wurde ihr nicht angerechnet. Meine Lage ist eine sehr grausame, und ich freue mich noch nicht entschlossen zu sein, zu wünschen mich nicht mehr zu unterrichten, damit ich nicht dazu gezwungen werde einzusehen, daß es meine Pflicht ist, meiner Mutter Thränen nicht zu sehen. Lieber Freund, wenn Sie barmherzig sind, werden Sie eher Mitleid mit mir haben, als mich tadeln. So lange ich es ver-

mag, wälze ich diese Last auf die Schultern des Erlösers; zuweilen bitte ich auch die hielige Jungfrau und die Heiligen für mich zu beten; denn ich weiß nicht, wie es kommt, aber der Glaube an die Fürsprache der Heiligen ist tiefer in meine Seele gedrungen als Anderes. Nur an Euren Papst kann ich noch nicht glauben [1]). Doch hoffe ich auf die Güte Gottes, der mich von dieser Verlegenheit, und aus diesem Leid befreien wird, das mein Leben vergiftet. Ich hoffe, mein Freund, denn mir ist mehr als Ihnen ein Glück zu Theil geworden, das die Barmherzigkeit Gottes zu einer Tugend machte. Wer hat dieses schöne Wort ausgesprochen: „O ja, es gibt eine offenbarte Religion, welche aus der Hoffnung eine Tugend machte.“ Lieber Freund, dies wollte ich Ihnen sagen: Sie haben eine zu schwache Hoffnung. Das ist nicht allein ein Unglück, sondern ein Unrecht. Sehen Sie zuerst auf Albert, und mich, die Sie beneiden, die aber dennoch Schmerzen haben, obgleich Gott uns davor bewahrt, unser Glück nicht anzuerkennen. Und Sie! Glauben Sie denn, daß nicht auch Sie von Vielen beneidet werden? Die Religion, das Studium, die Poesie sind Ihre Freunde! welch schöne Gesellschaft! Und welches Interesse gewährt Ihnen außerdem das Leben! Und unsere Freundschaft gilt sie Ihnen nichts? Mein Gott, wie Sie uns immer vergessen, Albert und mich!

1) Alexandrine schrieb auf den Rand: „Und heute würde es mir vorkommen, als wäre ich nicht mehr Christin, wenn ich nicht an den Papst glaubte!“

Wenn ich daran denke, daß nach den ersten Tagen schüchterner Verehrung, die Sie mir einflößten, ich bis zu einem Grad des Vertrauens vorgeschritten bin, daß ich Sie mit kölnischem Wasser begoß, Ihnen Poudre d'Jris an den Kopf warf, und Ihnen auftrug, einen Hut für mich zu bestellen, dann finde ich, daß Sie mir Alles verzeihen müssen . . . .

. . . . Aber lieber Freund, ich will nun doch aufhören, denn ich fürchte sehr, Sie durch mein Gekritzel entsetzlich zu langweilen; wer weiß, ob sie es überhaupt lesen werden? Ich bitte, antworten Sie mir, und recht bald. Man hat uns von der Rede erzählt, welche Sie in der Kammer in Paris gehalten; ich möchte sie wohl lesen. Auf Wiedersehen, bald, hoffe ich; ich bitte Gott, Ihnen Glück zu verleihen. Kennen Sie Venedig [1]? Es ist sehr interessant. Auf ewig Ihre Freundin und Schwester.

Alexandrine."

---

1) Es war während der ersten Zeit dieses neuen Aufenthaltes, der letzte für Albert in Italien, als Alexandrine diese so bekannten, doch immer so schönen Verse des Childe Harold abschrieb:

And even since, and non, fair Italy.
Thon art the garden of the world! the home
Of all art gields and nature can decree
Even in thy desert wath is like to thee?
The very weeds are beauti ful, the waste
More rich than other climes fertilily
Thy wreck a Glory, and the Ruin graced
With an immaculate charm wich cannot be defaced.

Alexandrine an Pauline und Eugenie.

„Venedig, 27. October 1835.

Guten Abend meine Schwestern, ich bin durchaus nicht in der Schreibelaune, wir haben einen schrecklichen Sirokko, der in Venedig ganz ebenso empfindlich ist, wie in Neapel, und ich merke zum ersten Mal jenen Effect des Nervenschmerzes, über welchen Albert und meine Mutter sich so beklagten, weil er sie in die Unmöglichkeit versetzte, ihre Buchstaben beim Schreiben zu formen; seht also zu, was Ihr herausbuchstabiren könnt. Ich habe eine große smania Euch wieder zu sehen, meine Schwestern. Wir können es uns nicht verhehlen, daß wir, seitdem wir es geworden, uns recht selten sehen! Wir waren viel öfter zusammen, als wir nur Freundinnen waren. Könnte Jemand unter Euch sein, der auch nur den Schatten eines Zweifels hegte, welche Winterresidenz wir vorgezogen haben würden, wenn wir die Wahl gehabt hätten zwischen Venedig und Boury? Welch herrliches Zusammenleben dort, zu dessen vollkommenem Glück nur wir fehlen. Wenn Euer Vater einen solchen Zweifel hegte, würde mich das sehr betrüben. Zu seiner eigenen Beruhigung wünschte ich ihm die Ueberzeugung, daß Venedig oder Pisa besser für Alberts Gesundheit sei als Boury. Was das Glück betrifft, welches ihm ein Zusammenleben mit Euch während eines Winters gewährt haben würde, so kann er daran wohl nicht zweifeln, und welche Freude auch mir die großen Familiencirkel machen, wißt Ihr ja. Wenn ich aber wiederum erwäge, wie viel besser dieses Klima für die Gesundheit Alberts

ist, so freue ich mich hier zu sein; und dann kann man sich eben der Liebe zu Italien nicht erwehren, und es muß Jeder Venedig interessant finden; ich bin also nicht unzufrieden mit unserem Beschluß, den Winter hier zu verleben, der sich doch zuletzt nur auf die Beschlüsse der Aerzte basirt.

Und nun, Madame und Fräulein, wie kommt es, daß Ihr Eurer armen Schwägerin Alexandrine auch nicht das kleinste Lebenszeichen gebt, die Euch doch so große Briefe geschrieben, ohne daß sie auch nur den Schatten einer Antwort erhält? Sie, die es so gern hat, wenn man auf das antwortet, was sie sagt. Fräulein Eugenie kritzelt (o Falschheit!) bei ihrer Ankunft in Paris: „Wie sollte ich Paris lieben, wo ich keine Zeit habe, an Dich zu schreiben?“ O Lüge! Und hiernach schreibt sie auch nicht das kleinste Wörtchen, nachdem sie Paris verlassen, nicht die geringste Beschreibung von Boury, von dem ich mir doch so gern eine kleine Vorstellung machen möchte, da ich vor Begierde brenne, es kennen zu lernen.

Madame Pauline hat mir am 12. September einen durchaus befriedigenden Brief geschrieben (was nicht immer der Fall ist); doch in diesem Briefe verspricht sie sehr bald einen anderen; es ist jedoch ein Monat verflossen, ohne daß diesem Versprechen nachgekommen wäre! . . . Eure Eltern schrieben viel öfter an uns als Ihr, schämt Euch junge Personen! Ein anderer Eurer Familienfehler ist, die Briefe die Ihr empfangt, nicht nachzulesen, und nach Dingen zu fragen, auf die man Euch schon geantwortet hat. Doch das Alles verhindert

nicht, daß Ihr ein sehr angenehmes Ganze bildet. Mein Schwiegervater lobt sehr unsere liebe Eugenie in seinem letzten Brief, und Albert (sehr artig gegen seine Frau!) sagt, daß sie von uns Dreien die Verführerischste und Angenehmste sei.

Adieu, Eugenie, liebe mich, schreibe mir, ich liebe Dich so sehr! Gott schütze Dich! Sage Ferdinand, er möge mir einige Romanzen mitbringen wenn er kommt, und alle Musik, welche er dem Piano in Boury entführen kann, ohne einen zu großen Allarm bei den Klavierspielern zu erregen; ich habe leider alle meine Noten in Livorno liegen lassen, und mag mir nichts kommen lassen."

Eugenie an Alexandrine.

„Boury, den 5. November 1835.

Hat Dir jemals Jemand geschrieben, daß man Euch hier im Verdacht habe, daß Ihr zu Eurem Vergnügen den Winter in Venedig zubrächtet, statt ihn hier mit uns zu verleben? Während man doch hier von nichts Anderem spricht, als von Deiner Vorliebe für die großen Familienversammlungen, für das Schloßleben, und Dich alle mit so großer Ungeduld hier erwarten, wohl wissend, welch einen Reiz Du dem Inneren verleihen würdest! Aber wirklich, wir haben einen Augenblick die Tollheit gehabt, zu denken, Ihr könntet wohl den Winter bei uns zubringen; und waren, mit dieser Idee fast vertraut, wie enttäuscht, als wir von Eurem Entschlusse

hörten, nach Venedig zu gehen. Wüßtest Du jedoch, wie böse ich wäre, Euch jetzt hier zu sehen!

Noch sind wir erst im Monat November und frieren schon dermaßen, daß wir nicht wissen, wo wir hinkriechen, und wo wir Feuer anmachen sollen. Es weht ein so scharfer, durchdringender Wind hier, daß ich bei der bloßen Vorstellung zittere, daß unser armer Albert durch diese langen Corridore gehen, und diese zugigen Treppen besteigen müßte. O nein, lieben Freunde! Gott beschütze Euch vor allem Uebel in Italien! Denn wenn der Unterschied des Klimas schon für uns so fühlbar ist, wie dann erst für ihn!

O Alexandrine! Wie oft sehne ich mich zu Dir nach Venedig, nicht um die Besorgnisse, sondern jene innige Vereinigung von Sorrento fortzusetzen; wie wollte ich Deine häuslichen Geschäfte so gerne mit Dir theilen, vielgeliebte Schwester! Man ist so gern in Deiner Nähe!"

Ferdinand in demselben Brief:

„Guten Tag, Kleinen. Während Eugenie sich unterbricht, ein Billet an Emma zu schreiben, das ich ihr überbringen soll, bemächtige ich mich Ihrer Feder, um Euch anzuzeigen, daß ich bald zu Euch kommen werde. Lieben Guten, wie gern möchte ich Euch ein wenig amüsiren! Doch bin ich bange, für Euch nicht komisch genug zu sein. Ich bin es in der That sehr wenig. Jetzt ist das Billet geschrieben, und ich muß es bestellen; Adieu also, oder vielmehr auf Wiedersehen, lieben Kleinen. Ich küsse Albert, den guten Alten, ich werde

einen ganzen Bündel Noten mitbringen, Romanzen, Klavierpiecen, Sirops und Cancans, um Euch diesen Winter zu amüsiren. Auf Wiedersehen."

Eugenie fährt fort:

„Dieser Ferdinand, wie gedehnt er schreibt! welche Masse Papier er verschwendet! Weißt Du, was seit unserer Rückkehr nach Frankreich sich in sehr schlechtem Zustand befindet? Es ist mein Kehlkopf. Stelle Dir vor, daß er mir so viele Schmerzen verursacht, daß man mir seit einiger Zeit das Singen gänzlich verboten hat; ich darf auch nicht laut lesen und schon droht man, mir auch das Sprechen zu verbieten. Ich habe fast keine Stimme mehr, und wenn ich eine Minute singe, kann ich nicht weiter. Ich nehme einen gewissen Syrup ein, der mir helfen soll, wie man sagt, aber bis jetzt verspüre ich keine Linderung, eher das Gegentheil; bei alle dem thut mir mein armes Singen am meisten leid. Der Arzt sagte neulich einmal, daß, wenn ich wieder ganz hergestellt sein wolle, ich ein Jahr lang das Singen lassen müsse. Die durchdringende Kälte war es, die mir eine Erkältung des Halses zugezogen; sie packte mich wie ein Dieb an der Kehle. Auch mit Olga's Augen geht es nicht zum Besten, auch ihr schadet die Kälte. Nun kannst Du Dir nach alle dem denken, wie froh ich bin, Deinen lieben Mann nicht hier zu sehen! Albertine ist im Kloster, sie ist wohl und artig, gewinnt Medaillen und hofft bald zum ersten Mal die heilige Communion zu empfangen. Meine lieben Freunde, da kommt noch ein Brief von Euch, danke. Liebe

Alexandrine, wie ich Dich daraus wiedererkenne, wie Du Alles heraussuchst, um Dich selbst und Andere zu beruhigen. Ich bin überzeugt, daß Du zum Sterben in diesen Engländer, von dem Du sprichst, verliebt bist, nur weil auch er krank war, und noch schlimmer krank wie Albert, und nun durch Venedig geheilt ist.

Nun aber bin ich zu Ende. Habe ich meinen Fehler wieder gut gemacht? Ist mein Brief lang genug? Ist es eine genügende Antwort auf den Deinen? Ich habe ihn nicht aus den Augen verloren und werde es jetzt immer so machen, ich werde die ganze Zeit, wo ich schreibe, Deinen Brief lesen, um gewiß zu sein, gut zu antworten.

Adieu, wahre Freundin, die ich mit Innigkeit, mit Bewunderung liebe! Möge Gott Euch in seinen Schutz nehmen, denn zwei kleine Wesen wie Ihr sind selten auf der Welt!"

Albert an meine Eltern.

„Venedig, 17. November.

Mein lieber Vater und gute Mutter! Ich beantworte Ihre lieben Briefe vom 30. und 31. zugleich. Es scheint mir sicher, daß Sie in diesem Augenblick jeden Gedanken an eine Reise nach Italien aufgegeben haben. Das betrübt uns, obgleich ich vollkommen alle Schwierigkeiten einsehe, welche Sie daran verhindern. Doch alles, was Sie von Ihrer Gesundheit sagen, theurer Vater, läßt mich nicht viel Gutes von dem Winter in Paris oder Boury für Sie hoffen.

Wissen Sie, meine geliebte Mutter, daß Sie mir einen entzückenden Brief geschrieben haben? Allein ich kann noch nicht auf ihre Fragen antworten, da ich erst zweimal die Kirche Sanct-Marcus besucht habe, deren geheimnißvolle, wunderbare Bauart einen großen Eindruck auf mich machte, der vollkommen meiner Erwartung entsprochen. Venedig kann man nicht in einem Tage kennen lernen, doch je länger ich diesen herrlichen Platz, diesen Dom, die Gebäude der Procuratia und den Glockenthurm bewundere, je mehr verliebe ich mich in sie. Unsere Wohnung ist wirklich reizend, unsere Aussicht, die schönste in Venedig, trägt noch dazu bei, uns den Aufenthalt in Venedig dem in Pisa bei Weitem vorziehen zu lassen.

Sie fragen mich, durch welches Thor wir diesmal in Italien eintraten: wie Sie einst durch das von Portela. Obgleich diese Pforte von Italien weniger schön als andere ist, empfanden wir doch ein der Liebe ähnliches Gefühl, als das Wort „si signore" uns wieder in die Ohren klang, anstatt der schwerfälligen Sprache unserer langweiligen deutschen Postillone. Als wir nach Klagenfurth kamen, gedachten wir, daß Sie sich dort vermählt haben, geliebte Eltern! Ich empfinde ein verdoppeltes Gefühl von Liebe, wenn ich daran denke, daß Sie in den ersten Tagen Ihrer Ehe sich an denselben Orten aufhielten, die wir soeben gesehen, und wo wir selber jetzt sind. Potztausend! das ist interessant für uns! Denn wo wären wir ohne das, wir Euere Kinder? Wir wissen, wie es sich von selbst versteht, noch nichts von neuen Projecten,

doch hoffen wir zum Frühjahr nach Frankreich zu gehen. Ich brenne vor Begierde dort zu sein. Wir lieben Sie von ganzer Seele und leben in Gedanken stets mitten unter Ihnen. Wie ich mich nach der Zeit sehne, wo auch wir Theil an Euerem Familienleben nehmen können! Wir erwarten Ferdinand mit offenen Armen, und sprechen von nichts anderem, als was wir mit ihm beginnen werden. Meiner löblichen Gewohnheit zur Folge schweige ich von meiner Gesundheit, weil thatit is capital!..."

Ungeachtet der anscheinenden Sicherheit, welche in diesen Zeilen herrscht, schildern einige von Alexandrine aus jener Epoche auf eine sehr traurige Weise die Aufregung ihrer Seele. Sie beherrschte diese oft, und schöpfte wieder Muth und Vertrauen. Allein die Zeit, wo das auf Erden gesuchte Glück ihr entschwand, oder das, welches Gott allein gibt, noch nicht gefunden war, ist vielleicht diejenige, wo sie die meisten trüben Stunden hatte, die sie in einer anderen Epoche nicht mehr kannte:

„O wenn man im Grabe fühlt, daß man schläft, wenn man das Gericht Gottes erwartet, mögen große Verbrechen Euch nicht fürchten lassen, diese Ruhe gemischt mit unbestimmten Ideen, aber keine von jenen verwirrenden Ideen der Erde mehr, jenes Gefühl, seine Bestimmung erfüllt zu haben, ist vielleicht Allem vorzuziehen, was die Erde bietet; denn so kostbar dieses auch sein möge, so ist es immer mit einem gewissen Gefühl der Unruhe und der Schande (unerträgliche Beigabe!) gemischt. Ich drücke mich undeutlich aus, aber die Lösung des Räthsels ist, daß ich Durst nach Ruhe habe,

und daß ich das Alter und selbst den Tod segne, der mir diese verschafft. Wenn Euch das, was ich hier sage, traurig erscheint, denkt nicht weiter darüber nach, ich habe Kopfschmerzen; doch ich bin ungeachtet dieser Gedanken lustig."

Bei den Worten: Ich habe Durst nach Ruhe, und werde das Alter und selbst den Tod segnen, sofern er mir diese verschafft, schrieb sie Folgendes auf den Rand:

„Vor dem Alter und dem Tod gab mir der Glaube Ruhe."

Eugenie an Alexandrine.

„Boury, 13. November, Freitag Abend, in meinem Zimmer, in der Ecke, an einem köstlichen Feuer! Nur bin ich böse darüber, daß es heute ein Freitag und der 13. des Monats ist.

Mein armer Ferdinand ist bei mir, um zum letzten Mal mit mir zu plaudern; morgen reist er, und obgleich ich froh bin, ihn Euch schicken zu können, macht es mir doch großen Kummer, mich von ihm trennen zu müssen! Wir vertragen uns so gut zusammen!

Ich hatte neulich einen Streit mit Pauline. Ich habe zufällig eine Stelle aus einem Briefe an Dich gelesen, und das war die Ursache unseres Zerwürfnisses. Wir weinten zuletzt alle Beide, dann umarmten wir uns und nahmen uns vor, Dir Alles zu sagen, denn Du warst ein reizender Dritter, eine allerliebste Vertraute, der man Alles mittheilen konnte. Aber weißt

Du, was wir noch zu einander gesagt haben? Es könne sich nichts mit jener Zeit zwischen dem fünfzehnten und zwanzigsten Jahr vergleichen, und daß selbst das vollkommenste spätere Glück nicht das Glück jener Jahre erreiche, das vielleicht eben deßhalb ein so großes ist, weil man in jener Zeit nichts davon weiß. Man hat ein unbestimmtes Bedürfniß des Glückes, der Liebe, des Vergnügens, und zweifelt gar nicht daran, daß man Alles, was man sich wünscht, erhalten wird, und der Weg zu diesem Glück erscheint so schön, so frisch! In jener Zeit wird man toll von dem Geruch der Blumen, und hüpft vor Freude über einen schönen Tag! Man denkt an alles und man denkt an nichts. Das ist ein sehr großes Thema, was ich hier berühre, doch bleibt mir keine Zeit es auszuführen. Da kommt mein armer Ferdinand, um mir Adieu zu sagen; er reist morgen früh um 5 Uhr, es ist also aus. O ich bin sehr traurig! Armer Bruder! Also wieder eine Trennung?“

Der Streit, von welchem Eugenie spricht, kam daher, daß ich in der Einbildung befangen, sie habe mir bei einer kürzlichen Veranlassung nicht, wie sie es sonst zu thuen pflegte, ihr ganzes Herz geöffnet, und hatte ich mich bei Alexandrinen in einem Brief über dies vermeintlich mir zu gefügte Unrecht beklagt. Eugenie las zufällig diese Stelle, und wurde betrübt darüber, denn es passirte mir zum ersten Mal, daß ich einer von Beiden etwas sagte, was ich der Anderen verschwieg. Und Alexandrine, von mir zum Schiedsrichter erwählt in dieser Sache, gab mir Unrecht. Ihre Antwort traf mich in Paris, wo ich für einige Tage verweilte, und ich schickte

sie Eugenien, die in Boury geblieben war. Allein meine liebe Eugenie ertrug es selten, wie man schon weiß, daß ihr auf meine Kosten Recht gegeben wurde; sie war sehr ungehalten über Alexandrinens Schreiben, und schrieb mir diese süßen Zeilen als sie mir den Brief wieder zurücksandte:

Eugenie an Pauline.

„Boury, Mittwoch.

Meine liebe kleine Pauline, Du thätest sehr wohl daran, mir zu verbieten an Alexandrine zu schreiben, denn ich bin ihr ungeheuer böse. Habe keine Furcht, ich werde Dich nicht beschuldigen! Ich, Dich beschuldigen! Ich weine darüber! Und bin ich es nicht im Grunde, die an Allem schuld ist? Habe ich mich nicht bei ihr über Dich klagt? Trage ich nicht an dem ganzen abscheulichen Vorfall allein die Schuld? O es war schlecht, sehr schlecht, vergib mir, denn ich allein habe Alles verschuldet.

Nichts, o nichts, Du weißt es, wäre im Stande unsere Liebe zu einander zu schwächen, unsere Seelen sind mit einander verbunden, wie die Leiber der beiden Siamesen; eine Wunde, die der Eine hat, thut dem Anderen wehe. Wir können verschieden leben und handeln, allein es ist unmöglich, daß wir nicht immer das Gleiche für einander fühlen.

Meine kleine Pauline, vergib mir die harten Worte, die ich Dir von unserer beiderseitigen Freundin zugezogen habe. O warum konnte ich nicht bei Dir sein, um die Thränen von Deinen lieben Augen fort zu

küssen! Versprich mir, daß Du an Alexandrine schreiben wirst, und daß Du ihr sagen wirst, was ich Dir heute schrieb. Siehst Du, das Alles sollte nur dazu dienen, uns zu zeigen, wie unmöglich es ist, daß sich etwas in unserer Liebe ändern kann."

Albert an meinen Vater.

„Venedig, 17. November 1835.

Mein geliebter Vater, ich erhielt Ihren so theuern Brief am 30. October; niemals schrieb wohl ein Vater zärtlicher und köstlicher an seinen Sohn. O mein Vater, wie liebe ich Sie, und wie sehr gerührt ist Alexandrine über das, was Sie uns sagen!

Ich fürchte sehr, daß Ihnen dieser Winter in Frankreich nicht gut bekommen wird. Kommen sie sobald Sie können, sich in Italien zu erwärmen, wo sich die gute Sonne selten hinter Wolken verbirgt. Der arme Ferdinand wird eine Wolfskälte auf seiner Reise ausstehen. Das ist ein sehr großes Opfer, welches er uns bringt, ich danke es ihm sehr, und bin fast böse auf mich, daß ich es annehme. Ich werde dafür sorgen, daß er sich Bewegung macht, indem ich ihn mit Alexandrine auf die Promenade schicken werde, die gewiß sich gern dazu verstehen würde, den ganzen Winter still zu sitzen, ohne den Fuß zu rühren. Sie glaubt, daß ihr die Bewegung, die sie sich im Haus macht, genüge. Es ist wahr, daß sie sich dort wacker zu thun macht. Ich wollte, Sie könnten sie einmal so im Hause wirthschaften sehen, wie sie die Vorräthe, Reis, Lichter,

Zucker ꝛc., besorgt und jeden Tag selbst Alles herausgibt, was in der Wirthschaft gebraucht wird. Wir haben eine Köchin, die sie regiert; das ganze Hauswesen wird von ihr mit einer musterhaften Ordnung, Sparsamkeit und Regelmäßigkeit geleitet. Finden Sie das nicht hübsch von einer Person, von welcher man Alles eher als die regelrechte Führung einer Wirthschaft erwartete? Sie werden mich daran erinnern, daß die Poesie darunter leide. In den Augenblicken der Oberaufsicht in der Küche, vielleicht ein wenig, aber sobald sie wieder in den Salon eingetreten ist, finden sie in ihr wieder die elegante, reizende, entzückende Alexandrine von ehemals. Der liebe Gott hat also, wie Sie sehen, mein lieber Vater, mein häusliches Glück so gestaltet, wie es für mich paßt, denn eine Frau, die nur Hausfrau ist, hätte mich umgebracht, so wie es mich auch sehr ungeduldig gemacht hätte, wenn die Gefährtin meines Lebens zu nichts anderem gut gewesen wäre, als mir Gesellschaft zu leisten.

Wir haben hier schon sehr viele Bekanntschaften. Da man nicht von mir verlangt, daß ich die Besuche erwiedere, bin ich entzückt von dieser Höflichkeit.

Adieu, mein geliebter Vater, Alexandrine und ich umarmen Sie, und lieben Sie Beide so, daß wir es Ihnen gar nicht ausdrücken können."

Am Ende eines Briefes von mir aus derselben Zeit befinden sich diese von Eugenien an Alexandrine gerichteten Zeilen:

„Wenn ich bete, gut zu werden, sehe ich Dich sehr weit vor mir auf dem langen Wege der Vollkommen-

heit. Ich finde Deinen Charakter so bewunderungswürdig, so verehrungswürdig, so stark, so sanft, so muthig, zärtlich und treu, es dauert lange, ehe Du den Muth verlierst und Du gewinnst ihn sehr bald wieder. O Gott hat unseren Albert sehr gesegnet, und er wird sein Glück vollkommen machen; auch habe ich keine Furcht für unsere große Idee. Gott selbst wird Dich führen! Du bist sein sanftes Schäfchen, das er zu sich zurück holen wird, ohne es zu erschrecken. Ohne Deine Mutter zu betrüben, wird Dich Gott auf ebenem Weg zum Ziele führen. O meine Alexandrine! ich bete so innig für Dich!"

Albert an Pauline.

„Venedig, 28. November.

Liebe Pauline, Alexandrine hat Deinen Brief empfangen, der, weil er nicht frankirt, so lange unterwegs war. Ihr seid Beide sehr herzig, und Beide sagt ihr so hübsche Dinge, daß ich, wenn das möglich ist, Euch darum noch zehnmal mehr liebe. Sie verdient aber auch Eure Zärtlichkeit, denn es gibt nicht viele Frauen, die ihr gleichen. Man muß der Gegenstand ihrer Sorge sein, wie ich, um zu verstehen, welche Süßigkeit in dieser unermüdlichen Aufopferung und dieser lieben Zärtlichkeit liegt. Gott segne sie und vergelte es ihr!

Du machst uns sehr neugierig auf die Rede Montals, und sie gefällt mir schon, ehe ich sie kenne, weil ich weiß, daß ihr Inhalt, möge er enthusiastisch sein oder nicht, seine Quelle in dem Herzen meines theuren Freundes

hat, und aus dieser kann niemals Schlimmes kommen. * * *, sagst Du, findet sie sonderbar? Was will er damit sagen? Das ist eine jener Phrasen die nichts sagen. Es ist eine Juste milieu zwischen der Anerkennung und dem Tadel, das keinen bestimmten Gedanken representirt. Andere Personen, sagst Du, finden, daß man die Religion nicht mit der Politik vermischen dürfe. Diese guten Leute sehen aber nicht, daß es einer der Charakterzüge unserer Zeit ist, daß die Religion Alles durchdringt, und daß sie, von welcher jene Leute mit so viel Protection oder Mitleid reden, gerade die Seele von jener Politik wird, von welcher sie dieselbe entfernen wollen. Das sind mir die rechten starken Geister!"

Alexandrine an H. v. Montalembert.

„Venedig, Donnerstag 3. December 1835.

Erkennen Sie dieses Papier? Das haben Sie mir in Livorno gekauft!

Wie kommt es nur, daß ich einen Brief wie den Ihrigen, der mir so viele Freude machte, eine Woche, ja einen einzigen Tag nur unbeantwortet lassen konnte? Ich hatte Furcht vor Ihrer Antwort auf meinen Brief, und Sie schreiben mir freundlicher als je. O ich danke Ihnen! Welche Freude haben Sie mir bereitet! Lieber Freund, wenn ich von Ihrer Empfindlichkeit sprach, so meinte ich damit gewiß nicht, daß wir jemals darunter zu leiden gehabt haben, denn wir sprachen im Gegentheil oft davon, daß wenige, selbst so intime Freunde wie Sie, so brüderlich und ungenirt in ihrem Wesen seien, wie Sie

es gegen uns waren; ich meinte damit nur Ihre Strenge gegen Andere, die wir für uns selber fürchteten.

Wenn Sie wüßten, lieber Montal, wie ich mit Leib und Seele in der Wirthschaft stecke, Sie würden Mitleid haben, und zugleich herzlich lachen. Es ist keine Spur mehr von der poetischen Alexandrine geblieben, umgeben wie sie ist von Provenceröl, Reis, Kartoffeln, Lichtern, und wissend (ich bitte Sie es zu glauben) was das Alles kostet, sogar den Preis eines Eies! Unsere Wohnung würde Ihnen sehr gefallen, wir sind hier zehn Mal besser aufgehoben wie in Pisa. Unser Haus hat die beste Lage, die schönste Aussicht in Venedig! Ich beschäftige mich fast ausschließlich in der Wirthschaft, indem eine Köchin von vier und siebzig Jahren zu dirigiren habe und unser armer Julius schon seit vier Wochen krank ist. O, welch dumme Erbärmlichkeiten schreibe ich Ihnen! Verzeihung, meine Feder verführt mich wie gewöhnlich unwürdiges Zeug zu schwatzen. Die enorme Zeit, die ich mit meiner Köchin verliere, lehrt mich, daß unser Antonini in Pisa, ungeachtet der Mäßigkeit seiner Preise, uns prellte. Aber es thut nichts, die Poesie gewinnt dadurch, und das ist einige Piaster werth. Wir haben hier einen Engländer Namens Brown zum Nachbar, der uns Bücher leiht, unter Anderen den Coran, der uns sehr interessirt; dann Byron und viel über Venedig; doch er verabscheut More und räumt nicht ein, daß er auch nur einen einzigen guten Vers gemacht habe. Apropos, lieber Freund, heute als wir Marino Faliero von Byron lasen, wurde diese Lieblingsidee in mir

wieder geweckt, daß es unmöglich ist, daß am Ende aller Dinge ein einziger Schmerz zurückbleibe. Die vollkommene Güte, die Leiden bestehen läßt, wäre nur zu begreifen, wenn sie nicht auch zugleich die vollkommene Macht wäre! Und doch müssen wir an Gottes Allmacht glauben. O lassen Sie mich glauben, daß es nicht allein meine Lässigkeit im Gutesthuen ist, die mich glauben (oder vielmehr wünschen) läßt, daß es keine Hölle ohne Linderung gibt, aber daß dies zum Wenigstens zur Hälfte aus Mitleid für so viele Unglückliche ist. Antworten Sie mir hierauf wie auf meine anderen theologischen Fragen. Ach! da schreibt mir eben meine Mutter, sie hoffe im nächsten Jahr zusammen mit mir zum Abendmahl zu gehen, und beschwört mich, treu im Glauben zu bleiben! O mein Gott! Wann werde ich die Ruhe und den Frieden der Seele kennen lernen? Sie sind es, deren ich mich am wenigsten in diesem Leben erfreute!

Gottlob! Venedig scheint meinem Albert gut zu bekommen, obgleich es bisher noch zu kalt und feucht für ihn war, um ausgehen zu können. Ist Ihre Gesundheit in gutem Zustand! Antworten Sie.

Albert findet, daß das erste Blatt meines Briefes sehr nach Küche duftet. Es ist wahr, ich schäme mich dessen, Verzeihung; aber stellen Sie sich vor, daß unsere arme kleine Alte so ungeschickt ist, daß ich ihr das Kochen beibringen muß, und das ist für mich selber eine so neue Kunst, daß ich alle meine Freunde darnach frage. Im Uebrigen ließ ich mich auch durch Ihre

brüderliche Bitte verführen, Ihnen alle häuslichen Details zu geben. Bitte, verzeihen Sie mir!

Es war eine Stelle in Ihrem Briefe an Albert, worüber wir den ganzen Tag lachen mußten. Wer würde es wohl glauben, daß Sie dergleichen Dinge in den Mauern eines Klosters schreiben? Lieber Freund, Sie haben ungeachtet Ihres Ernstes einen sehr unterhaltenden Geist!

Sie werden niemals, auch mich nicht ausgenommen, einen so zärtlichen Freund wiederfinden, wie Albert. Ich habe immer etwas an Ihnen auszusetzen, in seinen Augen aber sind Sie eine Perle, und er würde von Ihnen Alles ertragen, ohne sich zu beklagen. Auf Wiedersehen; lieben Sie uns; Gott verleihe Ihnen Glück.

Ihre Schwester (nicht wahr, so wollen Sie es doch?)

Beten Sie für mich, und antworten Sie mir."

Albert[1]) in demselben Brief.

„Liebster Freund, ich bin heute nicht zum Schreiben aufgelegt, und da Alexandrine Deinen Brief vom 10. November durch ein langes Schreiben beantwortet hat, will ich es ein anderes Mal thuen. Ich will Dir nur sagen, daß ich, je älter unsere Freundschaft, je mehr ihre Süßigkeit empfinde, und ich danke mit freudigem

---

1) Dieser Brief war der letzte, welchen Albert an Herrn von Montalembert geschrieben.

Herzen dem Himmel für dieses innige Band; daß dieses sich auch um meine Gattin schlingt, ist mir von unaussprechlichem Werth. Bleibe ihr Freund [1]); Neigungen dieser Art, kann die Zeit nur kräftigen. Deine Briefe werden immer wie die eines Bruders erwartet und empfangen. Schreibe also oft, und eher an sie als an mich. Du kannst ihr sehr wohl thuen. Es gibt einen Gegenstand, den nur allein ein Freund berühren darf, ein Freund, dessen Herz und Gedanken uns so theuer sind, wie die Deinen und der mehr als jeder Andere im Stande ist mit Erfolg zu reden. Im Uebrigen können dergleichen Gespräche auch mir nur von Nutzen sein, denn ich bin von einer Lauigkeit durchdrungen, die mich in Verzweiflung bringt.

Was mich am meisten betrübt, ist, daß jene Unsicherheit, die sich meiner bemächtigt, wie ich fürchte die Frucht meiner Verweichlichung und Nachlässigkeit ist. Dieses Krankenleben, diese beständige Sorgfalt und Ueberwachung seiner geringsten Bewegungen hat für mich etwas Entnervendes. Ich habe weniger Energie denn jemals, ich, der niemals besonders energisch war. O wenn ich meinem Körper wieder Thätigkeit und Elasticität verschaffen könnte, dann würde auch meine Seele wieder kräftiger werden.

Nach diesen wenigen Zeilen erhältst Du einen Begriff davon, wie wenig ich dazu angethan bin einen

---

[1]) Alexandrine schreibt mit Recht auf den Rand: „Hat der Ausdruck ihr anstatt unser in seinem letzten Brief nicht etwas einem Abschied Gleichendes?"

wohlthätigen Einfluß auf meine engelhafte Gattin auszuüben, denn weit davon entfernt ihr ein Führer zu sein, verdanke ich es ihr vielmehr, wenn ich der Vernichtung entgehe."

Alexandrine an Pauline und Eugenie.

„Venedig, 8. December, Dienstag Abend.

Es ist Tollheit von mir, geliebte Schwestern, mich nach Mitternacht noch zum Schreiben hinzusetzen, allein ich habe eine eigenthümliche Leidenschaft in der Nacht zu schreiben; dann gehen die Briefe auch schon in zwei Stunden ab. Die Wirthschaftssorgen, die sich mit jedem Tag für mich vermehren, das Kommen und Gehen, der Zeitverlust in Alberts Zimmer, alles das (und nicht, wie Ihr vielleicht vermuthet, meine Toilette) nehmen mir den besten Theil des Morgens fort. Ach, ich bin in dieser Beziehung gegen früher sehr vernachlässigt. Ich habe nicht allein mich von Manchem losgesagt, was Ihr übertrieben fandet, sondern auch von Einigem, was Ihr für wesentlich nothwendig erachtetet. Ich verliere die Eleganz, die Lieblichkeit der Erscheinung, ich werde eine ächte Köchin, eine Haushälterin oder was Ihr wollt, und es ist schrecklich, daß ich dafür wie geschaffen bin. Ich gefalle mir im Uebrigen noch weniger als sonst. Meine Sorgen für Albert, die Ihr übertreibt, haben durchaus keinen Werth; fragt Putbus, er wird Euch sagen, was er mir schon selber gesagt hat, daß ich natürliche Neigung zu diesen Geschäften habe, daß ich das Kochen und Wirthschaften 2c. im Hause liebe; daß ich mich

langweilen würde, wenn Albert gesund wäre, daß mir dann etwas fehlen würde; daß es für mich kein größeres Vergnügen gibt, als zu mediziniren und die Krankenpflege zu besorgen. Was habt Ihr dabei zu erinnern, wenn ich selbst finde, daß er die Wahrheit spricht? Nein, ich bin nicht tugendhaft, aber ich habe vielleicht, ohne daß man es merkt, einen glücklichen Charakter; denn es ist mir eine Freude, die Wirthschaft zu besorgen, und dann liebe ich auch eben so nicht den Schatten eines Bedürfnisses zu haben, mich darum zu kümmern; ich liebe zu reisen und bleibe auch wieder gern zu Hause, ich liebe die Abentheuer und auch wieder die häusliche Ruhe; die Trägheit sagt mir zu, und doch liebe ich die Beschäftigung; ich pflege sehr gerne Kranke und finde tausend kleine Freuden in dieser Beschäftigung, aber wenn sie sich wohl befinden, finde ich das noch weit angenehmer. Meine lieben Freundinnen, Ihr seid närrisch Euch zu entschuldigen, wenn Ihr von Euch selber redet. Ihr seht ja, daß ich einen ganzen langen Brief nur von mir selber schreibe; ich müßte Euch also auch deßhalb um Verzeihung bitten?

O meine Schwestern, wie glücklich seid Ihr doch, daß Ihr über die Religion ruhig sein dürft! Wann werde ich dies von mir sagen können? Meine arme Mutter schreibt mir so rührende Briefe. O möge Gott mich nicht verlassen, und Albert die Gesundheit wiedergeben! Meine Mutter, die das Glück meines Lebens machte, meine Mutter, der ich es verdanke, einen Katholiken geheirathet zu haben, die für mich Alles that, was eine Mutter nur zu thun vermag, o ich kann ihr

nicht das Herz brechen! Wenn ich jedoch freie Herrin meiner Handlungen wäre, würde ich prüfen, studiren ... dann würde ich Alles thuen, um katholisch zu werden [1]). Es ist nur der Papst, der mich noch stört ... ich glaube mit allem Anderen wäre ich fast einverstanden! ... Danke, meine kleine Eugenie, für die köstlichen Worte, die Du mir über diesen Gegenstand sagtest.

Ich hoffe mit Gottes Hilfe Euch Alle wiederzusehen. Wenn Ihr wüßtet wie ich Euch liebe!"

Alexandrine an Pauline und Eugenie.

An demselben Tag.

„Liebe Schwestern, hättet Ihr uns doch mit Ferdinand zusammen besuchen können! Wir würden ein so angenehmes Leben zusammen führen. Wir wollten es mit Nichtsthun hinbringen. Hierin liegt freilich nicht der Reiz, sondern in unseren süßen, lustigen, vertraulichen Plaudereien. Es ist reizend, und dieser liebe Ferdinand ist so heiter! Er sieht gar nicht aus, als ob er böse darüber wäre, mit uns zusammen eingesperrt zu sein."

Albert an meine Mutter.

„Venedig, 23. December 1835.

Meine arme angebetete Mutter, wie sehne ich mich danach, Sie an mein Herz zu drücken! Wie lange

1) Alexandrine schreibt auf den Rand: „Gott war sehr geduldig mit mir!"

dauert es noch, bis der Frühling kommt! Der gute Ferdinand hat meine Smania, Sie wieder zu sehen, noch vermehrt. Seine Ankunft war eine unendliche Freude für uns. Er kam frisch von Euch, und war noch ganz voll von Euch, sein Mund war noch warm von Euren Küssen, ich glaubte Euch wieder zu sehen, als ich ihn in meine Arme schloß. Und dann kennen Sie ja meine Schwäche für ihn, geliebte Mutter, er ist der Gefährte meiner Kindheit, der Herzensbruder, der alle meine kleinen Freuden und Leiden mit mir theilte. Wir wuchsen zusammen auf, das thut sehr viel. Ich finde ihn sehr in die Höhe geschossen und hübsch geworden und meiner Eigenliebe für ihn wird bei jeder neuen Vorstellung von Neuem geschmeichelt. Und Sie wissen, wie auch Alexandrine ihn liebt. Erstens war er der große Protector unserer Liebe, es ist daher kein Wunder, daß Jeder von uns eifersüchtig ist, ihm seine Erkenntlichkeit zu beweisen; in derartigen Dingen sind alle freundlichen und feindlichen Parteien, und ganz besonders diese letzteren dem Gedächtniß sehr lebhaft eingeprägt. Ich hoffe also, daß wir unseren Winter sehr gemüthlich mit einander verleben, denn ein Jeder wird es an Liebensbeweisen dem Anderen zuvorthuen wollen, und so wird uns der Frühling überraschen, wo ich Euch alle wiedersehen und in die Arme schließen werde. Alles was Ferdinand mir von Boury erzählte, hat mich entzückt. Wir werden nicht müde ihm zuzuhören, wenn er uns das Schloß und seine Umgebung beschreibt. Welch schönen Sommer werden wir dort verleben! Ich liebe so sehr das Schloßleben und Alex-

andrine ist ganz darin vernarrt! Wir machen alle möglichen Pläne, um unser Zimmer so herrlich wie möglich einzurichten. Weil wir doch nun einmal ein home haben werden, so soll es auch das allerschönste und comfortabelste werden, und da das unserige besonders nur aus zwei Zimmern bestehen wird, so ist es ein Leichtes, es ganz unseren Wünschen gemäß herzustellen. Wenn unsere geringen Mittel es uns erlauben, so werden wir alles neu und prächtig tapezieren lassen. Che ne dite? Und wenn auch der ganze Luxus nur aus schönen Vorhängen bestehen sollte, wäre das nicht schon elegant genug?

Alexandrine und Ferdinand treiben mich wie wahre Apotheker zur Eile an, damit die Briefe zur Post befördert werden, und ich habe Euch doch noch nichts als Dummheiten gesagt; dieser Brief zählt jedoch nicht mit; ich wollte Euch nur ein Wort sagen, um Euch auch meinerseits zu umarmen. Gebt uns jeden Posttag Nachrichten. Adieu, geliebte Mutter. Alexandrine liebt Sie wie eine Tochter, lieben Sie sie auch wie eine Mutter. Küssen Sie den theuren Vater, die Schwestern, Brüder, Schwäger und Schwägerinnen.

Ihr Albert."

Albert an Pauline.

„Venedig, 29. December 1835.

Meine geliebte Schwester, ich antworte auf Deinen werthen Brief vom 7. December. Dank, daß

Du an mich schriebst, Deine Zeilen verursachen mir jedes Mal eine unerhörte Freude . . . .

. . . .

Du mußt Constantinopel sehen, meine Liebe. Es ist schöner als Alles, was Du kennst. Meine Liebe für den Orient ist noch lange nicht erschöpft und denken wir ernstlich daran, einen Theil des nächsten Winters dort zu verleben. Jerusalem ist meine fixe Idee. Es kann nichts Interessanteres geben, als den Spuren unseres Erlösers zu folgen, das Evangelium in der Hand! Ich halte dafür, daß ein jeder Christ ein Mal in seinem Leben seinen Glauben am Quell stählen müßte. Wenn ich diese Orte sähe, ist es mir als müsse sich der meine, der so lau geworden, für ewig neu beleben. Denn, wo gäbe es wohl ein Interesse, das dem zu vergleichen wäre, was wir in dem finden, was mit unserer Religion in Beziehung steht? Wie kalt und trocken erscheint jedes andere Interesse im Vergleich zu diesem! Das kommt daher, weil die Quelle dieses Interesses eine göttliche, und als solche unerschöpflich, unversiegbar ist!

Constantinopel hat einen eigenthümlichen Eindruck auf mich gemacht. Es hat den Anschein, als sei es nur ein Durchgangsort; Alles wie in einem Lager, hübsch, lachend, doch deutete nichts auf die Gegenwart eines Volkes hin, das sich auf lange Zeit dort festgesetzt, das eine Zukunft vor sich fühlt und an der Verbesserung seiner Lage und der seiner Kinder arbeitet. Nein, Jeder sieht aus, als habe er ein Zelt aufgeschlagen, um dort im Angesicht einer schönen Aussicht eine

Zeit lang zu kampiren. Ist es natürliche Sorglosigkeit bei ihnen? Oder stehen sie unter einem unvermeidlichen Einfluß, einer Art Schicksalsbestimmung, die ihnen die Oeffnung des schwarzen Meeres, bereit die russische Flotte auf sie auszuspeien, die sie verschlingen soll, verbirgt? So nahte sich Mahomet II. im Jahr 1453 den Mauern Constantinopels, während Priester und Gelehrte sorglos an nichts weiter dachten als an ihre tollen religiösen Streitfragen. Wenn ein Volk auf der letzten Stufe seines Verfalles angelangt ist, so liegt diese Betäubung vielleicht in der Absicht der Vorsehung, um seine letzten Augenblicke weniger schmerzlich zu machen ....

Ich nehme diesen Brief wieder auf, nachdem ich ihn vor zwei Tagen abgebrochen. Unser lieber Putbus ist angekommen, und brachte Alexandrinen und mir eine Menge hübscher Sachen mit; was er uns jedoch nicht mit brachte, und was wir zu empfangen hofften, das sind Eure Briefe.

Wir haben eben einen jener schönen Tage, welche die schlechten in Italien vergessen machen. Venedig strahlt in Schönheit, Alles hat einen festlichen Anstrich, diese Paläste, dieses Wasser, diese Gondeln und die Atmosphäre, wie rein! Liebe Freundin, betest Du nicht Venedig an? Was mich betrifft, so ziehe ich, Rom ausgenommen, es allen anderen Städten in Italien vor, und es hat vor Rom den Vorzug, daß man hier allein leben kann, ganz in der Stille, ohne von Fremden überlaufen zu werden.

Du kannst Dir keine Vorstellung machen,

wie die Schönheit und Anmuth meiner Alexandrine von Tag zu Tag zunimmt; sie ist die einzige Frau, die mich glücklich machen konnte. Diese Natürlichkeit, diese Zärtlichkeit, die Du an ihr kennst, diese Gleichheit des Humors, Alles ist reizend. Nichts kann sich meinem Glück vergleichen! Du weißt, daß ich ein halber Wilder bin, welche Pest wäre es für mich gewesen, eine Frau zu haben, die nicht ihre Häuslichkeit allem Anderen vorzieht! O meine Liebe, wie anders gestaltet sich das Dasein, man lebt doppelt, wenn das ganze Interesse sich in demselben Kreis der Neigungen, des Geschmackes, der Art zu sehen und zu fühlen, concentrirt! Alle ihre Gefühle sind so wahr! Sie, nicht die geringste Affectation! Und ich weiß nicht, ob mein Zustand ihre Anhänglichkeit noch erhöht, aber ich kann Dir sagen, daß Nichts mit der Süßigkeit unseres Umganges den Vergleich aushält. Die Eigenthümlichkeit unserer Lebensweise erhöht vielleicht noch ihren Reiz. Diese Verbindung zwischen Bruder und Schwester, von einem Hauch zärtlicher Liebe umweht, hat etwas so Trautes, so Liebliches! Es ist die schönste Zeit meines Lebens; es ist mehr als Bruder und Schwester, etwas Anderes als Weib und Mann. Wenn ich besser wäre, weniger weltlich, weniger verliebt, so könnte sich unsere Lebensweise mit der der Engel vergleichen, mit einer Verbindung zwischen einer männlichen und einer weiblichen Seele, die nur von Liebe, doch von reiner Liebe lebt! Ihr fehlt hierzu nichts; ich aber möchte dazu ruhiger sein, ich möchte Herr meiner Empfindungen sein, mein Herz beherrschen, das in der Liebe Alles liebt....

Dieser Brief soll, scheint es, nie zu Ende kommen, ich werde nun schon zum dritten Mal unterbrochen. Ich beendige, was ich Dir erzähle, auf dem anderen Blatt, indem ich Dir sage, daß nur die Heirathen aus Neigung begriffen werden können.

Nur diese sind nach meiner Ansicht glücklich, die sich geprüft haben und wissen, daß ein wesentliches Band sie an einander knüpft, die sicher sind, daß sie nur des Geistes und der Seele bedürfen. Ich gestehe, daß ich die größte Bewunderung für Diejenigen hege, welche den Muth haben, sich aus Berechnung zu vermählen. Es gehört dazu mehr Muth, als sich einer Pulvermine gegenüber zu befinden. Ich hätte ihn niemals gehabt, und hätte mich gewiß in meinem ganzen Leben nicht verheirathet, wenn ich meiner Alexandrine nicht begegnet wäre, in dieser zauberhaften Atmosphäre, welche sie in Rom umgab, wenn ich mich nicht durch jenes fast klösterliche Leben, das sie führte, angezogen gefühlt hätte. Ich finde, daß das bloße Wort Heirath schon Furcht macht.

Adieu, geliebte Freundin, küsse meinen lieben Bruder, meine theure Mutter, unsere Eugenie, die Gott segnen möge, Olgette und Charlot; umarme auch Emma und ihren lieben Alfred.

Dein Bruder A."

Albert an die Fürstin Lapoukhyn.

„Venedig, den 1. Januar 1836.

Geliebte Mutter, lassen Sie mich das neue Jahr damit beginnen, Ihnen von meiner Alexandrine und

allem Glück zu sprechen, was sie mir gewährt; je weiter wir fortschreiten, um so mehr Tiefe und Festigkeit gewinnt dieses Glück. Sie, die Sie wußten, welch' ein Engel Ihre Tochter ist, welche Dankbarkeit schulde ich Ihnen nicht, daß Sie das Vertrauen in mich setzten, daß ich sie glücklich machen werde! Gott gebe, daß ich dieses niemals täusche. Doch wenn ich Alexandrinen genüge, so verdanke ich dies nur ihrem liebenswürdigen Charakter, nicht mir. Sie ist die einzige Frau, die nicht allein mich glücklich machen konnte, sondern auch die Einzige, die ich, glaube ich, glücklich machen konnte. Sie hat eine Charaktergleichheit, die außerordentlich wohlthuend auf mich wirkt. Ich glaube, eine launische Frau hätte mich toll gemacht. Ihr allergrößester Reiz ist jedoch ihre Natürlichkeit; ich bemerke niemals auch nur die geringste Affectation an ihr. Wenn Sie sehen könnten, mit welcher Fröhlichkeit und Beharrlichkeit sie sich allen den kleinen häuslichen Sorgen widmet! Wo hat das elegante Fräulein von Alopeus sich derartige Talente angeeignet? Wo hat sie es gelernt, sich in der Küche wie eine wirkliche Haushälterin zu geberden, ohne etwas von der Eleganz und dem Reiz zu verlieren, der — Allen die Köpfe verdreht? Aber das ist noch nichts, denn sie ist in Allem bewunderungswürdig. Alle diese Eigenschaften wären vielleicht in einer anderen Heirath weniger hervorgetreten; aber eine exceptionelle Vereinigung wie die unserige, weit davon entfernt durch die Monotonie und Gewohnheit loser zu werden, muß im Gegentheil von Tag zu Tag fester werden, und ich fühle in meinem Glück eine un-

endliche Zukunft. Die Gewohnheit! Ich habe stets die Gewohnheit gefürchtet; ich habe mich so oft begeistert und wurde so oft enttäuscht, daß, ich gestehe es Ihnen, daß ich einige Tage vor der Hochzeit von einer Unruhe ergriffen wurde, die Ihnen, für das zukünftige Glück Ihrer Tochter Besorgniß eingeflößt haben würde. Ich hätte fliehen mögen. Gottlob, ich habe es nicht gethan; aber je länger ich lebe, je mehr begreife ich die Unruhe, die mich damals erfüllte, je mehr finde ich, daß ein großer Muth dazu gehört, sich zu verheirathen, wie es so viele Andere machen. Was mich betrifft, so zittere ich, wenn ich alles Anbetungswürdige an Alexandrine beobachte, bei dem Gedanken, wie leicht sie hätte für mich verloren sein können, und dann liebe ich Sie, wie nie, Sie meine Mutter, der ich so viel verdanke! Und dieser gute Graf Putbus, dem ich auch zu so großem Dank verpflichtet bin! Welch vortrefflichen Charakter hat dieser so einfache, so natürliche, so bescheidene Mann! Aber stellen Sie sich vor, daß ich es niemals wage, ihm von meiner Anhänglichkeit und unveränderlichen Dankbarkeit zu sprechen, aus Furcht ihn in Verlegenheit zu setzen, aus Furcht er möchte Alles nur für Phrase halten; deßhalb schweige ich lieber, denn ich hoffe, daß er auch ohnedies von meiner Anhänglichkeit überzeugt ist. Dieser liebenswürdige Mann ist seit fünf Tagen bei uns und gedenkt den Winter hier zu bleiben. Mein guter Ferdinand ist gleichfalls hier. Er hat die Vergnügungen von Paris im Stich gelassen, um uns Gesellschaft zu leisten, und ich versichere Sie, daß unser Leben ein sehr

heiteres sein wird. O, daß auch Sie hier wären, gute Mutter, dann würde unser Glück vollkommen sein! Sie werden im nächsten Sommer nach Paris kommen, wie werde ich mich freuen, Sie dort zu sehen! ... Alexandrine hat gestern mit Putbus einen Auszug ihrer Ersparnisse gemacht, und waren Beide entzückt sie so reich zu finden. Das kommt uns für unsere Reise nach Paris zu Statten, wo ich wünsche, daß sie recht elegant erscheinen möge; sie ist dies freilich immer, wenn sie auch noch so einfach angezogen ist. Das hat sie von Ihnen, liebste Mutter. Ich bin nie Menschen begegnet, denen eine so angeborene Eleganz innewohnte wie Ihnen beiden; das war es, was mich in Rom so schnell gefangen nahm, — das und jener geheimnißvolle Reiz, welcher von Ihnen ausging, und welcher sich Ihrem Salon und Ihrer ganzen Umgebung mittheilte.

Aber wie habe ich Sie gelangweilt, durch mein Geschwätz! Ich schließe, denn Sie werden finden, daß es Zeit ist; aber ich hatte eine solche Lust mit Ihnen zu plaudern! und mehr noch, als ich es gethan, denn ich plaudere lieber im Briefe als im wirklichen Leben, weil ich dann von einer für einen Mann lächerlichen Schüchternheit gestört werde, die besonders Ihnen gegenüber abgeschmackt ist, die Sie stets so zärtlich und gut gegen mich waren. Doch das soll mich nicht abhalten Ihnen zu sagen, daß ich Sie über Alles liebe und Sie bitte, auch mir Ihre Zuneigung zu bewahren.

Adieu, meine Mutter, genehmigen Sie, so wie auch

der gute Fürst und die liebe Catiche alle Wünsche für Ihr Glück, die ich zum Jahresanfang für Sie hege.

Ihr ergebener und respektvoller Sohn
A. F."

Dieser Brief Alberts, datirt von dem ersten Tage des Jahres, dessen Ende er nicht erleben sollte, war der letzte, den er an seine Schwiegermutter schrieb. Scheint er nicht (so wie auch der vorhergehende) ein Abschied vom Glücke zu sein, ein Akt zärtlicher Dankbarkeit für alles Gute, was ihm in diesem Leben zu Theil geworden ist, für Alles, was er sobald verlassen mußte?

Der 17. Januar, welcher später für uns Alle ein schmerzlicher Tag sein sollte [1]), war auch für Albert und Alexandrine im Jahre 1836 in trauriger Weise bedeutungsvoll. Sie machten an jenem Tage einen Spaziergang auf dem Lido, wo sie zum letzten Mal in diesem Leben einige jener Augenblicke der Freude zusammen genossen, die niemals wiederkehren sollten, und welche bis zu dieser Epoche ihr so großes, aber so oft getrübtes Glück wie Blitze aus einer besseren Welt durchzuckt hatten.

Albert schien an diesem Tage wohler als gewöhnlich zu sein.

„Als wir auf dem Lido angekommen waren," erzählt Alexandrine, „sagte ich, mein armer Albert sähe aus wie ein Vogel, der aus dem Käfig entwischt sei, und

1) Es war der Todestag meines Vaters im Jahr 1842.

ich selbst fand es so hübsch, mich mit ihm im Freien zu befinden! Es war so schönes Wetter und diese Insel war so lachend, wenn gleich mit Gräbern bedeckt! O das war meine letzte goldene Promenade auf Erden! Ich habe seitdem andere gemacht, wo ich dasselbe „rosige und goldene" Gefühl hatte, doch es galt alsdann einer anderen Welt!

Ich kam mit Albert allein in der Gondel zurück, obgleich er fürchtete, Putbus möge darunter leiden, der mit Ferdinand in einer anderen Gondel fuhr; ich aber ließ mich dadurch nicht irre machen, denn mir wäre jede ohne Albert verlebte Stunde als zu lang erschienen. Diese Stunde war eine köstliche, wir waren allein auf diesem entzückenden Meere, in einem Buche blätternd, das uns Putbus geliehen; wir wandten alle schöne Stellen auf unsere Liebe an, und unter anderen diese, die uns entzückte:

Heißt es nicht leiden nur in dem kurzen Erdenleben zu lieben? Fühlst Du nicht das Bedürfniß ewiger Liebe? Ach Einer von uns sollte bald diese Liebe kennen lernen! Nur eine Unruhe trübte das Glück dieser Stunde. Albert hatte durch das Gehen auf dem feuchten Sande des Lido nasse Füße bekommen; das beunruhigte mich; ich hätte sie mit meinen Händen trocknen mögen!"

Alexandrine beunruhigte sich nicht umsonst. Am folgenden Tag fühlte sich Albert weniger wohl, und nach und nach stellten sich alle Symtome seiner verhängnißvollen Krankheit wieder ein. Das Ende des Januar und der ganze Februar brachte keine Besserung,

dennoch wurde Alexandrine noch durch keine Krisis auf die Gefahr vorbereitet, welche im Anzug war, und in dieser ganzen traurigen Zeit verließ sie nicht die Hoffnung. Ich will jetzt nicht diese peinliche Erzählung unterbrechen, dennoch sind die folgenden Stellen aus beiden Briefen und einige Auszüge der Schreiben Alexandrinens nothwendig, um einen Begriff von dem Zustande ihrer Seele während der Tage zu geben, welche der großen und furchtbaren Prüfung ihres Lebens vorangingen.

Albert (sein letzter Brief an meinen Vater.)

„Venedig, 31. Januar 1836.

... Ich war nahe daran eine Entzündung zu bekommen, und hätte man mich nicht bei Zeiten davor geschützt, so würde sich eine Kopf- oder Hirnentzündung entwickelt haben. Aber Gott sei Dank, die Gefahr wurde bis auf Weiteres abgewendet. Fiat voluntas Dei! Aber es wäre nicht sehr lustig, mit vier und zwanzig Jahren, und wenn man Alles besitzt, um auf Erden glücklich zu sein! Verzeihung meiner Klagen, aber die Krankheit macht alt. Ich fühle, daß ich den Muth und die Geduld verliere; nur mein sanfter Engel Alexandrine richtet mich wieder ein wenig auf, und ich schäme mich meiner Muthlosigkeit. Liebt sie von ganzer Seele, kein Weib ist mit ihr zu vergleichen."

Wenige Tage später schrieb Alexandrine in ihr verschlossenes Buch:

„Venedig, in der Nacht vom 12—13. Februar 1836.

... Mein Gott, du hast mir großes Glück in diesem Leben geschenkt, aber du verweigertest mir die Ruhe ... Mein Gott, laß mich nicht murren. Dein Wille geschehe. Amen. Ich hoffe überzeugt zu sein, daß Alles, was du thust, gut ist. Aber, angebeteter Vater, ich bitte dich (denn du hast uns erlaubt zu bitten) im Namen deines Sohnes, unseres Herrn Jesus Christus, welchem du versprochen hast, nichts zu verweigern, ich bitte dich zu leben, zu sterben und wieder aufzuerstehen mit meinem Albert. Ich liebe ihn, mein Gott, ich liebe ihn in dir, weil er dich liebt, o mein Gott! O behalte uns immer zusammen in deiner Liebe, trenne uns nie! O liebe gute Heiligen! bittet für uns! O Jesus, höre mich! Laß meine Stimme wie die der armen Frauen, wie die des Hauptmanns und so vieler Anderer zu dir dringen! Mein Gott, wie Einer von Denen, sage ich zu dir:

„Ich glaube Herr!“ befreie mich von meinem Unglauben, o würdige du selbst mich der Aufklärung! Erleuchte mit deiner Wahrheit mein Herz! Aber erlaube, sanfter Jesus, du, der du Mitleid mit deiner Mutter hattest, das Herz der meinigen zu schonen!

Meine Seele war recht traurig, recht unruhig gestern. Die Sonne war schön, das Meer so schön und so ruhig! Ein solcher Anblick hat oft den Glauben an ein ewiges Glück in meiner Seele erweckt. Doch gestern fühlte ich nichts als den Schmerz und die Gefahr, die allem Süßen und Glücklichen zur Seite stehen! Ich dachte, daß die Sonne, die so herrlich ist, oft die Ursache vieler Leiden

wird und den Tod Vieler herbeiführt. Und das Meer, so ruhig, glatt und blau es auch erscheinen mag, bringt doch so Vielen den Tod. Die Gefahr und der Schmerz umgeben uns. Unser Leben, das Leben aller Jener, die wir lieben, hängt an einem Faden, und dieser Faden reißt nicht ohne furchtbare Schmerzen!

O ist man nicht zuweilen versucht, sich zu sagen: Es ist wahr! Gott, dieses unendliche, unbegreifliche Wesen ist allmächtig und hat das Recht, Wesen mit verschiedenen Bestimmungen, einige für den Schmerz, die anderen für das Glück zu erschaffen. Was können wir? wir dürfen nicht einmal murren, denn es wäre abgeschmackt. Wir sind sicher, in den Augen Gottes, weniger als der Thon, aus dem der Töpfer verschiedene Gefäße bildet, oder das Wachs, aus dem der Bildhauer Kunstwerke schafft. Ich bin vor Gott weniger als das Stäubchen, das vor mir herfliegt. Muß ich ihm nicht ganz eben so gleichgültig sein? . . .

Solche Gedanken hatte ich gestern, als ich am Fenster jener herrlichen Aussicht gegenübersaß, aber dann (wahrscheinlich flüsterten sie mir Engel zu, die Mitleid mit mir hatten) kamen mir plötzlich die tröstlichen Worte in den Sinn: „daß der Herr ein jedes Haar auf unserem Haupte gezählt hat.“ O ich fühle, daß ich zu meinem Besten geprüpft werde! Ich denke dann an Gott, und werde, so hoffe ich, besser. Und dann fand ich auch noch Trost in den Worten: „Glücklich sind die weinen, denn sie werden getröstet werden.“

Alexandrine an Pauline.

„23. Februar, Donnerstag Abend.

Geliebte Pauline, findet Ihr es nicht sonderbar, daß ich Euch nun schon seit einigen Wochen nicht geschrieben habe? Aber es wäre das eine Marter für mich gewesen, und es ist ein sehr gutes Zeichen, daß ich es heute vermag. Gottlob! Gestern ist Albert zum ersten Mal wieder aufgestanden! Und doch sterbe ich vor Furcht, daß diese heftige Krisis seiner armen Brust geschadet hat.

O Pauline! Wie haben sich die Rosen, die ich in der Zukunft sah, in Dornen verwandelt! Alle meine Blumen sind verwelkt und hängen die Köpfe. Wird sie der Thau eines schönen Tages jemals wieder emporrichten?

Ich war überrascht über diese Worte Eugeniens, doch war meine Ueberraschung apathisch. Und vielleicht bin ich in meiner jetzigen Lage nicht betrübt, sie sagen zu hören. „Warum würde ich Lust haben, nichts so süß zu finden als den Tod?“ O glücklich, ja glücklich die, welche den Furchtbaren lieben können, und deren Glauben so lebendig ist, ihn für ein großes Gut zu erachten. Alle Wonnen der Erde könnten Eugenien nicht so viel Glück gewähren als er, den sie Allem vorzieht!“

Alexandrine an Pauline.

„Dienstag Abend, 1. März.

Meine Pauline, es geht besser, noch ein Mal besser mit ihm, ich wage es zu hoffen. O ich danke Gott,

aber ich bin noch sehr erschrocken. O arme Menschen-seele! Ich hoffe fern von der Kühnheit zu sein, zu denken, Gott hätte die Schmerzen nicht zu erschaffen brauchen; aber ich gestehe, daß ich öfter die Frage an mich gerichtet habe, in wiefern es nützlich sein könne, daß die Seele so davon zerrissen wird; warum Gott, der doch allmächtig und die Liebe ist, so grausame Herzensängste mit ansehen und sie bestehen lassen kann. Aber während ich dies schreibe, denke ich, daß wenn solche Fragen in meinem Geiste auftauchen, sie sehr abgeschmackt sind; denn ich erkenne es nun selber an, wie zuträglich das Leid für meine Seele ist, welche dadurch von der Erde abgezogen wird, die sie so sehr liebt, und mehr zum Gebet zu Gott angehalten wird, den sie vernachlässigt im Glück.

O wir sind schlechte, undankbare Wesen, daß wir uns nur dann zu Gott wenden, wenn wir fühlen, daß wir seiner Hilfe bedürfen, und ihn vergessen, wenn er uns mit seiner Güte überhäuft! Ich zähle auf Eure Gebete, meine Schwestern, und beklage Euch und Eure Eltern wegen der Angst, die Ihr noch erleidet, während wir schon beruhigt sind. Aber, o Geliebte, auch ich möchte beklagt und getröstet sein, ich möchte in die Arme Derer flüchten, die ich liebe, und dort in heißen Thränen und in lauten Klagen meinem Herzen Luft machen! Ferdinand und Putbus, obgleich Beide so gut, können mir nicht genügen. Ich möchte an der Brust meiner Mutter, an der Euerigen liegen, meine Schwestern! Ich bin einsam, schweigend sitze ich in dem Zimmer meines Albert, welcher schläft, und schreibe

an Euch. Ich möchte' Jemand, der, wie ich wacht, um mich haben, Ihr werdet das begreifen. Ferdinand ist auch in diesem Augenblick allein, und schreibt wie ich, in einem entfernten Salon. Ich wollte, er wäre bei mir; doch er macht ein wenig mehr Lärm, als ich in der Nähe unseres lieben Kranken, und es ist besser, wenn es recht ruhig ist. Aber ich verabscheue die Einsamkeit! Wißt Ihr, daß, als ich während dieses grausamen Monates mit Ferdinand zusammen bei unserem lieben Freund wachte, wir zuweilen gelacht haben? Es waren dies freilich nur vorübergehende Blitze des Frohsinnes; aber meine arme Seele bedarf der Gesellschaft und des Austausches der Gedanken und Gefühle. Doch ist es gleichgültig, ob ich leide, wenn er nur besser wird, und er ist es. Gott wird mir erlauben, es zu glauben."

Alexandrine (Tagebuch und Notizen).

... Am 3. oder 4. sah er mich weinen, er rief mich zu sich und sagte mir leise Worte, von denen ich nur diese verstanden: „Nun, liebe Freundin, wenn Gott mich zu sich rufen will!" Später, ich weiß nicht, was ich sagte oder sagen wollte, aber das Wort verdrehte sich auf meinen Lippen, und ich sagte: „Ich würde den guten Gott trinken." Ich lachte dann über meinen Irrthum; er aber mit einer sehr ernsten Sanftmuth und einem Blick, welchen ich nie vergessen werde, sagte: „Wann? wann wirst Du Gott trinken?" Ich war bestürzt.

Samstag, 5. März. — O mein Gott! Dieser hef-

tige Schmerz, das Stechen hat sich wieder bei ihm eingestellt! . . . Um drei Uhr hat er sich von Neuem zu Bett gelegt. O mein Gott! wie elend ist das Leben! und man umgibt dieses Elend mit Luxus und mit Festen!

Das sind Worte (der Enttäuschung), die diesen Abschnitt meines Lebens beendigen; denn von diesem Augenblick an beginnt für mich ein neues Dasein . . . Mitten im Grauen des Todes wird mir die Sonne aufgehen!

Ich fand erst am 28. März den Muth, mein Tagebuch wieder zu öffnen; es hat sich Folgendes zugetragen:

Der scharfe Schmerz in der Brust wurde immer grausamer; (am 5.) furchtbarer! . . . O mein Gott! wenn er in diesem Augenblick gestorben wäre, was wäre aus mir geworden, wild und unwissend wie ich war? Und wie leicht hätte es geschehen können!

Sonntag, 6. März. — In dieser Nacht schlief Albert, doch als er erwachte, erstickte er fast, der Schmerz hatte sich von der Schulter nach seiner Brust gezogen. Er sagte mir, er habe ein Gefühl gehabt, als sollte er ersticken. Um halb sechs Uhr weckte ich Ferdinand und sagte ihm Alles, er ging fort um Brera zu holen.

Ich bewachte mit Herzensangst meinen Albert, die Zurückkunft Ferdinands erwartend. Er kommt. Seine Lippen sind bleich, nur mühsam bringt er die Worte hervor: „Laß einen Beichtvater holen . . .“ Sind wir schon so weit, also wirklich schon so weit? rief ich;

und setzte beinahe in demselben Augenblick hinzu: „Jetzt werde ich katholisch." Und als ich diese Worte ausgesprochen hatte, kehrte mir die Fassung wieder; ich war ruhig, beinahe glücklich. Ich frug mit einer Art Ungeduld, was das für eine schreckliche Krankheit sei. „Lungenschwindsucht" antwortete mir Ferdinand. Ich verlor nun alle Hoffnung.

Dies geschah Alles ganz in der Nähe Alberts, in dem Zimmer Cleophiles. Wir mußten zu ihm zurückkehren.

Ferdinand öffnete die Laden. Ich sah den Morgen, die, wie gewöhnlich, von der Sonne vergoldeten Paläste, aber ich verstand nichts mehr. Ich sah wie die Sonne Alberts Gesicht beleuchtete, das so bleich war, und es kam über mich eine Art Betäubung, doch nur innerlich, denn ich hatte mich längst daran gewöhnt, meine Herzensangst zu verbergen. Und als dieser liebe Albert den neu aufgegangenen Tag betrachtete, dessen Wichtigkeit er nicht kannte, sagte er sanft: „Ach ich wollte, sie wären Alle hier, ich habe Angst sie nicht mehr zu sehen!" Dann: „O Frankreich, Frankreich! wäre ich dort!"

Ferdinand sagte ihm, daß die Nonnen der Heimsuchung von Venedig ihm eine Reliquie des Heiligen Franziscus von Sales zur Verehrung sendeten; das war wahr. Albert hatte einen Brief von seiner Tante, der Priorin des Klosters der Heimsuchung in Nantes für die Nonnen desselben Ordens in Venedig; er konnte ihn nicht selber überreichen. Ferdinand hatte es übernommen, und kehrte nun mit jener Reliquie

und dem Pater Catullo (Beichtvater der Nonnen), der sie überbrachte, zurück.

Als Albert den vortrefflichen Pater Catullo gewahrte, war er sehr froh; auf der Stelle (und von selber) begehrte er zu beichten. Dann wendete er sich mit einem so lieben Ausdruck zu mir und bat mich, das Zimmer zu verlassen. Ich empfahl dem Pater die größte Vorsicht und Sorgfalt, ehe ich mich entfernte. Dann blieb ich in der Nähe der Thüre, und gab mir alle Mühe zu hören, was gesprochen wurde, ohne zu wissen, daß ich etwas Unrechtes that.

Der gute Pater Catullo blieb lange bei uns. Er sagte mir mit gerührter Miene, daß „Albert ein sehr guter Christ sei.“ Es hat ihm sehr wohl gethan, und auch mir, denn ungeachtet der Schrecken dieses Tages war ein Samenkorn der Freude, die ich vorempfand, in dem unwiderruflichen Entschluß, den ich gefaßt hatte.

Eine kurze Zeit nachdem Ferdinand jene furchtbaren Worte ausgesprochen, öffnete ich, von einem Gefühl des Aberglaubens geleitet, jenes kleine Textbuch, von dem ich schon gesprochen, und ich fand in demselben für den 6. März die Worte: „Er hat nicht verachtet, noch verschmähet den Kummer der Betrübten.“

An demselben Tag um vier Uhr reiste Ferdinand ab, um seinen Vater, seine Mutter und Eugenien zu holen und hierher zu führen.

Nach der Abreise Ferdinands, die mich erschreckt hatte, kam eine Ruhe über mich, die mich in Erstaunen setzte. Es ist wahr, daß es mit Albert fast plötzlich

etwas besser ging. Seit jenem Tage mochte ich keine Romane mehr lesen; ich las nicht einmal den zu Ende, den wir mit einander zu lesen begonnen hatten. Um mich zu zerstreuen, nahm ich die Bibel oder sonst ein frommes Buch in die Hand. Albert wollte, daß ich an diesem Tag bei ihm essen sollte. O, welch ein Mittagsmahl war das! Der Abend war indessen ruhiger, als ich es gehofft hatte. Ich sagte zu Albert, daß die Medicin, welche ihm Brera verschrieben, ihm gut gethan habe. „Nein," sagte er mit einem köstlichen Lächeln, und die Reliquie Franz von Sales küssend, „das ist es, was mir gut gethan hat."

Alexandrine an Pauline.

„Venedig, 7. März. 1836.

Er lebt! . . . Pauline, o mein Gott! meine Mutter! meine Schwestern! ihr Alle! er lebt! und es ist sogar wieder Hoffnung da, sogar vielleicht viel, wenn ich es zu glauben wagen darf; aber ich wurde so oft von der Hoffnung zur Furcht zurückgestoßen! Ich denke, wenn Ihr diese Zeilen erhaltet, wird Ferdinand schon bei Euch sein. Gott, welchen Schrecken wird er Euch verursachen! Oder, wenn sich seine Ankunft durch irgend ein Hinderniß verzögert hätte, welchen Schrecken wird Euch dieser Brief verursachen! O wäret Ihr doch Alle hier! Meine Eugenie, solltest Du abwesend sein, wenn diese Zeilen kommen? O wie ist mein Herz zerrissen! Und doch, wie sonderbar, wenn wir von aller menschlichen Hilfe verlassen sind, kommt uns Gott zu Hilfe. Denn gestern Abend, nachdem

dieser furchtbare Tag zu Ende war, kam eine unglaubliche Ruhe über mich .... auch dieser vortreffliche Putbus hat mir wohl gethan, denn ich muß Jemanden haben, dem ich mein Herz ausschütten kann. Wir verbrachten den Abend in Alberts Zimmer, der nur allzusehr zum Plaudern geneigt, der lustig war. Ich bin überzeugt, könntet Ihr ihn so sehen, Ihr würdet Hoffnung schöpfen! Aber ach! solchen Krankheiten sind diese vorübergehenden Hoffnungsblitze eigenthümlich. Ich muß mir das immer wiederholen, um nicht von Neuem zu hoffen. Ach, die Hoffnung war stets mein großer Fehler! Dennoch muß ich Euch mittheilen, daß diesen Morgen der Arzt zu mir sagte, es sei ein Wunder, daß er so wäre wie er ist. O wollte Gott es! Ferdinand wird Euch von jener Reliquie des heiligen Franziscus von Sales erzählt haben, welche ihm die Nonnen der Heimsuchung sandten. Er hat sie beständig in Händen, und glaube ich fast eben so sehr daran, wie er selber. O mein Gott! was wird sich begeben? O Eugenie! Vater! o meine Mutter! kommt schnell! Ich brauche Euch nicht zu sagen: betet!"

Der diesem folgende Briefe wurde noch in der Angst und Ungewißheit der Erwartung geschrieben. Die Thränen, von welchen er bedeckt ist, machen ihn fast unleserlich. — Viele Jahre und viele schmerzliche Tage folgten jenem, an welchem ich ihn empfing; nichts aber konnte jemals das Andenken an den Ort und die Stunde, in welcher ich diesen herzzerreißenden Brief empfing, aus meinem Gedächtniß verwischen:

Alexandrine an Pauline.

„Venedig, Mittwoch 9. März 1836, Mitternacht.

Er lebt, Pauline, doch ich habe keine Hoffnung mehr. Man verliert diese so schwer, daß ich mich bis diesen Abend noch nicht von ihr trennen konnte, obgleich man mir schon so oft gesagt, er könne jede Minute sterben ... O, aber es ist so schwer, selbst wenn man solchen Fall schon einmal erlebt hat, zu glauben, daß die sterben, die wir lieben! Ich bin allein in seinem Zimmer, er schläft, ich bin allein mit dem Gedanken, daß er sterbend ist, ohne Mutter, ohne Schwestern, ohne Brüder, in deren Armen ich einen Augenblick meinen ungeheueren Schmerz ausweinen kann, ich, die immer ein so großes Bedürfniß der Mittheilung hatte! ... Ich muß schreiben, wenn ich nicht ersticken will.

Das also ist das Ziel unserer armen Liebe! ... Zehn Tage des Glückes in einer noch nicht zweijährigen Ehe, und sich doch mit aller Kraft der Seele liebend! O Gott! Zehn Tage nur! ... denn nur zehn Tage waren es, wo ich ganz ohne Besorgniß um seine Gesundheit leben durfte. Gott hat mich langsam, fast unmerklich vorbereitet, — vielleicht aus Mitleid, weil ich immer lange Leiden den schnellen Schicksalsstößen vorzog.

Ich bin also nun bis zu der kalten Berechnung angelangt, was aus mir werden soll. Zuerst, o mein Gott! bitte ich dich: Laß diesen Engel nicht mehr so furchtbar leiden, wie er schon so oft gelitten, schenke

ihm deine himmlischen Freuden, und ein ewiges Glück! Mir aber, der, ich fühle es, ein zähes Leben innewohnt, wird auf dieser Erde kein anderes Glück als die Gottesliebe bleiben. Vorausgesetzt, daß ich Kraft genug besitze mich ihr ganz hinzugeben. Es sollte die Liebe sein, welche den größten Platz in unserem Herzen einnimmt, doch war ich stets so schwach! Ich hatte immer ein so großes Bedürfniß der Liebe, daß mich der Gedanke erschreckt, in meinen jungen Jahren ohne sie zu leben! Und dennoch finde ich nur in dem Gedanken meine Ruhe, daß ich ewig ungetröstet bleiben werde, denn ich müßte mich verachten, wenn ich je den Fuß wieder in einen festlichen Raum setzen und an den Freuden dieser Erde Theil nehmen könnte. Dennoch wünsche ich die wiederzusehen, welche ich noch liebe. Ich dachte einen Augenblick daran, Nonne zu werden, doch gab ich diesen Gedanken wieder auf, weil mir die Festigkeit fehlt, ihn durchzusetzen, und dann verwirrte mich der Wunsch meine Mutter und euch Alle wiederzusehen; und wenn es möglich wäre, möchte ich noch Ruhe und Frieden in Gott genießen. Ich bedarf daher einer freien Einsamkeit mit Jemandem, den ich liebe; und wer liebt mich so, wie meine Mutter? Ich glaube also, daß ich zu ihr gehen werde. Aber ich gehe nur zu ihr als Katholikin, ich will keinem anderen Glauben als dem seinen angehören ... Erinnerst Du Dich, Pauline, wie ich zu Dir sagte, daß nur drei Todte oder eine Geburt im Stande wären, einen Wechsel des Glaubens bei mir herbeizuführen? Es war das ein Vorgefühl, das Gott

sehr bald verwirklichte, und o, nicht auf die glücklichere Weise!

Wenn ich dann vielleicht nach einigen Jahren den Muth fände, graue Schwester zu werden in Frankreich, wenn ich noch Andere leiden, noch Andere sterben sehe, wenn ich vielleicht durch die größeste Sorgfalt einem Brustkranken das Leben erhalte, und Gott danke, daß Andere glücklicher sind als ich ... O das möchte ich thuen! Doch nein, ich werde niemals große Tugenden besitzen. So müßte mich denn Gott, um mich vor Sünden zu bewahren, recht bald zu sich nehmen? O möchte er mich Albert und meinen Vater wiedersehen lassen! Ist nicht diese sich uns aufdrängende Unmöglichkeit zu glauben, daß man die, welche man liebt, nicht wiedersieht, ein Beweis dafür, daß dies dennoch geschehe? Der Mensch kann nichts Größeres, nichts Schöneres, nichts Süßeres denken, als daß es ein anderes Leben, ein besseres als das auf Erden gibt, das mir verleidet ist, und von dem ich nicht mehr glaube, daß es uns auch nur einen einzigen Tag vollkommenen Glückes zu geben im Stande ist.

O möge Gott mir helfen, mich davor bewahren, daß ich murre, daß ich zweifle; möge er meine Seele mit der Liebe zu den himmlischen Dingen erfüllen! Ich verabscheue die Erde und ihr trügerisches Glück, und doch kann ich mich nicht emporschwingen zu Gott. O Eugenie, flöße mir Deine Liebe für den Tod ein, mir und allen Denen die ich liebe.

O wenn ich wenigstens allein ihm seine Augen

schließen muß! — ich würde es nicht wagen meiner Kraft allein zu vertrauen — seine Augen, seine immer noch so schönen Augen! Deren Liebesblick, so lebhaft, so sanft, mir noch gegenwärtig ist! Der Ausdruck ist schon lange daraus verschwunden, doch ist sein Blick noch immer schön und sanft, doch so traurig zuweilen, daß er mir das Herz zerreißt. Und doch muß ich mich zusammen nehmen, um heiter zu erscheinen! . . . O ich ersticke an diesem Geheimniß zwischen uns! Oft würde ich es vorziehen, offen mit ihm von seinem nahen Tod zu sprechen, und mit ihm Trost suchen im Glauben, der Hoffnung und der Liebe!

Der Arzt war heute nicht unzufrieden, doch das Alles gibt keine Hoffnung . . . Und zehn Tage müssen noch vergehen, bis sie kommen, das ist eine zu lange Zeit!

O Gott! Gott der Liebe und Barmherzigkeit, wenn solchen Schmerzen die Seligkeit, die ewige Vereinigung folgt, dann ist es sicher, daß wir dir danken werden, sogar für diese ungeheuere Herzensangst, denn die Erinnerung daran muß unsere ewigen Freuden verdoppeln!

O Pauline, ich bete schlecht, bete Du besser und mehr für mich als sonst.

Weißt Du, Pauline, daß mich mitten in meinem Weh ein anderer, sehr trauriger Gedanke foltert, ich glaube nämlich, daß ihm vielleicht meine Neckereien, meine Widersprüche oft geschadet haben, weil die geringste Irritation die Wunden seiner armen Brust ver-

schlimmerte. O ich habe seinen entsetzlichen Zustand schneller herbeigeführt, vielleicht hätte er noch gesund werden können, wenn ich besser gewesen wäre!

Mein Gott! Ist irgendwo das Glück?

Donnerstag, 10. März. — Pauline ich sende Dir diesen Brief, so wie er ist. Ich sprach heute Morgen mit einem neuen Arzt, der die Gefahr nicht so nahe hält, obgleich er sie mir nicht verbirgt. Ach, er konnte mir hierüber nichts Neues sagen. Uebermorgen soll Albert die letzte Oelung empfangen. Er sagte zu mir: „Wenn die in Boury das wüßten, sie würden eine schöne Angst haben!"

Gott tröste euch Alle, und möge für uns ein Tag anbrechen, wo wir Alle glücklich sein werden! O mehr als jemals fühle ich in meinem Schmerz das Bedürfniß zu glauben, daß für uns Alle der Schmerz ein Ende nehmen wird. Gott sei mit Euch!

Alex."

Alexandrinens Tagebuch.

Samstag, 12. März. — Heute stand Albert um sechs Uhr Morgens auf, machte ein wenig Toilette und legte sich wieder nieder. Um acht Uhr kam sein Beichtvater und um neun Uhr der Vicar mit dem Viaticum.

Während des Tages erhielten wir eine Nummer der „Université catholique," in welcher sich die Einleitung zur Geschichte der heiligen Elisabeth von Montalembert befindet. Albert war so begierig, sie zu hören, daß ich sie ihm vorlas. Wir be-

wunderten sie sehr und selbst Putbus war überrascht davon.

An demselben Tag rief er mich an sein Bett. Ich kniete vor dem Geliebten nieder, wie ich es so oft gethan. Er sagte mir (ich weiß nicht mehr, in welchen Ausdrücken), ich solle mich nach seinem Tode wieder vermählen, und als ich weinte und mich empörte gegen einen solchen Gedanken, sagte er: „O Du bist zu jung! ... Du wirst Dich wieder vermählen.“ Und er sagte das mit Schmerz und Melancholie.

Und weiter sprach er: „Wenn ich sterbe, bleibe Französin, verlasse nicht die Meinen, gehe nicht zu Deiner Mutter.“

Seitdem ich gesagt hatte: Jetzt werde ich katholisch, war mir auch nie, nicht einmal auf eine Secunde der Gedanke gekommen, daß eine andere Religion die wahre sein könne; am 14. März schrieb ich die Worte in mein Tagebuch: Moment der Begeisterung, und zeichnete auf diese Weise den Tag, weil ich, zum ersten Mal seit Alberts gefährlicher Krankheit an meine Mutter schreibend, ich ihr Alles mittheilen wollte. Ich kniete daher nieder, ehe ich meinen Brief begann, und bat Diejenigen meiner katholischen Vorfahren, welche im Himmel sich befanden, mir zu helfen. Ich fühlte mich wie neu belebt durch einen Sonnenstrahl, der eben in das Zimmer drang und welcher mit meinem Seelenzustand harmonirte. Mein Albert, der in seinem Bette lag, hatte keine Ahnung von seinem, meinem Glück!

Hier folgen nun die Zeilen, welche Alexandrine an

ihre Mutter richtete in diesem feierlichen Augenblick. Sie scheint ihn nicht mit Unrecht selber: „Einen Moment der Begeisterung“ genannt zu haben.

Alexandrine an ihre Mutter[1]).

„Venedig, 13. März, Sonntag Abend.

Er lebt! Gott sei gelobt;

Meine geliebte Mutter, ich kann Dir also nun wieder schreiben. Welch sonderbare Empfindung ist's, die mich bewegt! O wie wirst Du mich beklagen! ... Was ich gelitten und noch leide ist unaussprechlich. Es ist zum Erstaunen, daß ich es ertrage, und mitten in alledem ruhig bleibe. Putbus wird Dir geschrieben haben (da ich ihn darum ersuchte), daß Du ganz ruhig wegen meiner Gesundheit sein könntest. Ich bin durchaus nicht krank. Aber, o großer Gott! welche Schmerzen muß die Seele ertragen! Albert ist für den Augenblick besser; der Doctor hält dies für ein Wunder. Ich wage es zu hoffen, daß sich die Gefahr entfernt hat, aber fern oder nah bleibt sie immer. Mein Schicksal ist noch ungewiß, aber Alles deutet darauf hin, daß es nur zu bald durch die drohenden Ereignisse bestimmt werden wird ... Es ist uns nicht erlaubt, über die Wege Gottes zu richten, und auch nicht uns zu beklagen. Es gibt kein Glück in diesem Leben; das ist sicher, Niemand ist glücklich.“

---

1) Dieser Brief war deutsch.

„Dienstag, 14. März. — O jeden Morgen habe ich Gott dafür Dank zu sagen, daß er noch am Leben ist.

Ich habe so viel gelitten! Ich hatte eine solche Herzensangst als uns Ferdinand verließ, und später, so daß ich zu Gott flehte, er möge ihn doch nur so lange leben lassen, um seinen Vater noch einmal zu sehen! O wie schwer ist es, sich an den Gedanken zu gewöhnen, daß es nun vorbei ist mit der Liebe, mit dem Glück, der Jugend, mit der Zukunft auf der Erde, vorbei mit Allem! Alle Hoffnungen, alle Träume von irdischer Glückseligkeit, sie sind dahin auf immer! ... In einem Brief, den ich vor Kurzem von Dir erhielt, sagst Du: „Ich muß nun fern von Dir leben." Du hattest keine Ahnung, daß die Vorsehung uns vielleicht bald durch ein schreckliches Unglück wieder mit einander vereinigen würde. Jetzt aber, geliebte Mutter, will ich Dir mein Herz öffnen, es soll kein Gedanke, kein Wunsch meiner Seele Dir verborgen bleiben. Ich empfinde ein unwiderstehliches Verlangen, dem Glauben meines armen Albert anzugehören; und ich gebe Dir mein Ehrenwort, daß dieses Verlangen nie so dringend war, als seit diesen schrecklichen letzten Tagen. Allein ich will Dir auch sagen, daß ich aus Liebe und Hochachtung für Dich bisher gezögert habe, mich in der katholischen Religion unterweisen zu lassen. Denn ich fürchtete so zu sagen die Entdeckung, daß sie die allein wahre sei, und ich alsdann gezwungen sein werde, mich zu ihr zu bekennen; denn wenn man etwas kennen lernt, das wahrer ist als Dasjenige, was man bisher gekannt, so wird es Pflicht sich zu dem Ersteren zu bekennen. Wenn ein

Mensch nur deßhalb, weil er in einer Religion geboren, auch darin verharren sollte, so würde ein Jude oder ein Heide niemals ein Christ werden.

Meine Liebe und meine Hochachtung für Dich sind heute nicht vermindert, doch fühle ich mich durch eine unsichtbare Macht getrieben, und ich bin nicht allein im Innersten davon überzeugt, daß Du mir vergeben wirst, sondern glaube auch, daß Du an meiner Stelle ganz eben so denken und handeln würdest.

Einem geliebten Manne, der noch einige Monate leben kann, aber dessen Tage gezählt sind, eine letzte große Freude bereiten: mit ihm zum ersten und vielleicht letzten Mal zusammen zum Tisch des Herrn zu gehen! ... O Dein Herz, meine Mutter, würde nicht widerstehen, wenn zugleich Dein Gewissen kein Hinderniß in den Weg legte; denn um keinen Preis würde ich Gott gegenüber unehrlich handeln, indem ich ohne Ueberzeugung, nur in der Absicht einem geliebten Gatten die letzten Augenblicke seines Lebens zu versüßen, meine Religion wechselte. Ueber diesen Punkt darfst Du ganz sicher sein, glaube mir, ich handle nicht gegen meine Ueberzeugung; doch erlaube mir, mich zu unterrichten, die Dinge zu untersuchen, und dann zu wählen.

Du kennst mich zur Genüge, liebe Mutter, um zu glauben, daß es mir nie in den Sinn gekommen wäre, katholisch zu werden mit dem Bewußtsein, daß meine protestantischen Verwandten, Brüder, Freunde verdammt sein sollten. Doch habe ich mich überzeugt, ich habe mit Aufmerksamkeit gelesen, daß dies nicht der Glaube des Katholiken ist. Sie halten nicht Diejenigen für ver-

dammt, welche sich mit Ueberzeugung zu einem anderen Glauben bekennen, allein sie halten ihren Glauben für den allein wahren[1]), und das, ich gestehe es Dir, habe ich schon seit der Kindheit auch geglaubt. Es ist der älteste Glaube; es scheint mir also, daß er am Besten die ersten Religionen sammeln konnte, und ist nicht von diesen das Evangelium auf uns übergegangen?

Ich kann mir nicht vorstellen, daß mein Glaubenswechsel meinen Vater betrüben könnte, denn da wo er ist, hat man kein Urtheil mehr über irdische Dinge. Er sieht jetzt klarer als alle Protestanten und Katholiken mit einander, und wenn er in dieser lichten Weisheit die Wahrheit der katholischen Kirche erkennt, wird er sich dann im Himmel nicht freuen, wenn sein Kind auf Erden sich zu dieser Kirche bekennt? Außerdem, geliebte Mutter, ist es keine neue Sache, welcher ich mich anschließe, sondern im Gegentheil ist es ein sehr alter Glaube, welchem früher meine Vorfahren anhingen. Der Großvater meines Vaters war katholisch, und Deine Familie, welche eine so alte ist, zählt mehr katholische als protestantische Mitglieder, und könnten diese mit größerem Recht sich im Himmel darum betrüben, daß ihre Nachkommen einen anderen Glauben angenommen haben, als die alte Religion ihrer Väter!

O! süße Mutter, erlaube mir doch mich zu unterrichten! Und wenn Du Deine arme Tochter als Wittwe wie-

---

1) Das war nicht genug gesagt, sie war indessen damals auch noch nicht katholisch.

versiehst, nichtwahr, dann wirst Du es ertragen, daß sie Katholikin geworden ist? Dann wirst Du sie nicht verstoßen von Deinem Mutterherzen. Sie wird Dich lieben, mehr als sonst, und nie wird ihre Religion Dich quälen. Die kleine Kapelle, welche Lapoukhyn die Güte hatte für Albert einrichten zu lassen, wird eine Trauerkapelle sein, wo ich für meinen armen Geliebten und für alle Die beten werde, die mir theuer sind. O meine Mutter, und wenn auch die katholische Religion von der unserigen nur den einen Vorzug, das Gebet für die Todten, hätte, würde ich sie wählen, und sie ist noch in so vielen anderen Beziehungen eine so süße Religion! Mein Leben wird Dir gewidmet sein, und wenn Du es willst, werden wir es in Korsen beschließen. Ich werde der Stille und Ruhe bedürfen."

Während sich diese große Umgestaltung in Alexandrinens Seele vorbereitete, kam Ferdinand (am 17. März) in Boury an, von wo er noch an demselben Tag mit meinem Vater, meiner Mutter und Eugenien wieder abreiste. Man wird in dem Brief, welchen Eugenie am 24. März von Venedig aus an mich schrieb, die Erzählung der Ereignisse jenes Zeitabschnittes finden, der zwischen Alexandrinens letztem und diesem Briefe liegt.

Eugenie an Pauline.

„Venedig, Donnerstag Morgen, 24. März 1836.

Gestern Morgen sind wir angekommen. O mein Gott! werde ich meine Sinne genugsam sammeln

können, um Dir Alles zu sagen? Meine Pauline, ich weiß nicht, wie mir ist! Das Herz, oder vielmehr der Kopf ist nicht fähig, das Uebermenschliche zu ertragen. Man geräth in einen Zustand der Betäubung, der der Gefühllosigkeit gleicht, während das Herz brechen will und keinen Ausdruck findet.

Gestern also, um zwei Uhr, sind wir in Mestre angekommen. Großer Gott! welche Herzensangst! denn alle Befürchtungen stiegen in diesem entscheidenden Augenblick wieder in uns auf. Mit Herzklopfen fragen wir auf der Post nach einem Brief für uns. Nein, es ist keiner da. Mein Gott! sollen wir das für ein gutes oder für ein schlechtes Zeichen halten? Ohne ein Wort mit einander auszutauschen (weil keiner des Anderen Furcht vermehren will), doch zitternd steigen wir in das Schiff, das uns in die unglückselige Stadt bringt.

Pauline, wie gut ist Gott! er erbarmte sich der Ungewißheit, unter welcher wir litten. Inmitten der Lagune, dort wo man die Pässe erhält, kam uns der Gedanke, zu fragen, ob vielleicht ein Brief für uns da sei: „Si signor, c'è una lettera.“ O, was man Alles in einer Secunde empfinden und denken kann, ist unaussprechlich! Da war er, der liebe Brief, geöffnet, gelesen. Es ging besser, viel besser mit ihm, wir würden ihn vielleicht auf dem Balkon finden. Pauline, meine Geliebte, ich schreibe Dir unzusammenhängend, indem ich Alles für Dich niederschreibe. Ich empfinde, indem ich es schreibe, zum zweiten Mal die furchtbare Aufregung. Ich wünsche

Dir ohne Erbarmen die ganze Herzensangst mir nachzuempfinden, damit Du auch die ganze Freude mit mir fühlen könntest, die diese unsäglich angenehme Ueberraschung mir bereitete.

Alexandrine hatte uns in ihrem Brief die äußerste Vorsicht empfohlen, denn Albert mußte vor jeder Erregung bewahrt werden; und erst nachdem er durch viele Vorbereitungen von unserer Ankunft unterrichtet war, durften wir uns ihm nahen.

Nachdem er gradweise darauf vorbereitet worden war und man ihm gesagt hatte, es seien Reisende im Gasthof angekommen, kam Alexandrine herein, und sagte, wir wären es, dann ging zuerst der Vater zu ihm, und wir folgten ihm; Gott hatte uns seinen Beistand verliehen, es ging Alles ruhig ab, ohne Gefahr für ihn. O Pauline, es bedurfte mehr als eines Gedankens der Dankbarkeit, nichtwahr?

Als der Abend zu Ende war, gingen der Vater und die Mutter in den Gasthof; ich zog die Mutter aus und kehrte dann zu Alexandrine zurück, wo ich schlief. Darauf, Pauline, erfuhr ich alle die unsäglichen Leiden, und dachte, wie sehr der liebe Gott unsere Alexandrine lieben müsse, denn nur er kann so viel Kraft und Sanftmuth verleihen, eine solche Mischung von Bitterkeit und Trost! Sie hat Stunden der höchsten Angst bei ihm verlebt, in welchem sie anscheinend ruhig und ohne Thränen sein mußte, um ihn nicht zu erschrecken; sie fühlte ihre Hände kalt wie Eis werden und ihre Kniee zittern bei dem Gedanken: „Jetzt vielleicht, jetzt in diesem Augenblick wird

er sterben!“ Während zweier Tage, wo sie nicht mehr hoffte, sandte sie nur das eine Gebet zum Himmel: „Mein Gott, lasse ihn nur nicht sterben, bevor er seinen Vater und seine Mutter noch einmal gesehen!“

Nachdem diese beiden Hoffnungen erfüllt waren, wurde sie ruhig und fügte sich in den Willen Gottes. Aber, Pauline, wie seltsam ist es, es zu wagen sich so Allem auszusetzen, Alles auszusprechen, dem Schmerz so nahe in das Gesicht zu sehen! Ich glaube so etwas ist nur möglich, wenn man beständig den Gedanken an ein anderes Leben in seinem Innern hegt; es ist die Gewißheit, daß nur dort das Glück ist, daß das Leben in dieser Welt nichts weiter als eine Reise ist, deren Ende man herbeisehnt, jenes Ziel, wo man sich ausruhen kann, wo sich das Dunkel des Lebens lichten und das unendliche Bedürfniß der Seele nach Liebe, ihr Durst nach Glück gestillt wird. Alexandrine und ich sprachen gestern mit Sanftmuth und Frieden von diesem großen Unglück; es uns als bereits geschehen vorstellend, verstanden und erklärten wir, nicht etwa einen Trost, sondern eine Fähigkeit, sich an einem zukünftigen Glück zu betheiligen, das der, den wir so sehr lieben, schon erreichte, wodurch nothwendigerweise der irdische Schmerz eine Linderung erfuhr; es ist nicht schwer, sich von der Erde abzulösen, und ist dies einmal geschehen, so verliert der Tod seine Schrecken.

Arme Alexandrine! und jetzt will ich Dir von der großen Sache sprechen. Noch ist sie äußerlich nicht geschehen, aber im Innern schon vorbereitet. An jenem

Tage äußerster Gefahr für Albert hatte sie nur den einzigen Gedanken ihn nicht sterben zu lassen, ohne vorher mit ihm zum Tisch des Herrn gegangen zu sein. Sie schrieb an ihre Mutter. Du wirst diesen Brief lesen. Ich weiß nicht, ob er auf Dich denselben Effect machen wird, wie auf mich; mir erschien er als ein mit dem Stempel der Festigkeit und Unwiederruflichkeit gezeichneter. Sie ist im Herzen Katholikin, o wenn Du wüßtest, welch einen Durst sie nach unserer Religion hat. In dem Brief, welchen sie heute an Herrn von Montalembert schreibt, befindet sich folgender, sehr starker Satz: „Ich werde als katholische Wittwe glücklicher sein, als ich es als protestantisches Weib Alberts gewesen wäre." Was sagst Du zu diesen Worten, Pauline, mir scheint, daß man nicht mehr sagen kann.

Da ich Dir nun ein Weniges von der Hoffnung eingeflößt, welche mich selber von Neuem belebt, werde ich Dich wieder entmuthigen. Es ist grausam, vergib es mir, allein Du mußt alle unsere Schmerzen so mit uns durchleben, als wärest Du hier, denn, ach, diese traurige Krankheit Alberts ist ein beständiger Uebergang von der Hoffnung zur Furcht und von der Furcht zur Hoffnung.

So hoffen und verzweifeln wir in einem und demselben Augenblick. Der Arzt ist in der Meinung, er könne in vierzehn Tagen oder drei Wochen reisen. Aber, Pauline, welche Reise wird das sein! Denn wenn man hört, wie sehr der Arzt wünscht, daß wir unser Reiseziel schon glücklich mit ihm erreicht haben möchten, kann

man leicht bemerken, wie sehr er auf dieser langen Reise eine neue Krisis fürchtet, die, wie er uns nicht verhehlt, dieses Mal unfehlbar den Tod zur Folge haben würde. Ach, er schmeichelt uns nicht. Er sagte gestern zum Vater: „Mein Herr, ich kann nichts mehr sagen. Da es ein Wunder ist, daß Ihr Herr Sohn noch lebt, so ist es erlaubt zu hoffen, daß Gottes Allmacht auch noch das zweite Wunder vollbringen werde, ihn zu heilen! Von Menschen ist keine Hilfe mehr zu erwarten, allein bei Gott ist Alles möglich."

O Pauline, das klingt so ungemein traurig, daß einem das Herz brechen müßte, wenn man an die Erde, an das Leben dächte! Man macht die Entdeckung, daß man das Alles nur erträgt, weil der Gedanke beständig auf Gott und jenes andere Leben gerichtet ist, wo jedes Erdenweh zur Ruhe gelangt. Das sagen Alexandrine und ich einander. Nur diesem Bewußtsein verdankt sie es, daß sie noch nicht wahnsinnig geworden, und es nicht werden wird.

Adieu, geliebte Pauline. Wann werde ich einen Brief von Dir erhalten? Wann werden wir wieder mit einander vereinigt sein? O, wer gibt Flügel, um ihn zu uns, in sein geliebtes Frankreich zu bringen?

Sobald wir Venedig verlassen haben, bete für uns, und lasse die ganze Stadt für uns beten.

Empfiehl uns der Gnade Gottes! sein Wille geschehe.

Adieu, meine Freunde; auf baldiges Wiedersehen."

Alexandrine (in ihrem Tagebuch).

Denselben Tag.

... O! oft schon ist eine lange und grausame Erwartung durch eine unendliche Freude belohnt worden. Gott der Güte! Gott der Liebe! Ich hatte das Glück, Albert in den Armen seiner Eltern zu sehen! Ich kniete leise hinter ihnen nieder, als sie sich umarmten und Gott dankten.

Eugenie brachte die Nacht in meinem Zimmer zu. O, welch süßes Geplauder mit Thränen gemischt! Sie brachte mir von Montal einen Rosenkranz und einen Brief mit, den sie mir noch nicht geben wollte, weil er mich darin für noch unglücklicher hielt, als ich es war. Ich merkte indessen wohl seine Meinung, weil er mir den Rosenkranz sandte, und als Eugenie sah, daß sie mir nichts mehr zu verheimlichen hatte, gab sie mir den Brief, der folgendermaßen lautet:

Der Graf von Montalembert an Alexandrine.

„Meine liebe unglückliche Freundin, ich weiß nicht, in welchem Zustand Sie diese Zeilen antreffen werden, die ich Ihrer Schwiegermutter anvertraue, aber ich kann mir nur eine allzu deutliche Vorstellung von Ihrer grausamen Angst und Ihrem herzzerreißenden Schmerz machen. Ich weiß es noch, daß Sie für mich eine wahre Schwester waren, daß Sie mich oft Ihren Bruder genannt haben, und als solcher habe ich das Recht mich Ihnen zu nahen und in einem so furchtbaren Augenblick meinen Antheil an Ihren Schmerzen zu

zeigen. Da Sie mich seit dem 3. December ganz ohne Nachricht von Ihnen ließen, hatte ich keine Ahnung von dem schrecklichen Rückfall unsers armen Albert, von Ihren neuen Befürchtungen, den neuen Gefahren, denn ich befand mich immer noch unter der Einwirkung des günstigen Eindruckes, welchen Ihre Briefe von Venedig bei mir hinterlassen hatten, und nun höre ich plötzlich von jener furchtbaren Krisis und ihren verhängnißvollen Folgen. O mein Gott! und was wird schon geschehen sein, während ich an Sie schreibe? Ist er noch bei Ihnen? Haben Sie noch jene Seelenstärke, jenen bewunderungswürdigen Muth, welchen Sie früher besaßen? ... Diese traurige und grausame Ungewißheit greift mich so an, daß mir die Feder aus der Hand fällt, daß ich nicht mehr den Muth finde Ihnen etwas zu sagen, und vor Allem Ihnen nicht von jenem Hoffnungsstrahl zu sprechen, der sich trotz der aller verzweifelsten Ueberzeugung Bahn bricht. Ich fürchte, daß jedes meiner Worte ein unwillkürliches Schmerzenslächeln, einen grausamen Widerspruch mit Dem hervorrufen wird, was Sie in diesem Augenblick empfinden. O ich bin so vertraut mit jener entsetzlichen Alternative, jenen schnellen Uebergängen des Vertrauens zur Verzweiflung, dieser instinctartigen Wiederkehr der Hoffnung, dieses Glaubens an die Barmherzigkeit Gottes, den nichts bis zu dem Augenblick, wo er gegenstandslos wird, in unserem Gemüthe zu entzwurzeln im Stande ist. Auch ich habe sechs Monate an der Seite eines geliebten Wesens gewacht, als ich dem Tode meine arme Schwester, deren Schicksal ein so trauriges war, streitig

machte. Ich habe also Erinnerungen, die mir alle Ihre Schmerzen wieder vor die Seele führen, besonders diese genaue Kenntniß, welche die Anhänglichkeit verleiht.

Ich kann nicht verschweigen, sogar in einem so traurigen Augenblick nicht, welchen Trost es mir gewährte, als ich erfuhr, daß Sie entschlossen seien, sich mit Albert durch jenes Band zu vereinigen, welches das einzige ist, was bisher Ihrer Verbindung mit ihm noch fehlte. O meine geliebte Schwester! (denn Sie sind es in Wahrheit geworden durch jenen höchsten Akt, der Ihnen von Oben eingegeben wurde), welchen Trost bereiten Sie sich dadurch nicht allein sich selber, sondern auch ihm, weil Sie doch gewiß aus Liebe zu ihm die Tochter der ewigen Wahrheit werden, und weil Ihre Seele die kostbare Eroberung sein wird, mit welcher er sich schmücken wird in den Augen seines barmherzigen Richters. Sie auch, liebe Alexandrine, werden Ihre nach Trost dürstende Seele an dieser unerschöpflichen Quelle laben können. Sie werden das Brod der Starken genießen. Gott wird Ihnen das Opfer anrechnen, welches Sie ihm dadurch bringen mußten. Er wird es Ihnen hundertfach vergelten in diesem wie in jenem Leben. Er wird Sie den ungeheueren und unberechenbaren Unterschied kennen lehren, welcher für den Leidenden zwischen diesen beiden Religionen herrscht; Sie werden erfahren, daß da, wo die protestantische Kirche nur kalte, unfruchtbare Tröstung bietet, der katholische Glaube seinen Kindern die reichste Fülle süßen Trostes spendet.

Leben Sie wohl, ich habe nicht den Muth Ihnen mehr zu sagen. Ich wage es nicht, Ihnen von Albert zu sprechen! Sie verstehen dieses furchtbare Schweigen! Nehmen Sie, ich bitte, den armen Rosenkranz von mir an. Möchte er oft das Verlangen in Ihnen erregen, sich ganz der Barmherzigkeit der Schmerzensmutter hinzugeben, denn sie ist die Trösterin der Betrübten, das Heil der Schwachen! es ist ein einfaches Zeichen meiner Sympathie und meines Mitleides. Wenn Sie es vermögen, schreiben Sie ein Wort an ihn, der nicht fürchtet sich Ihren Bruder zu nennen, und der es immer sein wird durch die Gleichheit des Glaubens und die aufrichtigste Zuneigung.

15. März 1836.

M."

Antwort Alexandrinens auf den Brief des Grafen von Montalembert.

„Venedig, 24. März Donnerstag Abend.

Mein Freund! ... O mein Gott! mein Gott! Ich weiß nicht mehr, wie ich anfangen soll zu schreiben, meine Ideen sind seit einiger Zeit so zerrüttet! Zuerst lassen Sie mich Gott danken, denn seine Güte für mich war, wie immer, unendlich. Sie wußten Alles, das Schreckliche wie das Tröstliche, allein ich würde undankbar sein, wenn ich nicht sagte, daß es Augenblicke des Trostes gab, obgleich sie stets mit furchtbarer Gefahr, und mit sehr angreifenden, sich täglich wiederholenden Befürchtungen verbunden waren; er ist indessen wieder

auf, er geht umher und athmet auf dem Balkon die frische Luft. Er kann längere Zeit plaudern ohne zu husten, und seit gestern genießt er jenes Glück, das er so heiß ersehnte, seinen Vater, seine Mutter und Eugenie wieder zu sehen. O ich habe viele Tage lang nur das eine Gebet zu Gott gesendet, ihn doch nicht sterben zu lassen, ehe ihm dieses Glück zu Theil geworden. Und vorher hatte ich Gott gebeten, ihn nicht sterben zu lassen, ehe er die heilige Communion empfangen, und auch diese Bitte hatte mir Gott gewährt. Wohl habe ich zu Gott gesagt, daß wenn er mein erstes Gebet erhört, ich noch ein zweites an ihn richten würde, und daß ich sicher sei, daß seine unendliche Barmherzigkeit auch dieses erfüllen und meine Ansprüche entschuldigen werde.

Gestern Abend gab mir Eugenie Ihren kleinen Rosenkranz, den ich mit größerer Rührung empfing, als ich es auszudrücken vermag; wohl überraschte mich dieses Geschenk nicht als Zeichen der Zuneigung und des Mitgefühls, jedoch die Absicht, welche ihm zu Grunde lag, setzte mich in Erstaunen. Später wurde es mir klar. Ich drang in Eugenien, mir Alles zu sagen, was Sie ihr in Beziehung auf mich mitgetheilt. Endlich machte ich die Entdeckung, daß noch ein Brief von Ihnen jenem Geschenke beigefügt war, daß sie jedoch gesagt hätten es sei grausam mir diesen zu geben, so lange mir Gott das Aeußerste erspart habe. Nun können Sie wohl denken, daß ich mir ihn dennoch geben ließ, und wie sehr ich es beklagt haben würde, wenn man darauf bestanden hätte, ihn mir vorzuenthalten.

Ach, lieber Freund, Sie werden einen Begriff erhalten, welche Worte ich zu hören und auszusprechen gewohnt bin, wenn ich Ihnen sage, daß Ihr Brief keinen schreckhaften Eindruck auf mich gemacht, sondern im Gegentheil mir wohlgethan hat. Gott vergelte es Ihrer mitleidigen Seele! Ich bin im Uebrigen fast zufrieden, daß Sie noch immer meine Schwäche fürchten, und daß Ihr grausamer Eifer dieser Furcht durch die Worte Ausdruck gibt: „Wenn Albert zu seinem Glück und ihrem Unglück besser wird, wird ihr Entschluß am folgenden Tag wieder schwankend werden." Mein lieber Freund, ich schrieb zehn Tage nach jenem Schreckenstag an meine Mutter einen Brief, den ich ganz für Sie abschreiben werde. Sie verstehen das Deutsche so gut wie ich, und werden ihn daher entziffern können.

Ehe ich Ihnen jedoch denselben vorlege, bitte ich Sie zu bedenken, daß meine Mutter der Mütter beste ist, und daß, wenn ich es vermag Gottes Willen zu erfüllen, ohne ihr das Herz zu brechen, dies ohne Zweifel besser sein wird.

Der Brief ist so lang, daß ich fürchte, Sie dadurch zu langweilen; doch habe ich ihn in guter Absicht geschrieben; und ich habe Diejenigen meiner Familie, welche sich als Katholiken im Himmel befinden, gebeten, ihr Gebet mit dem meinigen zu vereinigen.

Lieber Freund, ich habe Eile mich zu den Ihrigen zu zählen. Sie halten mich der Schwäche, der Kälte und Gleichgültigkeit für fähig, ich aber glaube von dem Gefühl durchdrungen zu sein, daß ich als katho-

lische Wittwe glücklicher sein werde, als wenn ich bis an das Ende Alberts protestantisches Weib geblieben wäre[1]) ... O mein Gott!

Ja, mein Freund, ich werde, wenn mich nicht vorher Gottes Blitz zerschmettert, mit Albert communiziren, sei es auf Tod oder Leben. Das ist mein fester Entschluß, Gott verleihe ihm die Ausführung. Entweder ich zweifle an Allem, oder ich glaube an die heilige Communion und an die heilige Dreieinigkeit. Alsdann hatte ich in meinem protestantischen neuen Testament gesehen, daß die Kleider und Taschentücher des heiligen Paulus die Macht hatten zu heilen. Warum sollte Gott einer solchen Offenbarung seiner Gnade für immer entsagt haben? Ich habe keinen lebendigen Glauben, allein ich würde fürchten gottlos zu sein, indem ich sagte, es sei unmöglich, daß ein kleines Stück von dem Gebein eines Heiligen einen Kranken durch die Gnade Gottes heile. O wie Vieles hätte ich Ihnen zu sagen ... Bitten Sie indessen, daß mein Freund, an welchen Gott selbst mein Leben gebunden, lebe, sterbe, und mit mir eingehen möge in ein anderes Leben! ... und verdammen Sie Niemanden, Sie mein guter, lieber, sanfter Freund

---

1) Indem Alexandrine den Brief wieder durchliest, schreibt sie auf den Rand: „O wie verführerisch ist die Wahrheit, weil ein einziger ihrer Strahlen, welcher mein Herz trifft, noch ehe ich den katholischen Glauben angenommen, mich ihn Albert vorziehen ließ!“

und Bruder, dessen Seele nur für die Liebe geschaffen ist. Verdammen Sie nicht meine Mutter, deren fromme Devise: „Wie, was, und wann Gott will" Ihnen so gefallen hat ... Sie haben Recht: eine zärtliche Schwäche für sie verzögerte meinen Uebertritt zum Katholicismus, und es ist eine andere zärtliche Schwäche, welche ihn nun beschleunigt ... Aber Gott wird Alles dies verzeihen wie ich hoffe!"

„Freitag, 25. März.

Fest der Verkündigung Mariä.

Mein Freund, ich habe in der Messe sehr für Sie gebetet. Ich habe Ihren Rosenkranz mitgenommen, den Sie mich beten lehrten, und jetzt bitte ich Sie um ein anderes Geschenk. Mein erstes katholisches Gebetbuch soll von Ihnen kommen; Sie haben noch ein wenig Zeit es auszusuchen, ehe ich es ganz nothwendig brauchen werde; und wenn es möglich ist, so wählen Sie für mich ein deutsches, diese Sprache, die wir alle Beide lieben, die so sanft und ausdrucksvoll ist, die Sprache meiner Kindheit, meiner Eltern, die mir als ein Band zwischen ihnen und der Religion erscheinen wird, welcher sie nicht angehören. Auf Wiedersehen, wie ich hoffe, bald beten Sie alle Tage für mich. Albert befindet sich, Gottlob, den Umständen nach wohl! ... Gott mit uns Allen, Allen!

Alex."

(An demselben Tag, 25. März in ihrem Tagebuch).

An diesem Tage hat Eugenie wieder bei uns gespeist, dann empfingen wir den Segen in der Kirche Santo Moïse, woselbst wir schon am Morgen in der Messe waren.

Es war an einem dieser Abende in der Kirche, wo eine Art Glaubens-Verzückung über mich kam, ein Blitz, der mir Gott, die Religion, die heilige Jungfrau, die Heiligen, Alles lebendig und greifbar vor Augen führte (denn in unserer Rohheit glauben wir ja nur das sei Wahrheit, was wir mit den Händen greifen können). Ich freute mich sehr darüber, und erzählte es beim Nachhausegehen Engenien."

Alexandrine (in einem Brief an Pauline).

„Samstag, 26. März.

. . . .

O Du hast Recht! Befleißigen wir uns, wie Eugenie, den Tod über Alles zu lieben. Er täuscht nicht. Höre, Pauline, ich sollte mich niemals über etwas beklagen. Als mein Vater starb, habe ich aus tiefster Seele zu Gott gebetet, er möge meinem Vater die ewige Seligkeit gewähren und mir dafür jeden Augenblick des Glückes auf Erden nehmen. Und doch, wie viele glückliche Augenblicke habe ich seitdem gehabt auf Erden! ... „Mein Gott, laß mich an der Stelle meines Vaters leiden!" war mein tägliches Gebet, doch seit diesen schrecklichen Monaten war

mein Gebet: „Lege die Leiden, die ich erdulde und erduldete an Stelle derer meines Vaters.“ Meine Schwäche fand nicht mehr den Muth, um neue Leiden zu bitten.“

Eugenie an Pauline.

„Venedig, 2. April 1836.

Meine Pauline, wie traurig Du bist! Aber, Gottlob, Du betest gut. Es gibt gewiß kein Unglück ohne Linderung, denn man kann immer beten, und es liegt im Gebet ein unerschöpflicher Quell des Trostes; ich habe das so recht empfunden, so recht erkannt in dieser letzten wirklich heiligen Woche! Ich fühlte niemals so ihre Heiligkeit! ...

Wenn die Zeit ihn wiederherstellt, treten wir am Donnerstag unsere lange, langsame und unruhvolle Reise an. Ich werde Dir während dieser ganzen Zeit, die wir unterwegs sind, schreiben, denn bis an das Ende werden unsere Briefe vor uns selbst ankommen.

Meine geliebte Pauline, wie danke ich Gott, daß er meiner Seele die Frömmigkeit bewahrt, welche ich hatte, als ich abreiste. Ich erlebte Augenblicke vollkommenen Glückes, in denen ich nur ausschließliche Liebe für Gott empfand! Ich täusche mich nicht, es war wirkliche Liebe mit ihrer begeisterten, brennenden Freude. Mein Herz war voll von dieser Liebe, die in ihm die ganze Welt umfaßte! Ich fühlte, daß auf der weiten Erde kein Wesen existire, für das ich nicht

zu Gott beten, für das ich nicht leiden könnte. Dies Gefühl war göttlich, denn es kam von Gott; auch war es vollkommen."

Alexandrinens Tagebuch.

„Oster-Montag, 4. April.

Ferdinand brachte mir heute zwei kleine Schreibhefte, die er Eugenien geraubt hatte. Albert schlief, ich war allein, es war schon spät am Abend, da öffnete ich diese Schreibhefte, und las sie bis an's Ende durch [1]).

Was wurde aus mir, arme Wilde, als ich dies Alles in diesem stillen Zimmer des schlafenden Albert las? Ich riß ein Blatt aus einem Notizbuch und schrieb folgende Zeilen an Eugenie:

„Mitternacht. — Eugenie, meine geliebte Schwester ich verdanke es Dir, daß ich zwei Mal auf meine, Kniee sank und innig betete, als ich die Gedanken las, welche Du aufgeschrieben. Lieber Engel, ich glaube an Dich; sage mir, daß Du Hoffnung hast, und auch ich werde sie haben!

---

1) Die Erzählung würde zu lang geworden sein, wenn die Hefte Eugeniens hier eine Stelle gefunden hätten; sie wurden deßhalb alle vereinigt dem Ende dieses Bandes beigefügt. (Siehe Anhang). Die aber, welche Kenntniß davon nehmen, werden den lebhaften Eindruck begreifen, den sie auf Alexandrinen machen mußten.

Man lobt mich, weil ich ihn gut pflege, und in der Stunde der Gefahr nicht den Kopf verlor. Was aber thust Du, die sich ganz für ihn hingibt[1])? — und mit welcher Gluth, mit welcher Aufrichtigkeit! — weder Du noch die Anderen werden Dich bewundern. O, meine engelgleiche Schwester, Dich flehe ich an, für uns zu beten!

O, was wird in einigen Jahren aus Dir geworden sein? . . . In jedem Fall wirst Du glücklich sein, Du wirst ein Glück genießen, daß Dir Keiner rauben kann. Ja, gehe hin, widme Dich Gott, aber bleibe noch ein

---

1) Hier sind die Stellen aus Eugeniens Tagebuch, auf welche sie anspielt: „Mein Gott, erhöre mein Gebet, das ich so oft zu dir gesendet: Wechsele die Prüfungen. Lasse Albert wieder gesund werden, und gib mir seine Krankheit. Lasse mich lange leiden, auf daß ich deiner würdig werde. Siehe, mein Gott, es wird auch dies eine Prüfung sein, denn sie werden auch um mich trauern. Ich bitte dich also nicht darum, diese Prüfung von mir zu nehmen, denn ich weiß ja, daß es das beste Mittel ist, geprüft zu werden, um zu dir zu gelangen. Mein Gott, bei dir ist nichts unmöglich. Erinnere dich an den Hauptmann und an die Tochter des Jairus; sie sagten im Glauben zu dir: Herr, heile! siehe in mein Herz, siehe wie es von Glauben überströmt, indem ich zu dir sage: Herr, heile Albert. Mein Gott, gib sie mir, diese Krankheit; laß sie schrecklich sein, laß sie mir die Brust verbrennen, um mein Herz für dich zu reinigen. Lasse meine Kehle sehr leiden, auf die ich so oft, wegen meiner Stimme eitel bin, weil ich es gern höre, wenn sie gerühmt wird. Die Welt wird überrascht sagen: „Das ist unerklärlich! er, so krank, so schwach, wird gesund; und sie, so stark und gesund, sie stirbt!“ Aber ich werde denken: Gott hat es gewollt, und somit ist Alles erklärt.

wenig bei uns, um uns glücklich und besser zu machen. Du hilfst mir einen Blick in den Himmel thuen, und wenn es Jemand gäbe, der es vermöchte, mich von der Erde abzuziehen, so wärest Du es. Ich glaube sicher, daß es genügt hätte, Dich katholisch zu wissen um mich zu bestimmen, diesen Glauben, als den besten anzunehmen. Möge sich deine Bescheidenheit nicht darüber empören. Es ist unmöglich, daß dieser Ausspruch nicht Deinem Herzen eine Befriedigung gewähren sollte, und Gott gestattet dies Gefühl. Und wenn Du nachdenkst, wirst Du sogar finden, daß Du Dich darüber freuen mußt. Fürchte nicht, daß meine Bewunderung für Dich mich blind macht. Wir werden hoffentlich zusammenbleiben, dann aber beunruhige Dich nicht über Dein Betragen, ich werde es beobachten. Nicht aus Eigendünkel will ich dieses Amt übernehmen, aber ich weiß, daß Diejenige, welche in ihrem Auge einen Balken hat, sehr gut den Splitter im Auge einer Anderen sieht, und ich werde sehr Acht geben, ob die schöne Perle Gottes nichts von ihrem Glanze einbüßt. O, was ist es doch für ein der Welt unbekanntes Glück eine Schwester wie Dich zu haben, und sie so zu lieben, wie ich Dich liebe! O ich danke Dir, mein Gott!"

Dieses Billet sandte ich am folgenden Tag Eugenien, worauf sie ganz verwirrt und erröthend zu mir kam . . . Jedoch las ich erst später den ganzen Inhalt jener Hefte [1]).

---

1) Siehe Anhang Nr. 2.

Eugenie an Pauline[1]).

„Venedig, Samstag 9. April.

Wir sind noch immer hier, und in welcher Unruhe haben wir den Morgen verlebt! Als wir aufstanden, war es schönes Wetter; die Abreise wurde beschlossen. Albert hatte eine gute Nacht gehabt, er war ruhig und glücklich nun endlich reisen zu können. Da fängt es an zu regnen, der Arzt räth, die Reise noch zu verschieben, worauf Albert in einen solchen Zustand der Aufregung geräth, daß wir Alle nicht wußten, was wir anfangen sollten.

Alexandrine und ich gehen umher wie Seelen im Fegfeuer, weil wir nicht wußten, was für ihn das Beste war, zu reisen oder hier zu bleiben. Wir entschieden uns im Grunde für das Erstere, weil Alexandrine die abergläubige Idee hatte, es sei nicht gut eine Sache zu verschieben, die einmal beschlossen ist. Was mich betrifft, so dachte ich an die Worte, die mir an demselben Morgen in der Kirche der gute Pfarrer sagte, als es zu regnen anfing: „Andate, andate, non importa la piove; fidatevi a Dio partite. Iddio vi benedica, fidatevi, partite.“ Ich war also betrübt über das Zögern, allein was konnte ich machen? Wer wollte es wagen, eine solche Verantwortlichkeit zu übernehmen? Mein Vater kam und es wurde der Entschluß gefaßt zu bleiben.

1) Wir hatten Paris nach der Nachricht ihrer glücklichen Ankunft in Venedig verlassen. Diesen Brief erhielt ich in England.

Alexandrine und ich sind allein mit Albert, der nicht aufhört zu wiederholen: „Ich hatte immer die Ahnung, daß ich Venedig nicht verlassen würde.“ Du kannst Dir vorstellen, wir uns das bekümmerte. Auch wirst Du den kleinen Kummer mit uns theilen, welchen wir soeben hatten. Während Albert in der beschriebenen Weise mit uns sprach und immer trauriger wurde, öffne ich das Schreibzeug und finde meinen Ring, den rothen, der so solide gearbeitet ist, mit zerbrochenem Anker [1]) ... Also die Hoffnung, unsere Hoffnung, dahin! ... Das gab uns einen Stoß in's Herz, wir mußten Beide weinen. Es ist mir unbegreiflich, wann und wie es geschehen konnte, doch wir sind dadurch ganz aus aller Fassung gekommen. Patienza! Der nächste Morgen meint es vielleicht besser mit uns, und wenn Gott es zuläßt, wird er unsere bösen Ahnungen und gebrochenen Hoffnungen Lügen strafen.“

„5 Uhr.

Liebchen, weil Du unsere Klagen hast anhören müssen, ist es billig, daß Du auch nun erfährst, daß es besser geht. Albert hat nach seiner schlimmen Aufregung gut geschlafen, und ist heute recht gut, sogar im Augenblick lustig, und nachdem er, wie wir „funestato“ über unseren zerbrochenen Ring, sagte er soeben:

---

1) Es befand sich auf diesem Ring ein rother Carneol, in welchen ein Anker gravirt war.

„Der Anker ist zerbrochen, der uns in Venedig fest hielt, jetzt können wir reisen.“

„Sonntag, 10. April.

Es ist sicher, daß die schlimmen Ahnungen, Vorgefühle und zerbrochene Anker Glück bringen. Es ist herrliches Wetter. Wir reisen. Albert ist besser und glücklich! Adieu, liebes Schwesterchen, möge Gott uns nicht verlassen! Bitte für uns[1])!“

Eugenie an Pauline.

„Padua . . . (wir sind dort! mein Gott! ist es möglich? mit Albert, den wir mitbringen!)“

„Sonntag, 10. April 1836.

Geliebte! Geliebte! wir sind in Padua! Wenn ich gleich geschrieben hätte, wäre mein Brief heute abgegangen; aber ehe ich an Dich dachte, habe ich an Gott denken und ihm danken müssen, denn wir

---

1) Dieser zerbrochene Anker, von welchem sie spricht, diente zwei Monate später, um einen Brief zu siegeln, der mich benachrichtigte, daß alle Hoffnungen, das Leben Alberts zu erhalten verschwunden seien. Sechs Jahre später wollte es der Zufall, daß der Brief, welcher die Todesnachricht meines Vaters enthielt, mit demselben Siegel geschlossen war. Und endlich trug durch ein seltsames Zusammentreffen auch der traurigste Brief, welchen ich jemals empfing, derjenige, welcher mir von Palermo aus den Tod Eugeniens meldete, dasselbe Siegel!

sind abgereist und angekommen, und Albert war erstaunlich wenig angegriffen. Sobald wir ihn ruhig in seinem Bette liegend wußten, gingen wir in die Kathedrale. O, wir mußten es, wir mußten es tausend Mal wiederholen: Gott sei gelobt! Gott sei gedankt! um unsere Herzen zu erleichtern. Diese schöne Kirche war ganz voll von Menschen, sie war erleuchtet, die Orgel ertönte. Wir erhielten den Segen des heiligen Sacramentes. O, es war dies gewiß ein gutes Vorzeichen, dieses göttliche Ende eines so glücklich begonnen Tages!

Pauline, glaubst Du wirklich, daß es wahr ist? Daß wir ankommen? Nun, so wollen wir denn hoffen und auf Gott vertrauen! Mag kommen was da will! was Gott thut ist wohlgethan.

Ich denke mit Glück daran, daß wir vor unserer Abreise alle Tage die Messe hören können! - O, wie ist doch der Gedanke an Gott, Pauline! wie anbetungswürdig! und wenn er alle anderen Gedanken beherrscht, wird Alles so leicht, und sogar der Schmerz nimmt eine mildere Färbung an. Alle Morgen die Messe; jeden Abend noch einen gesegneten Augenblick in der Kirche, um Gott zu danken, wenn der Tag ein guter war, oder um seine Hilfe zu flehen, wenn er ein schlimmer war. Denn diese Reise soll eine Reise des Gebetes sein, nichtwahr? O meine Pauline, wir werden Dich wiedersehen. Ich hoffe! ich hoffe!

Du, die Du wie wir, eine Art Glauben an die durch Zufall aufgeschlagenen Bibelstellen hast, höre, was wir vor unserer Abreise von Venedig lasen: „Und

es wird geschehen, daß, ehe sie rufen, ich sie hören werde, und wenn sie noch beten, werde ich sie schon erhört haben.“ (Jesaias.) „Nahen wir uns ihm mit einem aufrichtigen Herzen, mit einem vollkommenen Vertrauen.“ (Hebr. IV.) Was sagst Du dazu? Gute Nacht, Liebchen.“

Eugenie an Pauline.

„Verona, Mittwoch 13. April 1836.

Liebe Freundin, mein Gott! wie gut Albert bis jetzt ist! Wir sind Alle ganz erstaunt darüber und dankbar gegen den lieben Gott, der uns so gnädig beschützt! O, wenn dieser Zustand doch anhielte! Er ist wohl, heiter, er freut sich, sich so wohl zu fühlen wie seit lange nicht. O Pauline! schütze uns Gott! und welcher Zukunft wir auch immer entgegen gehen mögen, seien wir immer dankbar! Beten und lieben wir immer, auch wenn diese unverhoffte Wendung zum Besseren nur eine Erleichterung und eine Tröstung sein sollte für das schreckliche Unglück, das wir durch die Art, wie wir es fürchten konnten, so verschlimmert haben. Auch wenn Gott uns diese Prüfung auferlegt, murren wir niemals gegen seinen Willen und erinnern wir uns des hohen Glückes dieser Zeit.“

Alexandrine an den Grafen von Montalembert.

„Genua, 22. April 1836.

Lieber Freund, wir sind mit Gottes Beistand so weit vorgeschritten . . . Aber ich lebe nur in der Ge=

genwart, meine Gedanken gehen nicht über den morgenden Tag hinaus, und gehen auch nur so weit nicht ohne Schrecken. Ich komme nicht aus der Angst und Furcht heraus, und wenn mir auch nur der kleinste Hoffnungsstrahl leuchtet, fühle ich mich vergleichsweise glücklich. Nichts ist aber angreifender als eine solche Existenz, und doch bleibe ich gesund dabei. Ich begreife nichts von diesem Zustand. Die Welt erscheint mir wie umgekehrt . . . Manchmal bemächtigt sich meiner eine dumpfe Gefühllosigkeit und andere sonderbare Empfindungen. Die Gegenstände dieses unglücklichen Lebens erhalten ganz die Farbe meiner Seelenstimmung. O, was will Gott noch aus mir machen? Oft zittere ich, er möge mich dafür strafen wollen, daß ich ihm nicht Alles gebe, daß ich noch immer das Glück der Erde liebe . . . Ach, auf der Erde, war mein Ideal! Und jetzt sehe ich, daß auf der Erde nur falscher Schein des Glückes ist. Ich sollte also meine Seeligkeit wo anders suchen, allein ich schwinge mich nicht auf! . . Ich verstehe den Himmel nicht und doch sehe ich andere Seelen, die den Vorgeschmack des Himmels haben, der sie ablöst von der Erde! Aber, lieber Freund, ungeachtet jener dichten Materie, die meine Seele umgibt, ehre ich die himmlischen Dinge, und ich hoffe, daß mich diese Verehrung nach und nach zur Liebe führt. Ich habe in Ihrer Einleitung zur heiligen Elisabeth die Zeichnung des Bandes, welches die Heiligen des Himmels und die Menschen auf der Erde mit einander verbindet, sehr bewundert. O, ich glaube, daß ich den Stolz des individuellen Urtheils nicht habe, oder

ihn verlor. Sehr oft dachte ich, daß es mir genüge, daß Albert, seine Schwestern und Sie katholisch sind, um es selbst zu werden!

Ich danke Ihnen für Ihren lieben Brief, für Ihre Vorstellungen und Ihren guten Rath, die ich hier fand. Ich hätte Ihnen tausend Dinge zu sagen, aber der Schlaf überwältigt mich ... Ich habe Albert Ihren Rosenkranz gezeigt, ohne den Brief, natürlich; er ist indessen über Ihr Schweigen nicht erstaunt. Er hat eine zu zärtliche, zu vertrauende Seele, und betet Sie an, wie immer ... O, werde ich bald mit Ihnen sprechen? Fürchten Sie nicht, daß ich Ihnen jemals meine Zweifel oder religiösen Eindrücke verberge. Sie werden, wenn Sie es wollen, stets erfahren, was in mir vorgeht; das ist die wahre Brüderlichkeit. Das Beste, was ich habe ist vielleicht gerade meine Offenherzigkeit und mein Vertrauen. Beten Sie alle Tage für mich, denn ich selber bete schlecht, obgleich ich Gott liebe.

Eugenie ist sehr gerührt, daß Sie ihrer gedenken. Ich bin entzückt, daß Sie sie so gut fanden. Ich glaube, es gibt auf Erden kein Weib, das so wie sie einem Engel gleicht.

O lieber Montal! Wird uns Gott bis nach Paris führen? Ich werde Ihnen auf der Reise schreiben.

Auf Wiedersehen mit Hilfe Gottes!“

Eugenie an Pauline.

„Paris (wir sind hier), Freitag 13. Mai.

Meine Pauline! Wir sind hier! Gott sei gedankt! Aber in welcher Aufregung! Seit gestern angekommen und noch keinen Augenblick Zeit gehabt zum Schreiben.

Ich bin erregt, betäubt von tausend Dingen. O, wärest Du doch hier, auf daß Du Alles mit eigenen Augen sehen könntest! Laß sehen, ich will versuchen mich zu sammeln. Mittwoch um sechs Uhr Abends sind wir in Villejuif angekommen. Wir fanden dort Frau von Lagrange, Emma, Carl, 2c., 2c. Das war eine erste Aufregung für Albert. Dann hier Montal und eine Menge anderer Leute . . .

Hahnemann [1]) kam gestern um fünf Uhr. Es ist ein braver Mann, ein kleiner Alter. Alexandrine hat ihn so gerührt, daß er beim Abschied ihre Hand erfaßte und sagte: „Seit den sechszig Jahren, wo ich practizire, habe ich nie eine Frau gesehen, die so ihren Mann geliebt." Wir sollen unsere jetzige Wohnung verlassen, weil die Räume zu klein sind! Wir werden nun eine in der Gegend des Luxemburg suchen."

---

1) Hahnemann, der berühmte Erfinder der Homeopathie, war damals mehr als achtzig Jahre alt. Er starb in Paris im Jahr 1843.

Alexandrine (in ihrem Tagebuch).

19. Mai.

Als ich gestern mit Eugenien ausging sagte sie zu mir, daß der Gedanke an den Tod ihr Herz vor Freude schlagen mache! Das setzte mich in Erstaunen. Aber solche Dinge befestigen mich im Glauben.

22. Mai Pfingst-Sonntag.

O mein Gott, Du suchtest mir schon in so mancher Weise die Erde zu verleiden, und dennoch liebe ich sie noch immer! O lieber Himmel, warum kann ich Dich nicht lieben und ersehnen?

Seit gestern (21.) wohnen wir rue Madame, Nr. 13.

Noch vor dem Frohnleichnamsfest werde ich Katholikin sein. Der Abbé Gerbet wird mein Beichtvater[1]). Doch der Abbé Martin von Noirlieu (der erste katho-

---

1) Sie hatte ihn damals noch nie gesehen. Doch sie las eines Tages in Venedig einen Artikel von ihm in der „Université catholique," und der Eindruck, welchen dieser auf sie machte, war so bedeutend, daß sie sich vornahm, ihn zum Beichtvater zu wählen, wenn sie je katholisch werden sollte. Der Abbé Gerbet war von Paris abwesend, als sie dort ankam; sie blieb aber demungeachtet bei ihrem Beschluß, den sie schon gefaßt hatte, ehe sie ihn noch kannte, und sie verdankte später dieser Wahl so viele Tröstungen daß man veranlaßt ist zu glauben, diese Wahl sei eine durch den barmherzigen Willen Gottes erfolgte Eingebung gewesen.

lische Geistliche, den ich kennen lernte) wird meine Abschwörung empfangen.

Unsere jetzige Wohnung ist hübsch, geräumig, und unsere Zimmer gehen auf die schönen Gärten des Luxemburg. Als ich am Sonntag aus der Messe kam, stand mein Albert lächelnd am Fenster. Ich fand, als ich in's Zimmer trat, einen allerliebsten kleinen geschnitzten Tisch und Stuhl. Sein Vater sagte, es sei ein Geschenk für mich von Albert, er hätte ihn gern noch mit einem himmelblauen Tuch bedeckt, weil er wisse, das sei meine Lieblingsfarbe.

Mittwoch, 25. Mai.

Diesen Nachmittag ging ich mit Eugenien im Monat Mariä nach Saint-Etienne du Mont. Ehe wir gingen, sagte mir Albert Adieu, und wir sahen ihn in das grüne Sammetbuch schreiben, welches ich in Venedig für ihn gestickt hatte. Das interessirte mich. Vor dem Schlafengehen nahmen Eugenie und ich jenes Buch und öffneten es im Salon. Mein Gott! was wurde aus mir, als ich Folgendes las:

„Herr, ehemals sagte ich Tag und Nacht zu Dir: Erlaube, daß Sie mir gehöre, und wenn ich dieses Glück auch nur für einen Tag besitzen sollte. Du hast mich erhört, mein Gott! Worüber hätte ich mich zu beklagen? Wenngleich mein Glück nur ein kurzes war, so war es doch unsäglich; und jetzt, wo auch das Ende meiner Bitte in Erfüllung gehen soll[1]), erlaubt es Dein

1) Er hatte Gott sein Leben für ihren Glauben angeboten.

göttlicher Wille, daß mein Engel in den Schoß der Kirche zurückkehre, wodurch Du mir zugleich die Gewißheit gibst, daß ich sie in Kurzem dort wiedersehe, wo wir eingehen werden in deine unendliche Liebe[1])."

O, wie bewegt war ich, als ich in jenen wenigen Zeilen so viel Liebe zu Gott, so viel Liebe zu mir, und eine so ruhige Ergebung in den Tod las, an den ich selbst nicht ohne furchtbares Erschrecken denken konnte!

Doch später ... o, wie küßte ich das Wort: in Kurzem!

Eugenie an Pauline.

„Paris, Samstag 28. Mai 1836.

Ich fange heute Abend an, Morgen werde ich beendigen. Pauline, morgen wird Alexandrine zur Kirche zurückkehren und Du bist nicht hier! Werden wir uns jemals darüber trösten können? Wenn Du wenigstens Donnerstag hier sein könntest! Ich hoffe es. Und schreibe ich schon diesen Brief in dem Gedanken, daß er überflüssig sein wird. Am Donnerstag geht sie zum ersten Mal zur heiligen Communion. O Pauline, das sind wirklich große Tröstungen inmitten unseres Schmerzes.

---

1) Es sind dies die Zeilen, welche Abbé Gerbet später das erhabenste Testament zärtlicher Entsagung und heroischer Liebe nannte, welche jemals die Seele eines Christen dem Herzen eines Gatten eingeflößt habe. Und diese Worte sind die letzten, welche Albert geschrieben hatte.



Wie ist es möglich sich zu beklagen, wenn man so große Ursache hat Gott zu danken!

Geliebte, ich will Dir nicht mehr sagen, denn ich hoffe Dich zu umarmen, ehe Du diese Zeilen empfängst. Wenn Du sie aber eher empfängst, dann Adieu. Ich liebe Dich, o viel mehr noch als in den schönen Tagen unserer „loving" Kindheit, Gott segne morgen unsere Alexandrine!"

Alexandrine (in ihrem Tagebuch.)

„29. Mai 1836. (Dreieinigkeitssonntag.)

Diesen Morgen war ich schon sehr früh in der Messe, dann kleidete ich mich um. Ich zog ein weißes Kleid an, und ein blaues Band bedeckte kreuzweise meine Brust. Es sind dies die Farben der heiligen Jungfrau, welche stets meine Lieblingsfarben waren! Und es war auch dieses ihr Monat; diese Gnade verdankte ich ihrer Fürsprache, um die ich sie bitten sollte, wie mir der gute Franziscaner in Pisa sagte. Ich verdanke sie auch meinem Albert, der sich selbst für mich zum Opfer brachte, er, der Alles, selbst seine Begeisterung für meine Bekehrung Gott zum Opfer anbot, und nichts behalten wollte als seine Liebe für das Gute.

Der Abbé Martin von Noirlieu las die Messe (an einem in Alberts Zimmer aufgebauten Altar); dann hieß er mich näherkommen, niederknieen vor sich, gebot mir das Zeichen des heiligen Kreuzes zu machen, und nach-

dem dies geschehen, las ich mit lauter Stimme die folgende Abschwörung:

†

Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.

Ich bekenne meinen festen Glauben an alle allgemeinen und besonderen Artikel des Glaubensbekenntnisses der heilig, römisch, apostolisch, katholischen Kirche.

Ich glaube, daß es eine abscheuliche Abgötterei sein würde, den Kultus der Anbetung einem anderen als Gott, Sohn und heiligen Geist darzubringen. Ich glaube mit der heiligen katholischen Kirche, daß es gut und nützlich ist, die heilige Jungfrau und die Heiligen um ihre Fürsprache bei Gott zu bitten, um seine Wohlthaten durch unsern Herrn Jesum Christum zu erhalten, welcher ist unser Heiland und Erlöser.

Indem ich die Bilder der heiligen Jungfrau und der Heiligen verehre, schreibe ich diesen keine Tugend und Göttlichkeit zu, um welcher Willen man sie verehren müsse, verlange von ihnen keine Gnade und setze nicht in sie mein Vertrauen, weil nicht den Bildern, sondern Denen, welche sie vorstellen, alle Ehre gebührt.

Ich glaube, daß Jesus Christus sieben Sakramente eingesetzt hat.

Ich glaube, daß Jesus Christus der Kirche die Vollmacht gegeben, Ablässe zu ertheilen, und daß diese heilsam sind.

Ich glaube, daß die Seelen, welche mit der Gnade und der Barmherzigkeit aus diesem Leben scheiden, jedoch noch die Schuldner der göttlichen Gerechtigkeit sind, noch während einer gewissen Zeit im Fegfeuer leiden, und daß man ihre Pein durch Gebete, Allmosen und heilige Meßopfer lindern kann.

Ich glaube, daß durch die Kraft der Einsetzung des Brodes und des Weines, welche am Altare gereicht werden, sich dieselben in den Leib und das Blut Jesu Christi verwandelt haben, und daß man den anbetungswürdigen Heiland ganz unter einer einzigen Gestalt empfangen kann.

Ich glaube, daß es nur einen Glauben, eine Taufe gibt, wie es nur einen Gott gibt, und daß es unmöglich ist, Gott zu gefallen und gerettet zu werden, ohne diesen Glauben und diese Taufe.

Ich glaube, daß nur der katholische der wahre Glaube ist, den, seit den Aposteln, die katholischen Hirten ohne Unterbrechung gepredigt haben; ich glaube, daß die Kirche von Jesus Christus gegründet wurde, der ihr den heiligen Geist gesendet, der alle Tage in ihr gegenwärtig sein wird bis zu dem Ende der Jahrhunderte.

Ich glaube, daß man nicht außerhalb der katholischen Kirche gerettet werden kann, aber ich verdamme im Besonderen keinen Jener, welche das Unglück haben, außer ihrer Gemeinschaft zu leben und zu sterben. Es kommt nur Gott zu, über sie zu richten; er allein weiß, bis zu welchem Punkt ihre Ungewißheit des wahren Glaubens freiwillig und strafbar war.

Ich glaube, daß die Macht die heilige Schrift auszulegen nur den Aposteln und ihren rechtmäßigen Nachfolgern gegeben ist, zu welchen Christus sagte: Gehet hin und lehret alle Völker.

Ich glaube mit Herz und Geist an die Lehre der katholischen Kirche. Ich will in dem Schooß dieser Kirche mit der Gnade Gottes, den ich alle Tage meines Lebens dafür segnen werde, daß er mich zurückgeführt zu der Religion meiner Väter, leben und sterben.

Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.

Paris, 29. Mai 1836, am Tage des Festes der heiligen Dreieinigkeit.

Martin von Noirlieu,
Alexandrine von La Ferronnays geborene von Aolpeus.

In Gegenwart der Unterzeichneten:
Albert von La Ferronnays,
Graf von La Ferronnays,
Montsoreau, Gräfin von La Ferronnays.
Eugenie von La Ferronnays.
Ferdinand von La Ferronnays.

(Auch Montalembert war gegenwärtig, ich vergaß ihn aufzuzeichnen).

Als Alles beendet war, stürzte ich meinem Albert in die Arme, und umarmte dann alle anderen geliebten Mitglieder unserer Familie. Der Abbé Martin näherte sich mir, und sagte zu mir: „Jetzt, Madame, haben Sie Brüder in der ganzen Welt.“

Und ich fühlte mich wie in einem neuen Leben, glücklich! glücklich! so daß ich ganz überrascht war,

und fast fürchtete zu lustig und froh an der Seite meines Albert den Rest des Tages verlebt zu haben.

Eugenie schrieb an diesem Tag in ihr Heft folgende Zeilen, die ich am Abend las:

„Herr! Wie soll ich mit dir reden und wie kann ich dir danken für die Gnade dieses Tages? Sie ist katholisch; dein kleines Lamm ist zu dir zurückgekehrt, mein Gott! Erfreue ihre sanfte Seele, segne sie, tröste sie für ihre langen Jahre der Verbannung, überschütte sie mit Freuden, weil sie zurückkehrt in das wahre Vaterland; segne sie mit allen deinen Gaben, und wenn du sie lieb genug hast, um sie zu prüfen, so gib ihr doch jene unendliche Liebe für dich allein, um Alles zu ertragen, um Alles zu lieben, was von deiner angebeteten Hand kommt. Geliebte Engel, wachet über sie, auf daß ihr Frieden groß und ihre Seele heiter sei!"

In dieser Nacht vom 29.—30. Mai (ich habe es seitdem erfahren) träumte meine Mutter, sie hätte mich wieder als ein kleines Kind sitzen sehen, mit einer ungeheueren Krone von Blumen auf dem Kopf, die wie Wurfspieße waren, mein ganzer Anzug habe ihr sehr mißfallen, und als ich ihr einige dieser Blumen angeboten, habe sie dieselben zurückgewiesen. — O! bis wann? . . .

30. Mai. Montag. — Montal kam und führte mich zu dem Abbé Gerbet. Albert war im Salon als er hereintrat. Und viele Jahre später sagte mir der Abbé Gerbet, wie lebhaft er sich noch an den Blick der Freude erinnere, der Alberts Gesichtszüge verklärte beim Anblicke des Mannes, der das Leben der

Gnade seiner Alexandrine wiedergeben sollte. Dieser Blick hatte sich um so tiefer seinem Gedächtniß eingeprägt, weil Alberts herrliche Augen noch das einzig Lebendige in seinem Angesicht waren, das sich leider damals schon schrecklich verändert hatte.

Dienstag, 31. Mai. — Ich war mit Eugenie zu Fuß nach der Kapelle des Collegiums Stanislaus gegangen. Als ich dort angekommen war und den Abbé Gerbet in dem Beichtstuhl sah, hatte ich Furcht, und es bedurft langer Zeit bis ich mich so weit faßte, um hinein zu gehen. Eugenie sagte mir, ich möge beten, um ruhig zu werden.

Alexandrine (in ihrem Tagebuch.)

Mittwoch 1. Juni. — Mein Gott! mein guter Gott! Ich wage zu glauben, daß mich trotz meiner Unwürdigkeit deine Hand geführt hat. O lieber, guter Gott! Ich sehe so viele Faden, die sich halten, so viele erhörte Gebete! Du hast leise meine Schritte gelenkt, leise, obgleich du den Weg für den Blitz geebnet hast! O mein Gott! mein himmlischer Vater! Ja, der Glaube und mehr Glück wenigstens auf Erden, oder vielmehr der Glaube, um überall, hier und im Jenseits unfehlbares Glück zu haben. Geliebter, angebeteter Glaube, ich besitze dich nun schon und werde dich noch mehr besitzen, denn ich habe um dich gebeten, und wer bittet, wird erhalten.

Ich bin so glücklich, daß ich katholisch bin, so fröh-

lich, daß es mir fast wie ein Wunder erscheint, welches mich immer mehr von der Wahrheit dieser geliebten Religion überzeugt. O mein Gott, ich danke dir! Und auch Euch Allen danke ich, die Ihr mir geholfen habt! Und die Beichte, die ich so sehr liebe, ungeachtet der schrecklichen Leiden, die ich durch sie empfunden habe. Mein Jesus, mache, daß ich wiedergeboren werde, doch lasse mir alle lieben Neigungen. Rette sie Alle, mache Alle glücklich, die ich liebe, und alle Die, welche Albert liebt, für immer!

Ich habe *geglaubt*, o so fest geglaubt heute! Und ich habe darüber eine so große Freude empfunden, ungeachtet meiner tiefen Demüthigung, ungeachtet der Buße, welche mich am Samstag erwartet, wenn ich alle meine Sünden beichte.

O mein himmlischer Vater! Welchen Priester hast du mir gesendet, der alle meine Hoffnungen übertrifft, welche ich auf einen Beichtvater setzte!

Mein Gott! Verhüte, daß ich selbst Deinetwegen meine Mutter, meine Brüder nicht vergesse, und meinen lieben Vater im Jenseits, und die Sorgfalt, welche ich meinem Albert schulde. Mein Jesus! Laß mich meinen Gatten, den du mir selbst gegeben, überallhin begleiten, in die Schatten des Todes, wie in die volle Kraft des Lebens, in den Schlaf des Grabes und an sein Schmerzenslager, laß mich überall bei ihm sein, auf daß er überall eine bekannte geliebte Gestalt um sich sieht, eine ihm Muth einflößende Stimme hört, auf daß er eine Freundin habe, die Alles mit ihm trägt und überwindet! Mein Jesus! Schütze meine Gedanken,

daß sie nichts Anderes wünschen. Amen. Heilige Jungfrau, liebe Heiligen, bittet für mich!

Während der folgenden Nacht (1.—2. Juni) war ich um ein Uhr in dem Zimmer Eugeniens. Ich glaubte Albert schlafe. Plötzlich hörten wir Akkorde, das machte einen unheimlichen Eindruck auf uns. Ich erkannte, daß diese Töne von Albert herrührten, daß er zum letzten Mal die Tasten des Piano berührt hatte. Ich ging zu ihm. Er war so rührend anzusehen! Er war in eine sanfte, melancholische Träumerei versenkt. Seine treue Pflegerin, eine Schwester von „Bon-Secours," war bei ihm. Montalembert bewunderte sehr jene Liebe, welche Albert der Musik bewahrte. Er sagte, daß andere Kranke, wie er, sie meistens haßten. Dies aber war der sanfte und lieblichen Seele Alberts würdig; er liebte sie immer noch, nur mußte sie jetzt sehr leise sein, weil er die starken Laute nicht mehr ertragen konnte.

In der Nacht, die jener folgte (2.—3. Juni), um halb zwei Uhr stand Albert auf und brachte einen großen Theil in seinem Lehnstuhl zu; ich näherte mich ihm und gab ihm meine niedergeschriebene Gewissenserforschung. Er half mir in diesem Examen mit dem hellsten Geiste und der größesten Gewissenhaftigkeit. Jedoch am Morgen legte er sich wieder zu Bett und hatte große Schmerzen.

Ich sah, daß er schlimmer wurde, und faßte in der Verzweiflung den Entschluß, Eugenie zu Hahnemann zu schicken, um ihn zu bitten, uns die ganze Wahrheit offen zu sagen. Während ihrer Abwesenheit nahm ich

ein Gebetbuch, welches mir meine Schwiegermutter gegeben hatte, und schrieb die folgenden Zeilen hinein:

7. Die Dinge, welche mir als nützlich erschienen waren, kamen mir nun, nachdem ich auf Jesu geblickt, wie Nachtheile und Verluste vor.

8. Ich sage mehr, Alles erscheint mir als ein Verlust gegenüber der hohen Bekanntschaft mit Jesu Christi unserem Herrn, um dessen Liebe willen ich mich entschlossen habe Alles zu verlieren, weil mir alle Dinge wie Unrath vorkamen, um Jesus zu gewinnen.

Der heilige Paulus an die Philipper III, 7. 8.

„Ich habe gelernt, mich mit dem, was ich habe, zu begnügen. Ich vermag Alles in Dem, der mich stärkt.“

(Philipper IV.)

Eugenie kam zurück; sie antwortete in sanfter Weise auf meine stürmischen Fragen, allein der Stoß, den sie mir gab, erschreckte sie.

Ich habe noch nicht glauben können, so vieler Hoffnung entsagen zu müssen. Als Eugenie hinzufügte, daß Hahnemann gesagt habe, es sei lebensgefährlich für mich mit Albert in demselben Zimmer zu schlafen, lächelte ich, die Empfindung, die jener Ausspruch in mir erregte war eine glückliche [1]).

---

1) Sie war in dieser Schmerzenszeit oft von dem Gedanken gequält, Albert nicht zärtlich genug, ihn nicht so geliebt zu haben, wie er es verdiente. Dann gewährte es ihr eine Art Erleichterung, ihm in gewisser Weise fühlbare Beweise ihrer Liebe zu geben. Ihre Gleichgültigkeit für ihre eigene Gefahr bei dieser Gelegenheit war einer von diesen Beweisen, die ihr

Eugenie an Pauline.

„Paris, Freitag 3. Juni 1836.

Gott thut an Alexandrine große Gnade, er liebt sie wie ein geliebtes Kind; seitdem sie katholisch ist, ist sie von unerhörter Ruhe und Festigkeit. Sie bewahrt inmitten dieses furchtbaren Schmerzes eine Heiterkeit, die nur Gott ihr geben konnte. Arme Liebe! sie hat schon zwei Mal gebeichtet, und morgen wird sie die heilige Communion empfangen.

Kannst Du Dir eine Vorstellung machen, was das für sie sein mußte, eine Generalbeichte, für sie, deren unzerstörbares Gedächtniß ihr mit der gewissenhaftesten Genauigkeit alle ihre Lebensjahre vor die Seele führt! Ich habe sie diese beiden Male nach der Kapelle des Collegiums Stanislaus begleitet. Sie blieb so lange aus, daß ich vollständig eingeschlafen war, als sie zurückkehrte. Wir mußten beide darüber lachen, denn wir lachen noch, und oft, trotz Allem. Aber es ist dies nicht schlimm, das fühlen wir. Diese Art Fröhlichkeit ist nicht weltlich, sie kommt von der Ruhe her, welche das Gebet verleiht. Das ist auch die Meinung des Abbé Gerbet.

O Pauline, welche große Gnade für Alexandrine,

---

ein so seltsames Vergnügen gewährten. Es erscheint überraschend, daß solche Zweifel in ihr aufsteigen konnten, allein diese grundlosen Qualen, welche die Einbildung dem Schmerz hinzufügt, werden von Jenen verstanden werden, die in Wirklichkeit geliebt und gelitten haben.

ihm jetzt begegnet zu sein! Sie wiederholt dies immer und sagt, er sei ganz das, was sie sich gewünscht habe. Er ist von einer außerordentlichen Sanftmuth, und die unendliche Barmherzigkeit in seinen Schriften durchdringt auch alle seine Worte, sogar seine ganze Person.

Alexandrine wird am Sonntag zum ersten Mal zur heiligen Communion gehen. Wenn Albert hingehen kann, wird diese heilige Handlung in der Kapelle des Jesu-Kindes vor sich gehen, wo auch Du vor Deiner ersten Communion das heil. Bußsacrament empfingest. O Pauline, komm, meine Geliebte, wenn Du kannst; betrachte sie, stark im Glauben, in der Liebe und in der Hoffnung. Sie ist ruhig, sage ich Dir. Sie spricht von ihrem Unglück, sie sieht die Trennung von Albert als eine Reise an. Beten wir, lieben wir immer. Ich werde Dir alle Tage schreiben, und wäre es auch nur auf einen Augenblick. Adieu, lieber Engel. Möge Gott in unseren Herzen wohnen, um ihnen seinen Willen einzuprägen."

Eugenie an Pauline.

„Freitag, 3. Juni, Mitternacht.

Liebe Freundin, diesen Morgen ist erst mein Brief abgegangen ... und diesen Abend fange ich schon wieder an zu schreiben ...

Der Erzbischof hat die Erlaubniß gegeben, daß am Sonntag, um Mitternacht in dem Zimmer Alberts die Messe gelesen werde, damit er nüchtern communiziren könne; denn um mit Alexandrine in derselben Messe zu communiziren, hätte ihm ein Viaticum

gereicht werden müssen, was doch bei dieser Veranlassung gar zu traurig gewesen wäre. Aber kannst Du Dir eine Vorstellung von dieser Mischung Süßem, Feierlichem und Unseligem machen? Um Mitternacht in seinem Zimmer, ein Altar, Blumen, Lichter, Alexandrine, die zum ersten, er, der vielleicht zum letzten Mal zum Tische des Herrn geht! . . .“

„4. Juni, Samstag.

Wir warten auf den Abbé Gerbet, der kommen wird. Alexandrine wird beichten und die Absolution empfangen. Auch der Abbé Dupanloup wird kommen um Alberts Beichte abzuhören, und wir selbst werden dies in der Kirche thuen; dann werden die Mutter, der Vater, Alexandrine, Olga, Herr von Montalembert und ich zusammen communiziren.

O meine Pauline, wie Du uns fehlst!

Wäre ich doch nur sicher, bei Alexandrine bleiben zu können! Man wird die Tollheit haben zu sagen, das sei keine Bestimmung: Sie müssen ein Lebensziel haben! Ist das etwa kein Lebensziel seine ganze Zeit, seine ganze Sorgfalt einer Freundin, einer geliebten Schwester zu weihen? Man thut doch dasselbe für einen Gatten, den man . . . oft weniger liebt.“

Alexandrine (in ihrem Tagebuch).

An demselben Tag, Samstag, 4. Juni.

Ehe ich dem Abbé Gerbet beichtete, las ich ihm vor und in einer der Reflexionen hinter den Kapiteln der Nach-

folge Christi, las ich die Worte: „Die Liebe ist stärker als der Tod."

Diese Worte richteten meine Seele auf.

„Die Liebe ist stärker als der Tod." Mein Gott! ich danke Dir!

Welch große Gnade! Und wie könnte ich jetzt keinen Glauben haben, nachdem Du mein Gebet erhört und mich fühlen ließest, wie ich ihn liebte! Diese schrecklichen Zweifel waren also Illusionen; und jetzt, süßes und herrliches Gefühl! jetzt weiß ich, daß ich gern mit ihm in das Grab steigen würde, das ich doch immer so gefürchtet. Mein Gott! niemals von ihm getrennt, niemals, mein Gott! Er bedarf meiner, und ich kann Alles entbehren, was ich auf Erden zurücklasse.

Süßer, so sehr geprüfter Freund, der mich so sehr geliebt, da er noch nicht gelitten, fürchte nicht, daß ich in Deinen Leiden Dich verlassen werde. Unser Gott wird uns die Gnade verleihen, wie ich hoffe, daß ich nicht abwesend bin. Und dann, geliebter Freund, wird dein Todeskampf doch etwas weniger grausam sein. O fürchte nichts! siehe mich mit deinen schönen Augen nicht an, als wollte ich mich entfernen. Ich werde Dich immer halten, wenn auch der Schmerz, Dich sterben zu sehen, mir das Herz zerreißt; meine Arme, meine Augen werden immer an Dir haften, und dein letzter Blick wird sehen, daß ich immer da bin.

Und dann, mein Gott, wie du willst, Alles was du willst, wann du willst! Wenn ich lebe, werde ich glücklich sein; wenn ich sterbe, werde ich es auch sein,

wenn ich bei ihm bin. Und was mein Leben ohne ihn auf Erden betrifft, so will ich nicht einmal fürchten mich zu trösten. Verhänge über mich, was du willst, mein Gott, nur halte mir die Sünde fern und die Gewissensbisse! Mein Gott! mein Jesus! Der lebendige Glaube, der wahre Glaube für mich! Ich will nichts, und ich will Alles. Amen.

Als ich zur Beicht ging, nahm ich Abschied von Albert und bat ihn um Verzeihung für Alles, was ich ihm gethan hatte. Er antwortete mir so zärtlich und so bescheiden.

Gegen Abend kam der Doctor. Ich kleidete mich an für meine erste Communion. Ich trug Eugenien auf, ihm zu folgen und ihn zu fragen, ob Albert schlimmer sei, so schlimm, daß er noch in derselben Nacht sterben könne; er bejahete es. Aber alle meine früheren Empfindungen waren verschwunden, ich fühlte mich außer mir, wie außerhalb der Welt; Eugenie auch. Ich beendigte also ruhig meine Toilette, zog ein weißes Mousselinkleid an, und umhüllte den Kopf mit einem Schleier. Mit welchem? Mit meinem Brautschleier!

Zum ersten Mal hatte ich ein wirkliches Gefühl von Zerknirschung, als ich so ganz weiß gekleidet war, und Albert und Eugenie ein Kapitel aus der *Nachfolge Christi* vorlas. Ich sagte Eugenien, was ich empfände; sie beruhigte mich mit den Worten: ich sei nun wirklich ganz weiß, weil ich die Absolution empfinge.

Ein Anderer als ich [1]) hat von diesem Abend, dieser Nacht gesprochen, dies jedoch hat er nicht gesagt:

Albert war im Bett, er hatte nicht aufbleiben können. Ich kniete vor ihm nieder, nahm seine Hand, und so fing die Messe des Abbé Gerbet an. Ich wußte nicht, wo ich war, was mit mir vorging. Da aber entzog mir Albert plötzlich seine Hand (diese Hand, die ich für so heilig hielt, daß ich nicht Gott zu beleidigen glaubte, wenn ich sie in dem heiligsten Augenblick meines Lebens umfaßt hielt), und sagte: „Geh, geh, gehöre ganz dem Herrn an."

Der Abbé Gerbet richtete noch einige Worte an mich, ehe er mir die heilige Communion spendete, dann reichte er sie Albert, wonach ich seine liebe Hand wieder nahm. Ich glaubte, ihn noch in dieser Nacht sterben zu sehen.

Es war jedoch nicht so; Gott erlaubte, daß Albert noch einige Tage am Leben bleiben durfte, um jene letzte, höchste Freude ihrer Vereinigung zu genießen. Am folgenden Tag schrieb Alexandrine in ihr Tagebuch:

Ich war im Hochamte zu Sanct-Sulpice. Es war Frohnleichnamsfest. Alles war reizend, die Gesänge, der Weihrauch, die auf dem Boden gestreuten Blumen. Eugenie sagte, ich solle mich umsehen, allein ich beugte den Kopf, von Neuem von jenem Gefühl der

---

1) Sie meint den Abbé Gerbet, dessen Schrift diesen Gegenstand betreffend, bald darauf gedruckt wurde. Siehe Anhang Nr. 1.

Zerknirschung und des Schmerzes ergriffen, das ich am vorigen Tag empfunden.

In dieser selben Kirche hatte ich vor meiner Bekehrung oft gebetet: „O nur einen Augenblick des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe gib mir, und dann lasse mich sterben!“ Denn zu jener Zeit hatte ich noch nicht den Glauben, doch ich wollte ihn haben.

Alexandrine (in ihrem Tagebuch).

Sonntag 5. Juni.

Mit Albert zum ersten und letzten Mal communizirt! — er zum letzten, ich zum ersten Mal! Vollkommene Vereinigung jetzt, und jetzt gebrochen! Mein Gott, was liegt an der Art, wie du uns vereinigest, wir sind vereinigt und müssen dir dafür danken, uns das gegeben zu haben, was wir Beide wünschten.

Die Welt, welche die religiöse Begeisterung mißbilligt, die sie für ein Unglück hält, welch schöne Tröstung hat sie im Leiden zu bieten? Es scheint mir, daß man schon allein aus Klugheit einen kleinen Vorrath Mittel gegen die unzähligen und häufigen Leiden des Lebens sammeln sollte. Stumpfsinnige Welt! überaus stumpfsinnig! Gott zu sehr lieben! Gott wenig zu lieben, das begreife ich leider wohl, allein zu sagen, daß man ihn zu viel liebt, heißt seinen ganzen Verstand in Tollheit verwandeln.

Mittwoch, 8. Juni.

Albert schien einen Augenblick zu finden, daß ich mich weniger mit ihm beschäftige als sonst; als er mich weinen

sah, war er so betrübt, daß er mich zärtlich um Verzeihung bat; dann sagte er zu Eugenien und mir: „Ich war schlecht, ich war auf Gott eifersüchtig.“

O mein Gott! mein Gott! Ich dachte eben, daß ich gern mein Leben in einen tiefen Seufzer aushauchen möchte, zu seufzen wie ich leide. O ich Elende! Ich wollte kein Glück, ich wollte nur die Abwesenheit der Gewissensbisse, Niemanden mehr betrüben, und nun läßt mich mein Gatte diese beiden schrecklichen Uebel empfinden, gegen welche ich keinen Muth habe. Ich habe ihn betrübt und habe Gewissensbisse um ihn. Ach, er hat Recht, ich bin keine gute Krankenpflegerin, ich bin nicht mit Eugenien zu vergleichen. Mein Schmerz hat ihm wehe gethan, und er bat mich um Verzeihung, der arme Freund. Er sagte: „Ich war auf Gott eifersüchtig.“ Ja, ich habe ihn vernachlässigt, ich habe die Sorge um ihn zu sehr Eugenien überlassen. O mein Gott! möge als Sühne Albert im Himmel mich auf der Erde aus Schmerz um ihn sterben sehen. O möge er doch niemals, weder dort noch hier auch nur den Schatten von Eifersucht, sogar nicht auf dich, mein Gott, empfinden!

Ich habe viel zu viel Gedanken seit einiger Zeit, das drückt meinen Geist ungeheuer, und ich habe dadurch physisches Kopfleiden. O mein Gott! Klarheit! Ruhe!

Wir verdanken der Erleichterung, welche ihr mitten in allen ihren Qualen das Schreiben gewährte, den Besitz aller dieser genauen und kostbaren Erinnerungen, welche ich heute sammle. An demselben Tag verkaufte

sie ihr Perlenhalsband, was ihr folgende Gedanken eingab:

Perlen! Symbol der Thränen!

Perlen! Thränen des Meeres!

Mit Thränen gesammelt in den Abgründen.

Oft getragen mit Thränen mitten in den Festen der Erde.

Heute mich mit Thränen im größten Erdenschmerze getrennt:

Trocknet nun Thränen, indem ihr euch in Brod verwandelt [1]).

Alexandrine (in ihrem Tagebuch).

In der Nacht des Mittwoch zum Donnerstag.
(8—9. Juni.)

Mein Gott! irre ich mich nicht? Ist es mein aufrichtiger Wunsch, nichts mehr von dem Glück und den Reizen dieser Erde wissen zu wollen, doch den Glauben und den Frieden des Gewissens zu haben? Werde ich es ganz vergessen können, daß es Liebe, Leidenschaft, reizende Illusionen gibt?

Aber ist nicht Gott die Vollkommenheit von allen dem, nur mit dem einzigen Unterschied, daß bei ihm sie niemals altert und täuscht? und dachte ich nicht schon seit sehr langer Zeit, daß die irdischen Neigungen abgewendete Strahlen der Liebe sind, welche man Gott

---

1) Der Verkauf dieses Perlenhalsbandes war die erste Handlung jener vollkommenen Abtretung aller ihrer Güter an die Armen.

schuldig ist? Wird mir denn diese sanftere und bessere Liebe nicht genügen können? O manchmal hoffe ich es; denn wenngleich mein Herz nicht für Gott glühet, wie das Eugeniens, so fühle ich doch für ihn jene Anfänge der Liebe, welche darin bestehen, daß man nicht hören kann, daß das geliebte Wesen beleidigt oder nur vergessen werde. Und dann glaube ich nur noch die Bücher zu lieben, welche von ihm reden!

In diesem Augenblick ist Pauline gekommen, Pauline, die ich seit unserer Trennung in Neapel nicht gesehen hatte. —

Niemals werde ich die Herzensangst vergessen, die ich bei unserer Ankunft empfand, als wir an der Thüre warteten bis geöffnet wurde, und mein Gatte den Muth zu einer Frage fand, auf deren Antwort ich kaum zu hören wagte. Es schlug währendem Mitternacht, ich zählte ganz mechanisch die Schläge: „Kommen wir noch zur rechten Zeit?"

„Ja," war die Antwort, „und es geht seit diesem Morgen sogar etwas besser mit ihm."

Ich stieg die Treppe hinauf und war im Augenblick im Zimmer, denn Albert schlief nicht. Ich fiel ihm um den Hals und höre noch den Ton seiner bewegten, doch immer noch so zärtlichen und sanften Stimme: „O meine Pauline!"

Aber Gott erlaubte es nicht, daß ich bei seinem Tod bei ihm sein sollte.

Einer jener Augenblicke anscheinender Besserung, die in dieser grausamen Krankheit sich bis zum letzten

Tage wiederholen, und so oft täuschen, war in dem Moment unserer Ankunft eingetreten, und dauerte während der ganzen Zeit unseres Aufenthaltes daselbst; wir gaben allerdings nicht der Hoffnung auf eine wirkliche Besserung Raum, allein wir glaubten, wenn sein Zustand anhalten sollte, ihn vielleicht nach Boury transportiren zu können, was er so lebhaft wünschte.

Als die Zeit verstrichen war, die mein Gatte die Erlaubniß hatte, in Paris zuzubringen, reiste ich mit ihm ab.

Heute, erst heute, indem ich diese Papiere und Briefe wieder lese, verstehe ich, welcher verborgene Trost, ja ich wage zu sagen, welche Bedeutung in dieser Entfernung lag, die damals meinen Schmerz so sehr vergrößerte.

Ich verdanke es nämlich meiner Entfernung, daß meine beiden Schwestern so regelmäßig Bericht von Allem abstatteten, was sich seit meiner Abreise begeben hatte. Wenn ich dort geblieben wäre, so hätte ich nun nicht allein ihre Briefe nicht, sondern die Notizen im Tagebuch wären auch minder exact und regelmäßig ausgefallen, denn es geschah zum Theil für mich, daß Alles so umständlich berichtet wurde, und wäre ich daher heute gezwungen, bei meiner Erzählung der Erlebnisse dieser feierlichen Tage mich auf mein Gedächtniß zu verlassen, welches mir nur in sehr confuser Weise die Tage vor die Seele führt, die ich mit den Schwestern und mit ihm in der letzten Zeit seiner Krankheit verlebt, deren Eindruck für mich allerdings eine unauslöschlicher geblieben ist.

Dieser Eindruck, der durch alles das bei mir erregt

wurde, was ich in jener Zeit sah und hörte, durch Alexandrine, die so verändert war durch ihren Schmerz und ihren Glauben, durch Eugenie, die so begeistert den einen theilte und den anderen stärkte, war ein sehr unerwarteter und eigenthümlicher. Es war das erste Mal, daß ich den Schmerz und den Tod in der Nähe sah. Menschlich gesprochen konnte man keinem herzzerreißenderen Schauspiel beiwohnen, und dennoch war der eigenthümliche Eindruck, von welchem ich spreche, der eines Glückes, neben welchem dasjenige aller Glücklichen, die ich wiederfinden würde, indem ich sie verließ, wie eine Illusion erschien.

Eugenie und Alexandrine waren während jener Schmerzenstage nicht mehr auf der Erde, und es schien, als ob in der sie umgebenden Atmosphäre (wie der Abbé Gerbet es so schön ausdrückte) „der Schleier, der die beiden Welten von einander trennt, durchsichtig geworden wäre," und als ob sie im Voraus eine Seligkeit genossen hätten, welche keinem Glück auf Erden innewohnt.

Und heute, da ich beim Abschreiben die Gedanken und so rührenden Gebete Alexandrinens wiederlese, wenn ich sie mir in dem Augenblick vergegenwärtige, wo sie sich zum Opfer brachte, wo sie den Anfang mit jener freiwilligen Entsagung machte, die später eine so vollkommene wurde; und wenn ich mir dann sage, daß dieser Schmerzenstraum zu Ende ist, und daß sie so wahr, wie ich noch lebe, das Ziel erreicht hat, welches sie so heiß erstrebte, daß sie mit Albert vereinigt wurde, um ihn nie mehr zu verlassen, daß sie

nun zusammen am Busen der Ewigkeit ruhen, von wo aus gesehen alle Schmerzen der Erde in nichts zerrinnen: Ach, dann denke ich, daß es sehr egoistisch sein würde, wenn ich nicht auch friedlich ihre Abwesenheit und alle anderen Erdenleiden tragen würde, mit einer Geduld, zu welcher jene minder verpflichtet sind, als ich, die nicht solche Beispiele vor Augen hatten!

Aber ich will in meiner Erzählung fortfahren. Einen Augenblick hatte mich mein Gedanke an jenen Vorgeschmack des Himmels, von dem sie spricht, in jene fernen Regionen geführt, welche sich noch unserem irdischen Blick verbergen. Ich komme nun wieder zu jenem Kampf zurück, welcher noch nicht vollendet, und welcher, obgleich gemildert durch die Gnade Gottes, einer der härtesten war, welche jemals ein Menschenherz gekämpft!

Alexandrine (in ihrem Tagebuch).

16. Juni, Donnerstag.

Mein Albert, mein geliebter Freund, ich kann sogar nicht mehr zu Dir sagen: Erinnerst Du Dich unserer schönen Tage? Schöne Tage! Niemals auch nur ein einziger ganz schöner Tag, doch von unseren schönen Stunden, wo ich geschmückt und glücklich war, schön zu erscheinen, wo wir in Mitten der Menge so innig mit einander waren; oder von jenen anderen lieben Stunden, die wir fern von der Menge einsam mit einander verlebten? Frivol, des Unglückes vergessend,

tanzte ich mit Dir? Und jetzt liegst Du von Schmerzen niedergedrückt, auf dem Todtenbett! Gott sei Dank, daß auch ich da bin, daß ich, die Deine Freuden theilte, nun auch die Angst des Todes mit Dir theile, und die, wenn ihr die Wahl gestellt wäre, sich diesen letzten Theil erwählen würde! Die größte Liebe meines Lebens war eine Tugend, Gott sei Dank, und diente dazu diese in mir zu erwecken. Und wenn nach den Begriffen der Menschen diese Liebe die unglückseligste der Erde war, dürfte ich mich wohl deßhalb beklagen? Vielleicht öffnet sie mir den Himmel? Und weiß ich übrigens, was Gottes Rath über mich beschließt? Weiß ich, ob nicht der Himmel das Gebet, welches ich seit dem Tode meines Vaters beständig an ihn richtete; er möge mich an meines Vaters Stelle leiden lassen, erhört wurde, und mein Vater nun um der großen Prüfungen willen, welche ich erlitten, viel glücklicher ist als sonst? O wenn ich für ihn gelitten hätte!! ...

Ich glaube, es war nachdem ich dies geschrieben hatte, als ich mich, das Herz zum Ueberströmen voll, Albert näherte und zu ihm sagte: „O, erinnerst Du Dich“ ... ich wollte sagen: „unserer schönen Tage;“ doch er unterbrach mich, und sagte: — „Das waren andere Zeiten.“

Es bedurfte nicht mehr als dieser Worte, um mich im tiefsten Herzen zu treffen, und mir bitter meinen Leichtsinn vorzuwerfen!

Abbé Gerbet an Alexandrine.

„Thieux, Donnerstag Abend, 16. Juni.

. . . .

„Ich bin betroffen über das doppelte Zeichen, womit Gott die Epoche Ihres Lebens stempelt, bei welcher Sie angelangt sind. Der Schmerz und der Glaube, die beiden größesten Dinge der Welt traten zusammen in Ihre Seele. Das Kreuz küßend haben Sie zum ersten Mal die heilige Communion empfangen. Es liegt hier ein Geheimniß der Vorsehung verborgen, dessen Bedeutung und Ziel Ihnen später klar werden wird. Fahren Sie unterdessen fort, sich den Absichten Gottes zu fügen, welche in diesem Augenblick hauptsächlich die Heiligung Ihrer Leiden von Ihnen fordern. Zerstreuen Sie nicht Ihren Geist mit anderen Stufen der Frömmigkeit, die sich zur Zeit finden werden. Beunruhigen Sie sich nicht darüber, wenn nicht Alles, was nach Ihrer Meinung in Ihrer Seele der Besserung bedarf, mit einem Schlage anders wird. Ihre große Vollkommenheit soll sein, es verstehen zu leiden. Suchen Sie nur das zu erreichen, es genügt; das Uebrige wird Ihnen als Zuwachs gewährt werden.

Abbé Ph. Gerbet."

Alexandrine (in ihrem Tagebuch).

Freitag, 17. Juni.

Ewige Schönheit, Jugend, Liebe! Dich will ich lieben, von dir geliebt werden, weil die Verdorbenheit

und Unvollkommenheit nicht in Dir sind. Nur dir will ich dienen, weil nur du allein es verdienst. —

Ach! mein Gott! Solche Ideen kommen mir wohl, allein mein Herz nährt sich von ihnen nicht. Es ist etwas in mir, was solche Worte ausspricht, und etwas anders, was sich weigert, ihnen zu gehorchen. Es ist eine Stimme in mir, welche sagt, es sei eine Tollheit und Kleinheit etwas anderes zu suchen als Gott, und eine andere Stimme, welche sagt: Es thut nichts, ich liebe nicht die Heiligkeit, ich möchte nicht heilig sein, das würde mich langweilen; die Vollkommenheit, die Ewigkeit sind zu groß für mich, zu unverständlich, um mich zu verführen. Gib mir Unvollkommenheit, Vergängliches.

Heilige Bewohner des Himmels, bittet für mich, daß meine Seele nicht die unbegreifliche Thorheit begeht, das Schlechte zu wählen, nachdem sie dasselbe als Schlechtes anerkannt, und das Gute fortzuwerfen, nachdem sie dasselbe als Gutes anerkannt! Was würde man von einem Menschen sagen, der Gift sähe, die tödtlichen Schmerzen fürchtete, welche es verursacht und es dennoch tränke?

Eugenie an Pauline.

„Montag, 20. Juni.

Pace sia con noi!

Arme liebe Kleine, und Du bist also abgereist! Alles geht so schnell vorüber! Es war so süß Dich

zu haben. Du fehlst jeder Einzelnen von uns in's-besondere, und unsere tête à tête dienen nun zu nichts Anderem, als zu beweisen, wie nothwendig Du uns bist, liebe Unentbehrliche!

Es hat sich seit Deiner Abreise nichts ereignet. Albert sagt mir eben: „Wenn Du an Pauline schreibst, sende ihr noch einen Kuß von mir.“ —

Unter Denjenigen, deren Besuch sie während dieser traurigen Zeit empfingen, war eine Person, die unbekannt mit der unendlichen Stärke, welche die Religion Eugenien und Alexandrinen verlieh, sich einbildete, ein Uebermaß des Eifers bei ihnen bekämpfen zu müssen. Dieses wurde ihnen mitgetheilt, und Alexandrine schrieb sogleich einen Brief, in welchem sich folgende Zeilen befinden.

Alexandrine an A * * *.

„In der Nacht zwischen Donnerstag und Freitag,
24. Juni.

* * *, erlauben Sie mir eine Sache zu vertheidigen, der ich mein ganzes gegenwärtiges Glück verdanke; denn, obgleich ich durchaus nicht meine Gefühle mit den engelgleichen Empfindungen Eugeniens vergleichen kann, so besitze ich genug von jener religiösen Ueberspannung, welche Sie tadeln, um mich über mein Unglück zu erheben. Was heißt Ueberspannung? Erhebung über die Erde, welche dazu dient die einzigen ewigen, die einzigen glücklichen Dinge zu berühren. O sagen Sie mir, ist denn das, was mir hilft, mein Un=

glück zu ertragen, das was, wie Sie wissen, Vielen half die entsetzlichsten Martern mit Freuden zu ertragen, etwas so Unglückliches? Kann man fürchten, Diejenigen, welche man liebt, im Besitz einer Bürgschaft gegen alle Arten von Unglück zu sehen? In Wahrheit, ich kann mich nicht enthalten, Diejenigen sehr sonderbar zu finden, die so urtheilen, und ich bin überzeugt, daß wenn ein Schicksalsschlag sie trifft oder in der Todesstunde sich ihrer ein unbestimmtes Gefühl des Bedauerns bemächtigen wird (von welchem sie sich vielleicht keine Rechenschaft geben), daß sie nicht jene Ueberspannung kennen, die Alles leicht macht und mit Hoffnung erfüllt.

Die religiöse Ueberspannung tadeln, heißt gewissermaßen die Liebe zu Gott tadeln. Und sagen Sie nur aufrichtig, ob Sie es für möglich halten, daß man Gott zu sehr lieben kann? Und wenn uns diese Liebe wahnsinnig machen sollte, welch schöner, natürlicher Wahnsinn wäre das! Die Geizigen werden toll aus Liebe zu ihren Schätzen und zuweilen ein Mann aus Liebe zu einem Weib. Und das wird nicht getadelt, das nennt man nicht Wahnsinn!"

Alexandrine (in ihrem Tagebuch).

An einem dieser Tage fiel mir plötzlich Albert um den Hals und rief: „Ich sterbe und wir hätten doch so glücklich sein können!" O mein Gott! es war herzzerreißend!

Sonntag 26. Juni. — Vor der Messe, welche

auch in dieser Nacht bei uns gelesen werden sollte, um Mitternacht, sah mich Albert lange an, und sagte mit einem besonderen Ausdruck zu mir: „Gott segne Dich!“ dann machte er auf meiner Stirne das Zeichen des Kreuzes und fügte hinzu: „Gott segne Deine Mutter!“ dasselbe Zeichen wiederholend. Dann, nach einer Weile sagte er: „Lebewohl.“ Ich blickte ihn erstaunt und vielleicht erschrocken an. Hierauf sagte er: „Gute Nacht“ als habe er das so eben ausgesprochene Wort in ein minder trauriges umwandeln wollen. O, ich, die es so sehr gewünscht hatte, offen mit ihm über seinen Tod zu sprechen, ich war es vielleicht, die es, in der Furcht ihn aufzuregen, schon oft verhindert hatte, daß er mit mir davon sprach.

Während dieser Messe gab er mir jedes Mal, wenn ich ihn ansah, durch ein Zeichen zu verstehen, ich solle auf den Altar sehen. Das Fenster war offen, doch die Nacht war dunkel. Bei der heiligen Communion näherte sich der Abbé Martin von Noirlieu, welcher die Messe las, Albert (mit seinem Vater, welcher ihn bediente). Er legte die Hälfte der heiligen Hostie auf die Lippen Alberts, und gab mir die andere Hälfte. Dieser Umstand hatte sogar in diesem feierlichen Augenblick etwas unsäglich Süßes für mich. Albert konnte nicht ohne Schmerzen seinen Mund öffnen, darum hatte der Abbé Martin die Hostie getheilt; und sogar in dieser Gestalt war er ängstlich, sie zu verschlucken; man mußte Wasser zu Hilfe nehmen. Das beunruhigte Albert, doch der Abbé Gerbet, welcher ebenfalls zugegen war, be-

ruhigte ihn. Hierauf rief Albert: „Mein Gott, dein Wille geschehe!“

O mein Gott, das war ein Gnadenakt, der Dir gefallen mußte!

Vor der Messe hatte er zu Abbé Martin gesagt, der von seinen Schmerzen sprach: „Ich verlange nur noch so viel Kraft von Gott, um mein Opfer zu vollenden.“ — „Sie sind jetzt mit dem Heiland an's Kreuz geschlagen,“ sagte der Abbé. Und Albert antwortete mit dem köstlichsten und demüthigsten Ausdruck: „Ach, aber ich bin nichts als ein elender Sünder.“

Der Altar war mit blauer Seide und Blumen bedeckt. Eugenie war es, die ihn geschmückt hatte. Die blaue Seide war ein Stoff, welchen mein Hochzeitskorb enthielt, der nie zu einem Kleid verschnitten worden war.

Montag. 27. Juni. — Albert lag in Fieberphantasien, in welchen er beständig das Verlangen wiederholte, auf das Land zu gehen; er deutete dabei immer auf mich, und sagte: „Sie geht mit mir! Sie geht mit mir!“

Ich schrieb in diesen letzten Tagen jedes Wort auf, was er sagte; diese: „Sie geht mit mir,“ waren die letzten, welche ich aufschrieb.

Nach dem Essen saßen wir Alle bei ihm, ohne zu sprechen. Eugenie nährte sich ihm, und schlug ihm sanft die letzte Oelung vor. Ich sah nicht die geringste Alteration auf seinen Zügen. Er sagte nur mit Ruhe und Sanftmuth: „Hieße das nicht die Gnadenspenden der Kirche mißbrauchen?“

Er erhielt noch an demselben Abend die letzte Oelung. Während dieser ganzen Zeit befand ich mich bei ihm und legte meine Hand auf seine Schulter. Eugenie stand auf der anderen Seite neben mir. Eine Erklärung, welche wir zusammen in der Zeit unseres Glückes gelesen, diente nun dazu, mir das, was sich begab, verständlich zu machen. Es war in einem Gefühl betäubenden Schmerzes, wo ich dachte: „Wie! Das soll ihn von seiner leidenschaftlichen Liebe zu mir reinigen? Wie! Das zerstören!" Allein ich weinte nicht; seine Ruhe war eine so heilige!

Nachdem ihm die letzte Oelung ertheilt worden war, machte er dem Abbé Dupanloup[1]) das Zeichen des Kreuzes auf seine Stirne, der es mit Güte und Andacht empfing und dann Albert küßte. Hierauf trat ich zu ihm, denn ich fühlte, daß nun die Reihe an mir sei, und er machte auch mir dieses liebe Zeichen des Kreuzes, diese sanfte Gewohnheit aus unserer glücklichen Zeit, dann küßte er auch mich; und hierauf seine Eltern, Eugenie, Ferdinand, Montal und Julius, welcher schluchzte. Als er bis zu ihm gekommen war, zerfloß Albert einen Augenblick in Thränen; das zerschmetterte mich. Doch gewann er auf der Stelle wieder seine frühere außerordentlich große Fassung, während ich ihn umarmte, und er gab der Schwester ein Zeichen, sich ihm zu nahen, weil er sie nicht bei diesem allgemeinen Abschied vergessen wollte; aber mit seinem köstlichen Gefühl für Pflichten, küßte er ihr wider ihren

---

1) Er war es, der Albert die letzte Oelung gab.

Willen die Hand, die ihn gepflegt, um ihr dafür zu danken.

Der Herr Abbé Dupanloup, der ihm die letzte Oelung gegeben, hatte ihn auch zu seiner ersten heiligen Communion vorbereitet, und hatte nie die Erbauung vergessen, welche er empfunden, als er Albert nach vollen drei Stunden noch immer knieend und betend auf derselben Stelle fand, in derselben Kirche Sanct Sulpice, in welcher sein lieber Körper bald zum letzten Mal erscheinen sollte. Ich setzte mich zu ihm; er schlief. Ich hielt sehr lange seine Hand in der meinigen, während Eugenie folgende Zeilen an Pauline schrieb geht:

„O Pauline! Pauline! Welch eine Nacht! und doch nicht schrecklich, sanft, so sanft als möglich. Albert hat soeben die letzte Oelung erhalten. Wie viel Gnade übt der Herr aus. Ach, daß Du nicht da warst, um gleichfalls den Segen dieses Engels zu empfangen, der besser wie wir, zuerst ..."

Sie erzählt nun das Vorhergegangene und fährt also fort:

„Pauline, niemals hatte ich eine Ahnung von so etwas Rührendem, Sanftem, Heiligem. Welche Himmelsruhe! Und wie danke ich Gott, daß meine Ideen über das Glück des Todes dadurch eine Bestättigung erhielten."

Brief Alexandrinens an den Abbé Gerbet.

An demselben Tag.

„Ich erachtete es als eine große Gnade Gottes, daß Sie kommen konnten; im Uebrigen bin ich ruhig.

Möchten Sie fortfahren mit Ihren Gebeten. Ich bete nicht mehr. Ich denke nur noch an Gott und bitte, ihn sich daran zu erinnern, daß ich nicht um Glück, sondern um den Glauben zu ihm gebetet habe.

Alexandrine."

Alexandrine (in ihrem Tagebuch).

28. Juni. — Diesen Abend zeigte ich Albert den aufgehenden Mond. Er machte in diesem Augenblick denselben schrecklichen Eindruck auf mich, wie einst in Rom, als er in Civita-Vecchia mit dem Tode rang.

Das Fenster, welches auf die schönen Bäume des Luxemburg ging, war fast immer geöffnet, so daß zuweilen ein fast zu starker Duft von Nachtschatten 2c., hereinströmte.

Später kam Montalembert und brachte mir alle an ihn gerichteten Briefe Alberts, die ich ihm abverlangt hatte. Das war wieder ein Dolchstich in meine Brust. Dennoch las ich sogleich diese Worte, deren Sanftmuth mein Herz zerriß.

Der Abbé Martin ertheilte ihm nochmals die Absolution und einen vollkommenen Ablaß, worauf ich an seinem Bette niederkniete und zu ihm sagte: „O, küsse mich!" Er erhob sein schwaches Haupt, und küßte mich, worauf ich ihn bat mich seine Augen küssen zu lassen; er schloß sie zum Zeichen der Gewährung. Später, als ich diese Stille ohne Austausch der Gedanken nicht mehr ertragen konnte, und noch die letzten Augenblicke unseres Zusammenseins benutzen wollte,

sagte ich zu ihm: „O Albert, Montal brachte mir Deine Briefe, wie haben sie mich entzückt!“ — „Still, still,“ sagte er, „rege mich nicht auf.“ „— O Albert! rief ich (und dieser Schrei entfuhr einem zerrissenen Herzen, das nicht reden durfte) ich bete Dich an!“ Ich schwieg nun, aus Furcht ihn aufzuregen, ich mußte schweigen, allein mein Mund hatte sich mit einem letzten Liebeswort geschlossen, wie er es sich früher so oft gewünscht, wenn er sterben sollte.

Du, mein Gott, den ich jetzt allein anbete, du hast mir jenes Wort verziehen, das ich von jetzt an nur zu dir sagen werde; aber jetzt (verzeihe es meiner Schwäche!), jetzt bin ich froh, es meinem armen sterbenden Freund gesagt zu haben.

Ich wollte wach bleiben, allein mein Kopf gehörte mir nicht mehr, ich weiß nicht, war es Schmerz oder Schlaf, der meine Sinne so gefangen hielt, daß ich glaubte mich mit Ferdinand am Fenster zu befinden, der dort gar nicht war. Da glaubte ich, den Verstand zu verlieren, aber Eugenie kam und zwang mich, mich zu Bett zu legen. Ihr habe ich stets vor allen Anderen die Sorge anvertraut, mich bei Zeit zu wecken. Schon ein oder zwei Mal wurde ich von dem schrecklichen Gedanken geweckt, daß der furchtbare Augenblick eingetreten sei, bei welchem ich um jeden Preis gegenwärtig sein wollte.

Gegen drei Uhr in dieser Nacht (28—29. Juni) sah ich Eugenien vor meinem Bett. Ich erschrack heftig. Sie beruhigte mich. Albert habe nach mir verlangt, sagte sie. — „Willst Du sie haben?“ frug ihn

Eugenie. — „Ob ich sie haben will!“ habe er geantwortet. Dann habe er phantasiert. Ich beging nun noch eine Handlung des Irrsinns, ich trat zwei Mal vor Alberts Bett und ging darauf in das andere Zimmer ohne zu wissen, was ich that.

Eugenie näherte sich nun, ein für die Stunde des Todes geweihtes Cruzifix (das ihr der Abbé Dupanloup geliehen hatte) vor die Brust haltend. So erschien sie wie der Engel des Todes, denn dieses Cruzifix war das Zeichen der letzten Augenblicke. Albert sah es, zog es an sich, und küßte es, indem er mit Begeisterung ausrief: „O mein Gott, ich danke dir!“ Hierauf wurde er ruhig.

Man veränderte seine Lage, so daß er mit dem Gesicht der aufgehenden Sonne zugewendet war. Er war eingeschlafen, den Kopf auf meinen linken Arm stützend. Ich stand, ich fürchtete umzusinken, die barmherzige Schwester wollte meine Stelle einnehmen, doch Eugenie verhinderte sie daran, indem sie sagte, das sei mein Platz, ich stünde gut so. Als er wieder aufwachte, hatte er seine gewöhnliche Stimme wieder, und sprach in sehr natürlicher Weise zu Ferdinand . . . . .

. . . .

Um sechs Uhr (er saß in einem Lehnstuhl am offenen Fenster), sah ich, hörte ich, daß der Augenblick gekommen war . . . Da kam eine solche Stärke über mich, daß mich Niemand von der Erde neben ihm, wo ich kniete, hinwegreißen konnte. Meine Schwester Eugenie näherte sich mir.

Sein Vater kniete auf der anderen Seite, seine arme

Mutter stand über ihm gebeugt, der Abbé Martin neben ihr.

O mein Gott! (man hörte keinen anderen Laut als die Worte seines Vaters, die das Röcheln des sterbenden Sohnes begleiteten). „Du, der Du uns nie betrübtest . . . das beste der Kinder, sei gesegnet! Kannst Du mich noch hören? Du siehst Deine Alexandrine an (sein schon starrer Blick war auf mich gerichtet), Du segnest auch sie!“

Die Schwester sprach das Sterbegebet.

Und ich, sein Weib! . . . ich fühlte, was ich niemals für möglich gehalten hatte, daß der Tod das Glück sei und sagte in meinem Innern: „Jetzt, Jesus öffne ihm das Paradies!“

Der Abbé Martin begann die Gebete für die Sterbenden zu sprechen, und ehe er noch aufgehört hatte zu reden, war die Seele Alberts der Erde entrückt.

Die Geschichte Alexandrinens ist jetzt zu Ende, wenigstens die Periode, die sie selber so genannt und deren Erinnerung sie sich erhalten wollte. Nach diesem Tage war sie es nicht mehr, welche die Spuren der übrigen Ereignisse ihres Lebens verfolgte.

Ich bleibe also mit ihr vor den Erinnerungen stehen, die sie durch ihre Berichte hervorgerufen, um dadurch die Kraft zu schöpfen, in der Erzählung fortzufahren.

Doch vorher füge ich dem Vorangegangenen noch

einen Brief hinzu, welchen Alexandrine wenige Stunden nach ihrem vollbrachten Opfer die Kraft hatte zu schreiben:

Alexandrine an Herrn Abbé Gerbet.

„Mein Herr, seit einigen Stunden hat mich mein Albert verlassen. O, mein Gott! Sein Tod war sanft, er starb auf mich gestützt. Einer meiner größten Wünsche ist erfüllt; doch der größte Wunsch meines Lebens ist es noch nicht. Der Glaube, so wie ich ihn wünsche, ist bei mir nur erst eine große Hoffnung; aber die welche ich für meinen Albert hege, ist sehr süß, denn er hat Gott so wenig beleidigt, und liebte ihn stets über Alles! . . .

Bei jener letzten Messe, die Sie ihm lasen, sah ich ihn öfter an, er aber machte mir stets das Zeichen, meine Blicke auf den Altar zu richten; und hätte er mich wohl so lieben können, wie er mich geliebt, wenn er Gott nicht noch viel mehr geliebt hätte? Aber gewiß, nach Gott war ich es, die diese liebe Seele am meisten liebte, das wage ich zu sagen; und das war das größte Glück auf Erden. Jetzt tragen Sie das Ihrige dazu bei, daß ich auch sein Glück im Himmel theilen möge.

Mein Leid ist unendlich, doch mein Schmerz ist es nicht; denn die Hoffnung ist auf dem Grund und tritt stets an die Oberfläche. Wäre ich nicht in der unwürdigsten Weise undankbar, wenn ich noch an der unendlichen Liebe Gottes zweifeln könnte, da er mir inmitten der Schmerzen dieser Erde, deren Noth=

wendigkeit ich nicht begreife, das bewilligt, was ich am Meisten gewünscht habe? Denn ich habe nicht um Alberts Leben, sondern um die ewige Vereinigung mit ihm Gott gebeten; mein Gebet war, Gott in allen Dingen und in derselben Weise wie Albert zu lieben, so von ihm geliebt zu werden, wie er mich geliebt, und ihn mit einer Liebe wieder zu lieben, wie sie auf dieser unvollkommenen Erde nicht vollkommener sein kann; dann habe ich Gott noch gebeten, daß er ihm einen sanften Tod schenke, daß sein letzter Blick auf mich fallen möge, auf daß er im Scheiden erkenne, daß ich nichts fürchte um seinetwillen.

Ganz sicher wäre es mir süß gewesen, mein Leben an seiner Seite zu verbringen; aber der, welcher an den Himmel glaubt und liebt, kann nicht traurig werden, wenn die, welche er liebt, früher glücklich werden als er!

Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie sehr ich nach Ihrer Gegenwart verlange; was Ihre Gebete für mich anbelangt, so bin ich sicher, daß ich ihnen viel von meiner jetzigen Ruhe und Kraft verdanke. Möge Gott Ihnen alles Gute vergelten, was Sie an mir gethan."

Und in der Nacht, welche diesem Tag des Schmerzes und der Gnade folgte, schrieb sie noch diese Zeilen in ihr Tagebuch:

Albert! Albert! geliebter Freund! Du bist nicht mehr bei mir. Freund, Bruder, Gatte, Vertrauter, ich muß ohne Dich leben! O! Gott sei gelobt! ich fühle wenigstens, daß mein Verlust ein unersetzlicher ist!

Freund! jetzt fühle ich, wie ich Dich liebe, wie ich Dich immer liebte. Ich fühle es so deutlich, daß es nur ein Glück für mich auf Erden gab, und das warst Du! Oft war ich Deiner unwürdig, es ist wahr, aber wie habe ich Dich geliebt! wie habe ich Dich geehrt und geschützt! Jetzt aber thue ich dies noch mehr! O, welch ein edles Herz! welch liebenswürdiges Gemüth! Welche Redlichkeit! welche Zärtlichkeit! O lieber und so bescheidener Freund, lehre mich dort, wo Du Dich jetzt befindest, lehre mich, was Du auf Erden werth warst, und erfahre auch Du, wie sehr ich Dich geliebt! Wenn, wie ich es mit Schrecken fürchtete, Du ohne mich gestorben wärest, hätte ich mich von Gott für verstoßen erachtet. Aber statt dessen hat Gott erlaubt, daß Du in meinen Armen einschlafen durftest, deine Hand lag bis an das Ende in der meinigen, deine Augen haben mich gesehen, bis sie im Tod erstarrten, und so lange auch nur noch ein Schatten von Leben in Dir war, empfandest Du die Süßigkeit, mich bei Dir zu wissen, fühltest Du Dich von mir gehalten! O süße ewige Vereinigung! Mein Gott! ich danke dir, daß du mich dieses köstliche Glück genießen ließest, daß du so mein Leben ausfülltest!

Jesus, ich gab Dir mein Glück, gib Du mir Deinen Glauben!

Alexandrine hörte nicht auf, in jenen herzzerreißenden Tagen, die diesem Tage folgten, ihr Tagebuch zu schreiben, doch wir müssen diesen Bericht aussetzen.

Ich werde nur die folgenden Zeilen noch hinzufügen, weil sie mir die ganze Liebe, und den ganzen Schmerz zusammenzufassen scheinen, welche in dieser Erzählung ausgesprochen sind, und auch die unsterbliche Hoffnung, die diese krönen.

Diese Zeilen tragen das Datum des 6. Juli 1836, acht Tage nach dem Tode Alberts:

Mein Gott! Trenne nicht, was du selber vereinigt hast! Erinnere dich, mein Gott, mein Vater, und verzeihe meiner Kühnheit. Erinnere Dich daran, daß wir uns immer an dich erinnerten! Erinnere dich, daß nicht einmal ein Liebensbrief zwischen uns gewechselt wurde, wo dein Name nicht genannt und dein Segen nicht erfleht wurde! Erinnere dich, wie oft wir unsere vereinigten Gebete zu dir sandten! Erinnere dich, daß wir immer wollten, daß unsere Liebe eine ewige sei!

Ende des ersten Theiles.

Anhang.

Nr. 1.

Die folgenden Zeilen wurden durch den Abbé Gerbet der „Université catholique" übersendet, drei Monate nach Alberts Tod, und machten zu jener Zeit bedeutendes Aufsehen.

Jetzt, da die Handlungen und Personen, auf welche sie sich beziehen, durch den nun vollendeten ersten Theil dieser Geschichte klar hervorgetreten sind, glaube ich, daß Alle mit Interesse der Erzählung des beredten Zeugen und ehrwürdigen Freundes, der auch zugleich ein so großer Schriftsteller war, folgen werden.

Auszug eines Dialoges zwischen Fenelon und Plato.

Von Abbé Gerbet.

O Du, der den Phädon geschrieben, Du ewig bewunderter Maler eines unsterblichen Todeskampfes, daß Du nicht auch der Zeuge von dem sein konntest, was wir mit unseren Augen sahen, was wir mit unseren Ohren hörten, was wir mit allen Empfindungen unserer Seele fühlten, als, durch die Hilfe von Um=

ständen, die Gott herbeigeführt, durch eine seltene Verknüpfung von Freuden und Schmerzen, der christliche Tod sich unter einem neuen Dämmerlicht offenbarte, das jenen außerordentlichen Abenden glich, an welchen das Dämmerlicht unbekannte und namenlose Färbungen hat! Welche Bilder! welche Erscheinungen! Soll ich Dir, o Plato, eines jener Bilder vor die Seele führen? Ja, im Namen des Himmels, ich werde es. Ich sah es erst vor wenig Tagen, doch würde ich auch noch nach hundert Jahren sagen, daß ich es vor wenig Tagen sah. Du wirst nicht Alles verstehen, was ich Dir sagen werde; ich kann nicht anders von den Dingen reden, als in der neuen Sprache, die das Christenthum geschaffen; aber Du wirst mich zur Genüge verstehen. Erfahre denn, daß zwei Seelen, die sich auf Erden erwartet hatten und dort einander begegneten, und die Gott durch das Band der Ehe mit einander vereinigt hatte, und ihnen die Aussicht auf eine lange Zeit des Genusses dessen, was man Glück auf Erden nennt, eröffnet; daß von diesen beiden Seelen, die eine durch einen reinen Willen zum wahren Glauben gelangte, in dem Augenblick, wo die andere durch einen heiligen Tod das wahre Leben fand; die eine entzog sich dem Schatten des Irrthums, als die andere sich dem Schatten der Erde entzog; die eine bereitete sich vor, zum ersten Mal des erhabenen Mysteriums Christi theilhaftig zu werden, während die andere die letzte Communion, wie einen Uebergang zur ewigen empfing. Aber es war eine heilige, tröstliche, von Engeln und Menschen gewünschte Sache, daß diese beiden Seelen jede die hei-

lige Communion empfangen sollten an demselben Ort, zu derselben Stunde, eine an der Seite der anderen, wie man sich an dem Vorabend einer Reise, die zwei Gatten von einander scheidet, zum letzten Mal zusammen zu Tische setzt.

Es war daher auch gerecht, daß Derjenige von Beiden, welcher abreiste, und der so inständig für den Zurückbleibenden den Glauben vom Himmel erfleht hatte, es war gerecht, daß er mit den letzten Blicken seiner Augen den Gott, der ihn zu sich rief, in dem Herzen Derjenigen, die er verließ, Wohnung nehmen sah, auf daß er mit beruhigtem Gemüth die Worte sagen konnte: Jetzt, Herr, lasse Deinen Diener in Frieden gehen, denn meine Augen haben dein Heil gesehen, was nicht das meinige, nicht das ihrige, sondern das unserige ist, o mein Gott! Und da der arme Kranke, nicht dem heiligen Opfer in der Kirche beiwohnen konnte, kam das Opfer zu ihm; und durch einen barmherzigen Dispens wurde sein Zimmer in das Heiligthum verwandelt. Gegenüber dem Bette, welches schon an sich selber eine Art Altar war, auf welchem der sterbende Freund Christi, Gott seinen eigenen Tod zum Opfer brachte, erhob sich ein Krucifix und ein Altar, auf welchem das Mysterium des sterbenden Christus sich erneuerte. Dieser Altar war mit Blumen geschmückt, denn eine erste Communion ist stets ein Fest. Aber die Stickereien, womit die Communicanten den Altar geschmückt, erinnerten an ein anderes Fest, denn sie wurden an einem ganz anderen Tage als an dem der Trennung getragen; und nachdem sie darauf bei

Seite gelegt waren, erschienen sie nun von Neuem und sagten gleichsam, daß die Freude dieser Welt nur das Gewebe eines Tages und sehr schwach sei, und daß auch unsere Hoffnung nichts als ein Schmuck sei, der leicht zerbreche. Plötzlich wurde das Zimmer, welches bisher dunkel war, durch die Lichter des Altars erleuchtet, so wie sich auch der finsterste Tod für den Gerechten mit den Strahlen erhellt, die Gott ihm für die letzten Blicke aufgespart. Das Opfer begann und es war Mitternacht. Warum wurde es zu dieser Stunde gefeiert? Ich werde Dir wohl eine Ursache sagen, welche die Menschen wissen, aber ich glaube, daß Gottes Engel davon noch viel mehr wissen, weil sie alle geheimnißvollen Uebereinstimmungen der Augenblicke, Stunden und geheiligten Zahlen kennen. Das war die Stunde der Geburt Christi, des Vollenders unseres Glaubens, des Erschaffers unseres Himmels; und es war auch hier, wie ich es Dir gesagt, zwischen diesem Todtenbett und jenem Altar eine doppelte Geburt, die eine im Himmel, die andere im Glauben; seltene und bevorzugte Vereinigung. Ich glaube an diese Harmonie der Stunden zu Gunsten gewisser Seelen; ich glaube, daß die Zeit, so phantastisch und unseren Anordnungen widerstrebend sie sich auch oft zeigen mag, in der Hand Gottes ein geschmeidiger und gefügiger Rythmus ist, der besser als wir glauben, den Uebereinstimmungen der Auserwählten gehorcht. Das Opfer nahm also um Mitternacht seinen Anfang. Eine ganze Familie wohnte demselben bei, so wie auch ein in allen Schmerzen treuer Freund. Ich werde es nicht versuchen, Dir zu sagen, welche Gedanken, welche Em=

pfindungen in diesem Augenblick in allen diesen Seelen lebten: keine derselben weiß es selber, was Gott sie empfinden ließ. Wie an einem Tag, wo die eine Hälfte des Himmels dunkel und die andere hell ist, ein Blitz nicht minder in einem Augenblick den Raum von einem Pol zum anderen durchstreift; so verhielt es sich mit dem Gefühl und dem Gebet inmitten dieser bewunderungswürdigen Handlung. Diese Seelenblitze waren gewissermaßen auf allen Punkten des Umfanges, welchen Gott dem Menschenherzen gegeben hat, von dem süßesten bis zum herzzerreißendsten Gedanken, gegenwärtig; denn alle Contraste waren in diesem heiligen Zimmer vereinigt, sie waren dargestellt, fühlbar, lebendig; dieser geschmückte Altar, der wie an einen Sarg gelehnt erschien; diese Blumen, die unter dem Eis des Todes den nahenden, ewigen, und unsichtbaren Frühling verkündeten; diese Krankenpflegerin im dunklen Gewand, die wie eine verschleierte Todte dem Meßgewand und der Stola des Priesters, des Symboles der Unsterblichkeit, gegenüberstand. Dieses weiße Gewand der Erst-Communicantin, der Braut Gottes, welches sich in das schwarze Kleid der Wittwe des Mannes verwandeln sollte; diese sich mit einander vermischende erste und letzte Communion; dieses Schluchzen, welches sich mit den Gnadenhandlungen in jeder Seele vermischte; diese zwischen beiden Gatten getheilte Hostie, ein doppeltes Viaticum, für ihn den Tod, für sie den Schmerz! Und wenn nun dieses göttliche Schauspiel, so ausdrucksvoll, so sprechend, selbst nichts weiter gewesen wäre als ein Schleier, welcher andere heilige

Wunder verhüllte; wenn ich Dir sagte, daß die Zurückbleibende statt des Glückes um den Glauben bat, und daß der Sterbende, jung und glücklich Gott sein Leben angeboten, um ihr diesen Glauben zu verschaffen; wenn, als er diese Gnade endlich vom Himmel herabsteigen sah, die aber, eine Flamme, sein Leben verzehrte, um das Opfer zu vollziehen, das er angeboten; wenn, sage ich, bei dieser Aussicht alle sinkende Kräfte sammelnd, der Sterbende noch unter der Form einer Erhebung zu Gott, einige Zeilen geschrieben, die das erhabenste Testament der zärtlichsten Verzichtleistung und heroischster Liebe waren, welche jemals die Seele eines Christen dem Herzen eines Gatten eingegeben; wenn seine Gedanken abwechselnd auf die Engel des Himmels und seine Blicke auf die geliebten Wesen richtend, die sein Todtenbett umgaben, diese beiden Erscheinungen sich zuweilen in seinem Geiste vermischten, so daß er sie verwechselte und die Einen für die Anderen nahm, so erlaubte Gott diesen süßen Irrthum, damit der Uebergang von dieser in die andere Welt schlichter und einfacher sei; wenn in dem Augenblick, wo er die Erde verlassen, sein Bild, das mit so schönen Zügen in allen Herzen Derer gemalt war, welche ihn genauer kannten, nun noch schöner wurde, weil sie plötzlich in den bescheidenen Zeilen, die er verborgen hatte, Spuren seiner Seele fanden, die sie noch nicht kannten, Wiederscheine, welche dem Lichtglanz einer verschwundenen Erscheinung glichen! Nein, ich kann es Dir nicht sagen, was ich gesehen und gefühlt habe. Ich habe ehemals die Betrachtungen der Weisen über die zukünftige Welt ge-

lesen, ich habe sie erforscht über die Geheimnisse des Todes und des Lebens, aber die Aufklärungen, die sie mir gewährten, sind sehr matt im Vergleich zu den Offenbarungen dieser heiligen und großen Nacht! Niemals habe ich so lebendig diesseits des Grabes die Gegenwart dessen gefühlt, was jenseits ist; niemals erschien mir der Schleier, der zwischen beiden Welten sich ausdehnt, so durchsichtig; niemals habe ich eine solche Erkenntniß unserer Unsterblichkeit erhalten! Ich bitte Gott, mir die Erinnerung daran für den letzten Augenblick meines Lebens aufzubewahren; denn wenn sie mir alsdann wieder auftaucht, ist es mir als ob mir mein letzter Erdentraum durch eine fast unmerkliche Steigerung sich mit der ersten Vision, welche dem großen Erwachen folgt, vereinigt!

(„Université catholique" II. Band, Seite 9.)

Nr. 2.

Die ersten Hefte, welche dem Leser vorgelegt werden, sind die, welche in Venedig (4. April 1836) Ferdinand Alexandrinen gebracht hatte, und welche sie mit einer so großen Rührung gelesen. In dem Augenblick, wo ihre Seele sich mit so viel Schmerz und Gluth dem Glauben und der Wahrheit und der Liebe zu Gott zu erschließen suchte, wird man leicht begreifen, welchen Eindruck diese innigen Zeilen auf sie hervorbringen mußten. Man wird auch, indem man sie liest, verstehen (und darum gehören sie ganz besonders dieser

Erzählung an), wie sehr der Seelen-Aufschwung Eugeniens Alexandrine behilflich sein mußte, sich über das Irdische zu erheben in jener so schmerzlichen und feierlichen Epoche ihres Lebens.

Hefte Eugeniens.
1835—1836.

. . . .

Mein Gott! ist dieser Wunsch zu sterben nicht ein Dünkel? bin ich denn so sicher zu dir zu kommen?... Du siehst wohl, was ich denke, nicht wahr? Du siehst wohl, daß du es bist, der mich in diese glückliche Lage versetzt, die mir keine Gelegenheit gibt zur Sünde. Ich mache mir kein Verdienst daraus, denn ich weiß wohl, daß wenn die geringste Gelegenheit käme, ich sogleich sündigen würde, denn ich bin schlecht, und darum nur um so schlechter, weil du mir so gute Augenblicke der Inbrunst schenkst!... Ich möchte sterben, es ist wahr, weil ich mich darnach sehne dich zu sehen, mein Gott! Das aber gibst du mir nur, mein Gott, ich weiß es; ich kann darin den Dünkel nicht fühlen. O rette mich vor der Gefahr, mich gut zu glauben! Beschütze mein Herz, und wenn ich in der Welt bin, wo ich so leicht den Kopf verliere, stehe du mir bei, um der guten Zeit der Inbrunst willen, die ich in diesem Augenblick empfinde. Du wirst mir beistehen, mein Gott, weil du wohl siehst, daß, wenngleich ich die Welt für gefährlich erachte, sie mich unterhält und mir die Sinne raubt, und wenn sich dann mein armes Herz schließt, so ge-

schieht es, weil ich nicht die Zeit habe, es zu hören. So bitte ich, hilf mir ein wenig, mein Gott, weil ich dein Kind bin. Bin ich nicht dein Kind? Mein Gott, wenn ich Böses in dieser Welt thuen sollte, lasse vorher mich sterben. Sterben ist ein Lohn, weil es der Himmel ist, und wenn ich sündigte, müßte ich sehr lange warten, bis ich in den Himmel käme.

O komm, mein Gott, ich liebe dich so sehr. Mein Herz glüht, wenn ich an dich, an den Himmel denke, wohin ich gehen möchte. Du wirst mich darin aufnehmen, nichtwahr? wenn anders mich im letzten Augenblicke nicht die Furcht ergreift. Mein Gott! sende mir Prüfungen, doch diese nicht! Diese Lieblingsidee meines ganzen Lebens, der Tod, der mir immer gelächelt hat, o gib nicht zu, daß sie, die mir immer so treu war, mich im letzten Augenblick verlasse. Du weißt, daß ich mir nur kleine Dinge zu Prüfungen ausersehen. Ich sah mich sehr krank, sterbend inmitten aller düsteren Zurichtungen eines Krankenzimmers! Nun wohl, dieser Gedanke konnte kein Gefühl der Furcht in meinem Herzen erwecken. Ich sah mich umgeben von allem Erdenglück, in Begriff einem geliebten Mann am Altar die Hand zu reichen, und vorher sterben. Nun wohl, du weißt, daß auch die Idee dieses Erdenglückes vor dem Glück zu dir zu gehen, verschwand. Ich bildete mir alsdann noch ein, schnell zu sterben, daß ich umgebracht, vergiftet werden würde (was freilich durchaus nicht wahrscheinlich ist), aber immer war der Gedanke: „Zu dir, mein Gott, zu dir! nimm mich zu dir!" der stärkste. Niemals konnte

jemals etwas den Tod in meinen Augen schrecklich machen. Ich habe ihn stets vor Augen, er steht vor mir, klar, glänzend. Nichts kann ihn für mich von den beiden reizenden Worten: Liebe und Hoffnung trennen. Und du solltest mir es nicht gewähren, ohne Furcht zu sterben? O nein, mein angebeteter Vater! du wirst das nicht thuen, nicht wahr? denn ich bin dein Kind. Du kannst es mir nicht abschlagen, ich liebe dich! Du weißt, was du diesem Wort versprochen hast!

Segne mich mein Gott!

(Ohne Datum.)

Es ist in mir eine komische Mischung von Eitelkeit und Verlegenheit; meine Eitelkeit macht es mir oft wünschenswerth, vor Personen zu sprechen, an deren Urtheil mir etwas gelegen ist, ich möchte alsdann zeigen, das ich mich auf der Höhe gewisser Gefühle und Wissenschaften befinde; aber dann finde ich mich plötzlich linkisch, verlegen, und ich fühle, daß wenn ich auch sprechen wollte, mir die Worte fehlten, und mein ganzer Wunsch, mich zu zeigen, schwindet. In der Furcht, man möge in dem Glauben, ich verstände etwas von den Dingen, das Wort an mich richten, nehme ich sogleich die Miene der Gleichgültigkeit und Unwissenheit an. Es ist mir eines Tages mit dem Abbé Martin so gegangen. Ich wollte ihn fragen, ob es wohl Dünkel von mir sei, immer an den Himmel zu denken, wenn ich an den Tod denke. Aus zwei oder drei Worten, welche er an mich richtete, entnahm ich, daß

er mich für unfähig hielt, mich mit ernsten Dingen zu beschäftigen, daß er fürchtete, mich durch ein ernstes Gespräch zu langweilen; da erwachte der Wunsch in mir, ihm zu zeigen, daß es nicht so sei. Aber als ich mit ihm sprechen wollte, fühlte ich, daß ich roth würde, ich war verlegen, und sagte nichts. O wie viel leichter ist es doch nichts zu wissen, oder wenigstens den Anschein zu haben nichts zu wissen, sogar für dumm zu gelten! O, welche Dummheit ist es in der That, daß ich mir von Zeit zu Zeit die kleine Strafe auferlege, um meiner Eitelkeit einen augenblicklichen Triumph zu verschaffen. Es ist mir sehr lieb, daß die Welt mich noch für dümmer hält, als ich es in Wirklichkeit bin. Glücklich sind die Armen im Geiste! das ist besser als alle Wissenschaft, und besonders besser als alle Eitelkeit.

9. Januar 1836.

Das Leben ist ermüdend, weil man beständig von einer Anwandlung zur anderen schreitet. Das ist ermüdend, obgleich auch wieder troſtreich, wenn die Reihe an die schlechten Ereignisse kommt, weil man sich alsdann vorhersagen kann, daß nichts von Dauer ist; und ich verstehe hiernach auch sehr wohl, daß anderseits Gott den Augenblicken heißer, trunkener Inbrunst, in welchen man nicht mehr der Erde angehört, in welchen man Gott ganz unendlich liebt, und sich nach dem Himmel sehnt, keine Dauer verleiht. Denn solche Augenblicke sind die größesten Gnadenspenden des Himmels, die er nur von Zeit zu Zeit gewährt. Ein einziges Mal

im Leben wäre eine Ewigkeit der Dankbarkeit werth, denn dieses Glück ist ein Vorgeschmack des Himmels.

Also um wieder den Faden meines Gedanken aufzunehmen: man schreitet von Anwandlung zu Anwandlung, und nach der guten, die ich so eben erlebt, fühle ich mich plötzlich erkältet; das ist unangenehm, ich bete nicht so gut wie sonst. Wenn ich in Gesellschaft ginge, würde ich denken, es sei der Wirrwar der Welt, der mich betäubt, wie ehemals. Ich hoffe jedoch, daß es nicht so schlimm werden wird, denn Gott hat in mein Herz einen soliden Grund der Liebe für das Gute und der Liebe zu ihm gelegt, der mich abhält, selbst in den Augenblicken der Betäubung mich von jener Illusion des Vergnügens fortreißen zu lassen, und der mir immer wieder hilft, zu Gott zurückzukehren. Ich höre niemals auf mit dem lieben Gott zu sprechen, und glaube, daß dies ein sehr gutes System ist, weil er mich immer hört.

Gerade in der Welt ist es, o mein Gott, wo ich deiner am meisten bedarf, denn dort sind die Klippen; dort erwartet mich der Teufel. Du mußt mich schützen, mein Gott, mich nicht verlassen. Es schadet mir nicht, wenn ich das Leben in der Welt ein wenig kennen lerne, es ist sogar gut, denn es lehrt mich erkennen, wie armselig es ist, und vermehrt meine Sehnsucht, mich dir zu nahen. Du darfst mich wohl ein wenig loslassen, weil du mich ja prüfen willst, nur nicht ganz verlassen; Du verstehst mich, o mein Gott! Ich will zu dir mich halten, stoße mich nicht zurück ... So spreche ich mit dem lieben Gott, wenn ich nicht bete,

und dergleichen Unterhaltungen mit Gott sind ja auch Gebete. Man muß immer an Gott denken, und wäre es auch nur um zu denken, daß man weniger an ihn denkt; man muß es ihm sagen, und nach und nach führt er uns zu sich zurück; er ist so gut! Und es ist mein System immer mit ihm zu sprechen, und sollte er mich auch sehr schwatzhaft finden. So sei es also, mein Gott! was du willst, das will ich auch, weil die einzige Sache, welche ich nicht will, auch du nicht willst, daß ich nämlich nicht dein Kind sein soll. Aber weil die Zeit der Kälte kommt, opfere ich sie dir mein Gott, und du wirst mir ein Besseres wiedergeben, auf daß der Teufel angeführt werde, denn er wird nichts von meiner Kälte profitiren. Nun aber will ich zur Ruhe gehen. Gute Nacht, mein Gott! Segne mich in dieser Nacht, und lasse deinen Engel über mich wachen!

4. Februar 1836.

Nun leide ich also unter dieser fürchterlichen Anwandlung von Kälte, die ich so sehr gefürchtet hatte! Mein Gott, du siehst wie ich bin, nichtwahr? Wie ich zu dir bete! mit welcher Zerstreuung, mit welchem Leichtsinn! Das ist sehr schrecklich, mein Gott! Von allen Prüfungen, welche du mir schickst, ist dies die härteste, die, die mich am meisten fürchten läßt, von dir verlassen zu werden; was man auch erdulden möge, so lange man noch mit dir reden und zu dir beten kann, ist man sicher, daß du da bist, und dann wird Alles leicht. Denn, mein Gott, ich bitte dich nicht, mir die Prüfungen zu erlassen, im Gegentheil, ich bitte dich

darum; ich will geprüft werden, um nicht zu glücklich zu sein. Ich bin erschrocken, nur Glück in diesem Leben gehabt zu haben ... Ich liebe das nicht, ich fürchte das Glück dieser Welt, ich habe immer das Gefühl, als ob es das Glück in der anderen Welt verspätet, und daß man durch ein ganz glückliches Leben nicht dasselbe erlangen kann, was Andere durch ein Leben der Schmerzen erkaufen. Mein Gott! du richtest Alles gut ein; es ist also nichts zu sagen. Du hast mich zu dem gemacht, was ich bin, und hast mein Leben so eingerichtet, daß mir das Wort der Dankbarkeit sehr geläufig und leicht geworden, indem du mich mit Segen und Gaben überhäuftest. Es geschehe also dein Wille, vielleicht hast du mir die Prüfungen für die Zukunft aufgespart. Aber, mein Gott, gib wenigstens, daß ich stets zu dir beten kann. Ich leide diesen Abend sehr. Es ist ein unendlicher Schmerz, nicht mit der rechten Liebe zu dir, mein Gott, sprechen zu können, dem ich doch allein angehören möchte. Habe Mitleid mit mir, Alles geht zu Grunde, wenn mich diese meine einzige Stärke verläßt. Die gebetlosen Tage sind leblose Tage; o mache mich wieder lebendig, mein Gott!

Sterben, um sicher zu sein, daß man nichts Böses thut, daß man nie Gott beleidigt, um von dieser entsetzlichen Furcht befreit ist! ...

Dich beleidigen, dich, mein Gott, den ich so unaussprechlich liebe! ... Und dennoch beleidige ich dich tausend Mal in einem Tag. Beleidigungen, die vielleicht an sich selbst nur gering sind, sind streng in deinen Augen, weil sie von Jenen kommen, welchen du das

unerhörte Glück des Gebetes und der Liebe schenkst, denen du das Gute so leicht und das Böse so schwer machst. O mein Gott! eine leichte Beleidigung von mir, ist eine schwere Sünde; Böses thuen, das ist die Furcht, die ich in jedem Augenblick empfinde. Sende mir Kummer, Krankheiten, Prüfungen, nur nicht diese! nicht die Prüfung des Bösen in der Form des Guten, nur nicht die Furcht der Selbsttäuschung und Falschheit des Gewissens, diese fürchte ich mehr als Alles. O mein Gott! du hast gesagt: „Man kann nicht zweien Herren dienen.“ Mein Herz gehört zu ausschließlich dir, um in der Welt leben zu können, daher kommt diese Unruhe, die mich mitten im Glück erfaßt. Ich möchte das Glück nur zu deinen Füßen genießen, mein Gott! Nur allein deinen Namen auszusprechen ist vollkommenes Glück für mich. Das Herz schlägt mir, wenn ich in die Kirche trete, ich wiederhole tausend Mal deinen Namen, dann den der heiligen Jungfrau Maria, weil du, mein Gott, ihn ausgesprochen hast. O laß mich sterben, wenn ich dich beleidigen soll. Ich liebe dich, ich liebe dich, dich, dich allein, mein Gott!

1836, Boury.

Es ist seltsam, wie wir oft in Büchern, die wir lesen, Stellen finden, die mit unseren Gedanken harmonieren und zu unserer Lage passen; es geht mir sehr oft so. Diesen Morgen, nachdem ich lange darüber nachgedacht hatte, daß nur die Liebe zu Gott glücklich machen

kann auf der Erde, öffne ich meinen kleinen Daily Monitor[1]), und ich finde gerade für heute:

Take my poor heart and let it be
For ever closed it all but thee.
Seal thou my breast and let me wear
That pledge of love for ever there[2]).

Mein Gott! mein Gott! ja, dir will ich gehören, weil ich ohne Zerstreuung an dich und an den Tag denken will, wo ich dich sehen werde! O wie bizarr ist doch die Welt! Man findet es einfach und natürlich, von der Liebe zu einem Menschen ergriffen zu sein, und man begreift nicht die Möglichkeit, von der Liebe zu Gott ergriffen zu sein. Und doch, könnten sie mein Herz öffnen, da würden sie sehen, wie sehr ich es bin. Auf Erden zu lieben, so heiß und innig, wie man nur lieben kann, ist süß, aber es gibt kein süßeres Glück als zu sterben und zu dir zu gehen. Mein Gott, den ich einzig und allein anbete, was soll ich thuen? Du hast gesagt: Man kann nicht zweien Herren dienen, was soll ich also thuen? Denn ich bin dein und du bist mein; so nimm mich denn hin.

1. Aus der Tiefe des Abgrundes, Herr, rufe ich zu dir! Herr, höre meine Stimme.

2. Laß Acht haben dein Ohr auf die Stimme meines Flehens.

---

1) Ein kleines englisches Buch: „Der tägliche Rathgeber."

2) Nimm mein Herz, daß es für immer verschlossen sei. Siegle es, und laß es diesen Siegel, wie ein Liebespfand, für immer tragen.

3. Wenn du alle Sünden richtest, wer kann dann, o Herr, vor dir bestehen?

4. Aber du bist voller Versöhnung Herr; ich hoffe auf dich, Herr, wegen deinem Gesetz.

5. Meine Seele wartet auf die Erfüllung deiner Versprechen; meine Seele hat ihr ganzes Vertrauen auf den Herrn gesetzt.

6. Möge Israel vom Morgen bis zum Abend auf den Herrn hoffen.

7. Denn der Herr ist voll Güte, und die Erlösung, die er uns zugedacht hat, ist reich.

8. Er ist es, der Israel erlöst von allen seinen Sünden.

Wenn ich bedenke, daß dies ein Gebet für die Verstorbenen ist! Jedes Wort ist ein Wort der Freude und des Vertrauens. Nur etwas hat also Gott verboten, man soll nicht verzweiflen, weil man durch die Verzweiflung der Rettung entsagt. Gott vergibt immer. Welche Liebe ist für uns in jedem Worte Gottes! Wie wenig Liebe zu ihm ist in unseren Gedanken! . . .

März 1836.

. . . .

Mein Gott! Alles ist bei dir möglich, ich murre nicht gegen die Prüfungen, welche du in diese Welt sendest; nur, mein Gott, erhöre mein Gebet, das ich so oft an dich richte, ändere die Proben. Heile Albert, gib mir seine Krankheit, lasse mich so dadurch leiden, daß ich es verdiene zu sterben, dann nimm mich auf zu dir. Siehe mein Gott, auch das wird eine Prü-

fung sein, denn auch mich werden sie betrauern, es ist also nicht, um ihnen die Prüfung zu ersparen, daß ich dich bitte, diese zu ändern. Ich erkenne es, daß es das einzige Mittel ist, dir zu gehören, wenn man geprüft wird. Mein Gott, bei dir ist nichts unmöglich, erinnere dich des Hauptmannes und der Tochter des Jairus; sie sagten mit Glauben zu dir: „Herr, heile." Wohlan! siehe in mein Herz, siehe wie es überströmt von Glauben, wenn ich zu dir sage: „Herr, heile Albert! ..." Mein Gott! gib sie mir, diese Krankheit, und laß sie fruchtbar sein! möge sich meine Brust im Feuer verzehren, auf daß mein Herz gereinigt werde. Lasse meine Kehle sehr leiden, auf die ich so oft eitel war, wegen meiner Stimme, die man bewundert, und die ich so gern hören lasse. Strafe mich, denn ich bin eitel. Mein Gott, ich werde jeden Schmerz segnen, aber dann, wenn ich sehr krank gewesen bin, lasse mich sterben! O Alles, um den Tod zu gewinnen! um zu dir zu kommen, mein Gott, meine Liebe! ... Alles ist dir möglich, erhöre mein Gebet! Die Welt wird überrascht sagen: „Das ist unerklärlich; er, so krank und so schwach, wird geheilt; und sie so stark, so gesund, stirbt!" Und ich würde denken: Kann Gott nicht Alles? Gott hat es gewollt, das erklärt Alles.

Mein Gott, ist es wie ein Instinct, daß du mein Gebet erhören wirst? aber ich kann meinen Ideen keine bestimmte Richtung geben in Beziehung einer Zukunft für mich in dieser Welt. Wenn ich von Heirath höre, glaube ich stets eine Stimme in meinem Innern zu vernehmen, die zu mir sagt: „Eile dich nicht, es ist

unnütz.“ Ist es die Stimme meines Schutzengels? Geliebter Engel, bringe mein Gebet zu Gott, sage ihm, daß ihn zu sehen, für mich das Leben ist, er möge mich sterben lassen, auf daß ich leben könne. Mein Gott! von einer Seite stelle ich mir das Leben, umgeben von einer lieben Familie, glücklich vor; alles mögliche Glück hier auf Erden. Von der anderen Seite sehe ich eine lange Krankheit, aber dich! aber mich zu dir gehen! Mein Gott, ich wähle den besseren Theil; wirst du nicht wie von Maria sagen: „Er wird ihr nicht genommen werden!“

April 1836.

... Ich erkenne an, daß ich sehr schlecht bin, aber mehr denn je komme ich zu dir. O ich irre mich nicht, wenn ich denke, daß ich dich liebe. Nicht wahr? ich bin es wohl? Mein Gott, nimm meine Liebe an, nimm das Begehren an, daß ich nur dir gehören mag auf Erden, und wenn dein Wille es bestimmt, daß mein Weg schwerer sei als jener, der nur allein zu dienen, dann behüte und beschütze die schwächste deiner Creaturen!

Venedig, 4. April 1836.

Mein Gott, ich sehne mich nach deinen Kirchen, sehne mich darnach von dir sprechen zu hören, sehne mich nach deiner Liebe. Gib mir die unendliche Barmherzigkeit, nimm mein Herz, reinige es, und lasse es dich alsdann lieben. Was soll ich thuen, o mein Gott, damit mein Herz stets bei dir sei? Was soll

ich thuen, um es zu vereinsamen? Mögen meine Lippen reden, meine Hände sich bewegen für dieses langweilige Leben, doch möge nimmer mein Herz dich verlassen. Nur lasse alle meine Handlungen sanft und geduldig sein, um nicht die Hülle dieses Herzens zu beflecken, das ich dich anzunehmen bitte, das ich dich beschwöre, heiligen zu wollen. Behüte es vor der Eitelkeit und dem Stolz, demüthige es, aber gib, daß es dich liebe. Nur dich lieben! mein Gott, das allein erflehe ich von dir.

Venedig, 5. April 1836.

. . . .

... O! Die Liebe ward uns nur für dich, mein Gott, in's Herz gelegt! Das Herz hat das Bedürfniß ausgefüllt zu sein, nur du vermagst es auszufüllen, es zu überhäufen, zu befriedigen ... O, welche nie endende Freude ist es, dich zu lieben! Ueberall findet man dich wieder; du verräthst nicht, du verlässest nicht, und wenn deine eine Hand uns prüft, so tröstet uns deine andere; du machst, daß wir uns nach deinen Prüfungen sehnen, denn dich lieben heißt wünschen für dich zu leiden. Deine Kirchen machen mir den Eindruck eines Vaterlandes; ich athme darin mit Lust, mein Gott, ich liebe dich! aber lasse mich dich noch mehr lieben. Ich liebe alle Menschen, aber vermehre in meinem Herzen die gesegnete Barmherzigkeit. Diesen Morgen, während des Segnens der Schiffe, ließest du einen Strahl davon in mein Herz fallen. Diese Menschenmasse auf den Knieen ... erregte, als

ich sie sah, ein Gefühl zärtlicher Liebe für alle Menschen auf Erden in mir. Ich habe für sie alle gebetet, und es gefühlt, daß ich für jeden Einzelnen von ihnen zu leiden im Stande sein würde, und auch zu sterben. Mein Gott, ich empfinde sehr selten diese vollkommene Bruderliebe für alle Menschen. Das ist eine Gnade, die von dir kommt, denn alles Gute kommt von dir. Mache dieses Gefühl lebendig und ewig in mir, auf daß ich niemals mir selber etwas Gutes zuschreibe. Demüthige mich immer, und nimm wenigstens den heißen Wunsch an, den du in meiner Seele siehst, daß niemals der Stolz und die Eitelkeit Eingang in dieselbe finden möge. —

Der Theil des Tagebuches Eugeniens, welcher in Venedig Alexandrinen in die Hände fiel, ist hiermit zu Ende. Die folgenden Zeilen wurden später anderen Heften entlehnt, in welche sie ihre Gedanken während dieses nämlichen Jahres 1836 aufgeschrieben hatte.

Venedig, 5. April 1836.

O mein Gott! Wie recht hattest du zu sagen, daß du das Leben seiest und daß du es Denen gäbest, die dich darum bäten! Gestern war ich todt, denn ich war kalt, als ich betete, und das Gebet ohne Leben ist schlimmer als der Tod. Ich ging zu dir, auf daß du mich wieder beleben solltest. Diesen Morgen, als mir der Priester die Absolution ertheilte, fühlte ich meine erstarrte Brust wie von einem Feuer erwärmt; ich weinte und war sehr glücklich. Ich danke dir mein Gott! O, was muß

das für eine Liebe sein, die der Heiligen und Engel, die Liebe im Himmel, da schon diese, welche ich empfinde, und die doch nur der Schatten des Schattens der göttlichen Liebe sein kann, mich erfüllt, mir im Herzen brennt, und ich fühle, daß sie ewig dauern wird; wie in den kurzen Augenblicken, wo du mich segnest, könnte ich nicht leben! Ich verstehe, daß das Uebermaß der Liebe das Ende von Allem sein muß. Wenn man erst dahin gelangt ist, wo nichts von der Betrachtung, der Anbetung uns abzuziehen vermag, dann ist man dir schon zu nahe, um auf Erden zu bleiben, dann ist man ein Engel geworden und muß sterben. So ging es den Heiligen.

Venedig, 9. April 1836.

Ich weine in diesem Augenblick, ich weine bei dem Gedanken, in die Welt zurückkehren zu müssen, wo ich vielleicht diese schöne fromme Zeit vergessen, wo ich vielleicht sein werde, wie ich schon gewesen bin, dich vergessend, dich beleidigend. Mein Schutzengel! gewähre meiner Schwachheit Schutz, gib, daß ich mich in dir ganz verliere, wenn ich wieder in der Welt leben muß. Mein Herz gehört dir, vereinsame es. Möge es dich immer lieben und niemals in der Welt sein, die ich nicht mag.

11. April 1836.

„**Dienet mit Freudigkeit dem Herrn.**" O ja, mein Gott! ich will mit Freude, mit Trunkenheit dich lieben, dir dienen und in allen Dingen dir gefallen. Ich fühle mich im Herzen fröhlich, wenn ich in eine

Kirche gehe. So war ich früher nicht. Ich bin verändert. Aber, wie war ich denn früher, wenn ich jetzt besser bin, da ich doch noch jetzt so schlecht, so elend, so arm an gutem Willen bin? O mein Gott, wir vermögen nichts, nichts durch uns selbst, nicht einmal zu wünschen gut zu sein. Ich danke, mein Gott, daß du mir diesen Wunsch in's Herz legtest. O dessen wenigstens bin ich gewiß, daß ich den Wunsch habe, dich ganz unaussprechlich zu lieben, dich mit aller Kraft des Menschenherzens zu lieben, und wenn ich dies erreicht habe, will ich dich noch ferner um die Gnade einer übermenschlichen Liebe bitten, denn man muß sein ganzes Wesen in Liebe zu dir umschmelzen, dich mit der Liebe der Engel lieben, um zu dir zu kommen!

Mein Gott, gib mir Dankbarkeit, um dir zu danken! Gib mir das Gebet, um zu dir zu beten! gib mir die Liebe, um dich zu lieben!

... Mein Ekel an der Welt nimmt zu. Was soll ich thun, wenn ich in ihr leben muß? O, was soll ich thun? Soll ich ihr die Zeit widmen, deren Kostbarkeit du mich schätzen lehrtest, als ich sie dir gab? Soll ich mich nun von dir absondern?

Nun wohl, ich werde warten, was auch meine Bestimmung sein möge, ich habe das Vertrauen, mein Gott, daß du Mitleid mit deinem armen Kinde haben und mich nicht verlassen wirst. Nachdem du es gelehrt zu sehen und zu verstehen, gibt es nichts in der Welt als dich, dich allein, und alles Glück der Welt ist nur in dir; nachdem du sein Herz mit dem hohen Ehrgeiz erfüllt, nur durch dich glücklich werden zu

wollen, wirst du nicht gestatten, daß es nur einen Augenblick von der Welt geblendet werde und dich vergesse. Wenn du willst, daß es reich und glücklich werde, wirst du jedoch niemals erlauben, daß es stolz werde, und verleihen, daß immer, immer der erste Wunsch seiner Seele der bleiben möge, Alles um deinetwillen zu verlassen. Man kann dich überall lieben, und wenn du nicht willst, daß es mit Freiheit, mit Ruhe und Hingebung eines nur dir geweihten Lebens geschehe, so geschehe dein Wille. Aber dann, mein Gott, vermehre das Bedürfniß des Gebetes in mir, und gib mir Beharrlichkeit, denn mein Weg wird dann ein viel schwererer sein. Ich werde dich dann rufen, mein Gott! mein Jesus! meine Liebe! Komm dann zu mir!

Shakespeare hat gesagt: „Das Glück ist, nicht geboren zu sein." O nein, nicht dies! weil man geboren sein muß, um dich kennen und lieben zu können, mein Gott. Allein zu sterben, das ist das Glück.

Avignon, 24. April 1836.

. . . .

Alexandrine sagte einmal: „Die, welche den Himmel lieben, haben keine Vaterlandsliebe." Wie wahr ist das, mein Gott! Ich fühle im Herzen eine große Gleichgiltigkeit für alle Orte der Erde, ich würde einen nach dem anderen verlassen, alle Orte, die ich am meisten liebte, wenn ich wüßte, daß ich mich dir näherte, indem ich das Land mit einem anderen vertauschte.

Vaterland! Das ist das Land, wo man geboren ist, wo man lebt, wo man liebt, wo man sein möchte, das man ersehnt. Das Vaterland kann nur der Himmel sein, und wenn man auf Erden eines wählen soll, so ist es in deinen Kirchen, an dem Ort, wo man zu dir betet; so ist es in dem Kreuz, das an deine Leiden erinnert; so ist es in dem Herzen, das deine Liebe ersehnt.

O ja, die Erde ist mir gleichgültig, ich sehe kaum, wie schön du sie geschaffen hast. Wenn man mir eine schöne Aussicht zeigt, suchen gegen meinen Willen meine Augen stets den Himmel, der schöner ist, als Alles, und in seinem Anschauen vergesse ich die Erde zu bewundern. Ich liebe, o, ich liebe es, den Himmel zu betrachten! Ich kenne keinen Kummer, der nicht Trost durch diesen Anblick fände, denn der einzige untröstliche Kummer ist der, dich zu beleidigen, mein Gott! Und auch dann würde ich auf den Himmel sehen, denn nur von dort kommt die Verzeihung. Mein Gott! sei du allein mein Traum, mein Gedanke, meine Liebe, mein Vaterland!

Aix, 26. April 1836.

O der Himmel! der Himmel! werde ich jemals dort sein? Möge die Sehnsucht nach Liebe für mich um Verzeihung bitten, daß ich so wenig Geduld zu leben habe! Mein Gott! ist es denn unrecht, den Tod zu ersehnen, wenn es darum geschieht, weil man dich zu sehen begehrt? Es ist nicht aus Furcht vor Prüfungen, daß ich sterben möchte. Wenn ich nicht an dich denken

kann, finde ich, daß das Leben eine Tollheit ist, mein Gott! Du kannst in meinem Herzen lesen; wenn dieser Wunsch zu dir zu kommen dich beleidigt, so entferne mich von dir. Gib mir dann nur die Demuth und die Unterwürfigkeit, weiter nichts.

27. April 1836.

Ich bin gewiß, daß ich hundert Jahre alt werde. Gott wird mich für meinen dünkelvollen Wunsch zu sterben, durch ein nicht endendes Leben züchtigen. — Neunzig Jahre Erwartung, — neunzig Chancen zu sündigen! O mein Gott! könntest du das wollen? Wie viel Uebeles könnte ich in dieser langen Zeit begehen? Würde ich dann den Tod verdienen? Mein Gott ich werde niemals würdig sein, zu dir zu gehen, doch je jünger ich sterbe, je geringer ist die Entsagung, welche mich von dir trennt, und je leichter wird es mir werden, sie zu durchmessen.

Das Fegfeuer ist besser, als das Leben. Man ist dort Gott näher als auf der Erde. Man reinigt sich dort für Gott.

. . . .

Paris, 14. Mai 1836.

O diese Nacht war schön! Ich wachte[1]), ich betete, und du erlaubtest, daß dies mit großer Inbrunst bis zum Morgen geschah. Mein Gott, sei gesegnet, ich bete dich an! habe Dank! habe Dank! Du hattest Mitleid mit

---

1) Bei Albert.

mir! Nach einem traurigen Tag der Furcht hast du mein entmuthigtes Herz gestärkt, du hast mich fühlen lassen, daß du mich nie verlassen wirst. O mein Gott! in dieser Nacht war mir das Herz so überströmend voll, daß ich fürchtete es möchte mir brechen. O, wie glücklich war ich! Ich fühlte mich so ruhig, so heiter! Es war traurig, nach diesem Augenblick göttlichen Vergessens wieder zu diesem armseligen Leben zurückkehren zu müssen. Ja, mein Gott, ich wage dieses Wort auszusprechen, denn Alles, was ich in dieser Nacht empfunden, kam ja von dir. Ich bin nicht durch den Gedanken verwirrt, daß es Eigendünkel von mir ist, dies zu glauben. Ich denke nicht an mich, dich liebe ich in der Gnade der Andacht; ich beunruhige mich nicht, und diese Ruhe gibt mir das Gefühl von deiner göttlichen Gegenwart, denn der Herr ist nicht in der Verwirrung. Mein Gott, ich liebe dich! Das rief ich in dieser Nacht, die Engel brachten jenes Wort bis zu dir, ich möchte es sterbend auf den Lippen haben. Ja, mein Gott, ich möchte es mit solcher Kraft ausrufen, daß ich daran sterben würde. Ich vergaß Alles in dieser Nacht, ausgenommen dich. Ich glaubte mich fast der Erde entrückt. Und doch, als ich zu Albert zurückkehrte, war ich auch dort ruhig und glücklich.

Ich komme aus der Kirche, es wurde keine Messe gelesen, ich habe nicht mein Buch geöffnet, aber es ist einerlei. O diese erste Communion gab meiner Seele so süße zärtliche Gedanken ein! Mein Gott! ich danke dir, denn auch hier hatte ich, wie in Venedig, ein Gefühl, einen Strahl der Barmherzigkeit, eine wahre Liebe

für alle Menschen, aber namentlich für alle die Kinder, welche du heute gesegnet hast; ich fühlte, daß wenn man mir gesagt hätte: „Du wirst, wenn du auch für das allerkleinste derselben stirbst, es davor bewahren, jemals Gott zu beleidigen!“ O, da fühlte ich, daß ich nicht zittern würde vor dem Tod! Mein Herz wurde weit und groß in meiner Brust vor Freuden, wenn ich dachte: „Es wird niemals Gott beleidigen!“ O mein Gott! wenn ich tausend Mal sterben könnte, ich würde es thun, um jeden dieser Menschen vor dem Uebel zu bewahren. Siehe, wie aufrichtig dieser Wunsch ist. Stärke ihn, gib, daß er für immer in meinem Herzen bleibe, denn dieses Gefühl ist die Barmherzigkeit, die ich so sehr wünsche. O segne diese Kinder, mein Gott! segne sie durch die beständige Erinnerung an diesen schönen Tag, an welchem sie dich zum ersten Mal empfingen. Welchen aufrichtigen Schrecken haben sie heute vor dem Bösen! Wie werden sie dir versprechen, eher zu sterben, als dich zu beleidigen! O lasse diese Gedanken immer in ihrer Seele bleiben; lasse die Erinnerung an diesen Tag sie erleuchten, und sie vor allem Uebel beschützen!

Und mich, o mein Gott, mache wieder so, wie ich am Tage meiner ersten Communion war, gib mir das einfache und reine Herz der Kinder wieder.

Paris, 20. Mai 1836.

. . . .

Gestern und heute war ich frivol, ich dachte an meinen Anzug, ich besah mich in dem Spiegel; es ist

wahr, daß ich mich nicht schön fand, doch that ich was ich konnte, um mich schöner zu machen. Je mehr ich mich mit diesen Dingen beschäftigte, je mehr fühlte ich, wie sich die Gnade Gottes von mir entfernte, und wie sich mein Herz mit der Empfindung einer schmerzlichen Gleichgültigkeit schloß. Meine Eitelkeit wird in allen Punkten lebendiger. Gestern sagte M. * * * ich hätte eine schöne Stimme, ich war unbegreiflich geschmeichelt von dieser Rede, und sang nun mit größerem Vergnügen vor ihm. O mein Gott, vertrockne meine Kehle, diesen verwundbarsten Theil meiner Eitelkeit. Ich bin nicht hübsch genug, daß ein Compliment über mein Gesicht mir schmeichelhaft sein könnte, doch was meine Stimme anbelangt, so höre ich, daß sie schön ist, und ich will, daß man sie so fände, wenn ich vor den Menschen singe. Ich verabscheue zuweilen meine Stimme. O nimm sie mir fort, mein Gott, weil sie nicht einzig dazu bestimmt ist, dein Lob zu singen; es ist ein Gut, das du mir gegeben hast, nimm es zurück, weil ich es mißbrauche! ... O ich fühle es jetzt, wenn ich Nonne wäre, und nichts von der Welt wüßte, würde ich es nie beklagen. Aber wer weiß! wäre ich mit meiner ganzen Schwäche und meinem ganzen Elend in die Welt geschleudert, würde sie vielleicht so viel Reiz auf mich ausüben, wie ich jetzt Haß gegen sie empfinde. O ein Kloster! ein Kloster! einen Ort auf der Welt, wo nicht das Böse ist; ich will Alles verlassen, um diese große Sehnsucht nach Liebe und Andacht dorthin zu tragen. O Gott allein zu dienen! Gott allein zu lieben! Doch vergessen wir auch dieses nicht, Gott

allein zu gehorchen. Also Alles schweige, kein Murren, kein Auflehnen, dein Wille geschehe, mein Gott! Doch wenn ich den Frieden verdiene, gib mir diesen Segen, wenn nicht, sei immer gedankt und geliebt. Alles von dir ist geliebt!

Paris, 29. Mai 1836.

Dreifaltigkeitssonntag, Tag der Conversion Alexandrinens.

Herr! was soll ich sagen, um dir zu danken für die Gnade dieses Tages? Sie ist katholisch, dein schönes, kleines Lamm ist zu dir zurückgekehrt, mein Gott! O erquicke ihre Seele, liebe sie, tröste sie für die langen Jahre ihrer Verbannung, überhäufe mit Freuden ihre Rückkehr in das wahre Vaterland, segne sie mit allen deinen Gaben, und wenn du sie lieb genug hast, um sie zu prüfen, so schicke ihr die unendliche Liebe zu dir allein, auf daß sie Alles ertragen kann, auf daß sie Alles zu lieben vermag, was von dir, von deiner angebeteten Hand kommt. Engel Gottes, wachet über sie, umringt sie, auf daß ihr Frieden vollkommen sei, auf daß ihre Seele heiter sei!

Paris, 18. Juni 1836.

Ich glaubte einen Fond von Sorglosigkeit in mir entdeckt zu haben, der viel Aehnlichkeit mit der Gleichgültigkeit hat. Ich halte dafür, daß wenn man sich so wenig für die Dinge dieser Welt interessirt, dies wohl ein Zeichen von Herzlosigkeit sein könne. Ich glaubte

auch, daß ich einen sträflichen Eifer hätte, daß ich die Dinge alle in *einer Anwandlung* beurtheile; zuweilen in einer weltlichen Anwandlung, und Gottvergessenheit; zuweilen beschuldige ich in einer Anwandlung übertriebenen Eifers sogar die Andächtigsten der Kälte. O dies Alles ist nicht gottgefällig. Wird niemals eine solide Frömmigkeit in meinem Herzen Wurzel fassen? Ich bin noch weit davon entfernt! O ich habe heute einen traurigen Geist und ein trauriges Herz! ich habe so viel gedacht, und an so viele einander widersprechende Dinge! Mein Kopf ist dumm. Mein guter lieber Gott, habe ich dich zu sehr beleidigt, daß du mich nicht tröstest? Willst du ein wenig kommen? Willst du mich in der Tiefe meiner Seele fühlen lassen, wie ich dich liebe, dann wird sich meine Trauer in unendliche Freude verwandeln. Habe ich mich getäuscht, als ich dich zu lieben glaubte? Habe ich mich geirrt, als ich mich nach deiner Liebe sehnte? Ist denn das Alles falsch in meinem Herzen? Und ist denn auch dieser Wunsch der völligen Ergebenheit in deinen heiligen Willen eine Falschheit? Was ist das Alles, o mein Gott! und wer bin ich?

19. Juni 1836.

Man ruft mich zum Singen; ich hatte stets einen unbestimmten Wunsch zu gefallen. Die Eitelkeit muß wohl von allen schlimmen Fehlern des Herzens der sein, welcher am schwersten auszurotten ist. O, welches Elend! Ich habe Falschheit im Geist und Schwäche im Herzen; welch elender Mensch ist man

mit solcher Mischung! Mein Gott! so wie ich bin, gebe ich mich dir, und ich gebe dir Alles, mein Elend, mein Stolz, meine Eitelkeit, Alles, und das ist kein schönes Geschenk für dich, wo aber soll ich die Schwachheit bergen, wenn nicht da, wo die Stärke ist? Da wo Verzeihung ist, wo Alles gereinigt wird, und sich das Böse in Gutes verwandelt? Die Menschen würden mein Elend nicht wollen; doch Gott!... Die Menschen sind sehr strenge, doch Gott!... Gott liebt unsere Unvollkommenheiten, wenn wir ihm die Verzeihung überlassen. Ich sage: *wenn wir sie ihm überlassen*, denn er verzeiht uns nur nicht, wenn unser eigener Wille sich dem widersetzt; und doch ist *nicht verzeihen* nicht das rechte Wort, Gott kennt kein *Nichtverzeihen*, wir unterlassen es nur oft, um seine Verzeihung zu bitten. Er hört auf alle unsere Bitten, *er stößt uns nie zurück*. O, wie unendlich der Gedanke ist, welche unendliche Hoffnung, welche Freude, welcher Trost liegt in ihm! O mein Gott! sei gesegnet! sei gesegnet, angebetet und verherrlicht. Du bist das Glück des Herzens!



